HANS ULRICH RUDEL
ZWISCHEN DEUTSCHLAND
UND ARGENTINIEN

Hans-Ulrich Rudel

HANS-ULRICH RUDEL

Zwischen Deutschland und Argentinien

— Fünf Jahre in Übersee —

PLESSE VERLAG GÖTTINGEN

Gesamtherstellung C. W. Niemeyer, Hameln

Vorwort

Unsere Vorstellung vom menschlichen Dasein ist weitgehend verblaßt. Das Grau des allzu gleichmäßig sich wiederholenden Alltags hat ihm alle Farbigkeit, unsere Neigung, Kompromisse zu schließen, alle Kraft genommen. Ein Gefühl des Gelangweiltseins breitet sich mehr und mehr aus und lähmt weiterhin den Unternehmungsgeist.

Es sind nur noch wenige unter uns, die diesen Kreis durchbrechen, für die das Leben nach wie vor das große Abenteuer bedeutet, das täglich, stündlich mit frischem Mut, klaren Sinnen, unter Entfaltung aller Kräfte angegangen werden will. Ihnen schenkt es sich dafür auch in seiner bunten Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit, in all seiner überwältigenden Fülle. Die ungewöhnlichsten Erlebnisse stoßen ihnen zu, jedes einzelne eine Bewährungsprobe, nicht selten eine Entscheidung auf Leben und Tod. Was sie auch planen und anfassen, wird vor ihrem klaren Blick, unter ihren festen Händen erlebenswert, lebenswert.

Zu diesen wenigen Menschen, die noch aus dem Vollen zu leben verstehen, gehört in augenfälliger Weise der Verfasser der folgenden Kapitel, Hans-Ulrich Rudel. Aus seinem ersten Buch „Trotzdem" lernten wir ihn als einen Menschen von ganz seltener Willenskraft und von beinahe noch seltenerer Gradheit des Charakters kennen, der — vollkommen konsequent im Handeln — seinen Grundsatz „Verloren ist nur, wer sich selbst aufgibt" tausendfältig befolgt und im grausamsten aller bisherigen Kriege bis zur allerletzten Stunde unter unvorstellbar harten Bedingungen seine Einsätze geflogen und mehr, weit mehr als seine Pflicht für unser Vaterland getan hat.

Schon das zweite Buch „Aus Krieg und Frieden" ließ erkennen, wie sich diese ungewöhnlichen Eigenschaften auch nach dem Kriege im zivilen Leben beweisen, aber auch, wie die unermüdliche, rastlose Tatkraft Rudels ihn immer wieder zu neuer Bewährung vor sich selbst und damit zu den gewagtesten Unternehmungen drängt, die dem nur auf ein ruhiges, gesichertes Leben bedachten Bürger manchmal vielleicht ausgefallen vorkommen mögen. Der Paralleldruck von Kriegs- und Nachkriegserlebnissen ließ das besonders anschaulich werden.

Nun liegt mit diesem dritten Band die geschlossene Darstellung der Jahre in Übersee vor, angefangen mit der Entlassung aus der Gefangenschaft und den Verhältnissen und Eindrücken, die Rudel zur Ausreise veranlaßten, bis zum Wiedersehen mit Deutschland. Und wieder ist es die Frische und Kraft der Schilderung, die uns zuinnerst packt, der klare Blick, mit dem die Probleme gesehen, der zugreifende Wille, mit dem sie gemeistert werden, ganz gleich, ob es sich nun um ein großzügiges Hilfswerk für die eingekerkerten Kameraden und ihre Angehörigen, um die Schilderung der argentinischen Landschaft, um das Phänomen des Peronismus, die politische Situation der Heimat handelt, oder auch um einen Tenniskampf, der gewonnen, um den höchsten Vulkan der Erde, der bestiegen werden muß.

Frische, Kraft und Klarheit des Mannes Rudel aber tun im Frieden wenigstens ebenso not, wie sie es im Kriege taten. Darum bedeuten seine Bücher eine rechte Erhebung, ein tätiges Bekenntnis zum lebendigen Leben.

DIETER VOLLMER

Inhaltsverzeichnis

Kapitel I

Entlassung aus der Gefangenschaft

Entartete Kunst ist das, aber kein Skilaufen! Mit der schlecht sitzenden Behelfsprothese sind beim besten Willen keine eleganten Schwünge zu machen. Aber immerhin, hier oben in Sonne und Schnee, am Nebelhorn, hoch über Oberstdorf, läßt sich die Kriegsgefangenschaft ertragen. In meinem Bett im Gefangenenlazarett in Fürth liegt solange brav ein Ersatzmann. Es ist nicht das erste Mal, daß ich ausgerissen bin. Die Dinge haben sich eben doch sehr geändert, seit ich aus dem französischen Lager nach Fürth verlegt wurde.

Unterwegs hierher, nach Oberstdorf, hatte ich übrigens eine Begegnung, die gut in diese Zeit paßt. Zwischen München und Immenstadt war der Zug sehr voll. Wir hatten Schwierigkeiten, einen Sitzplatz zu finden, und stellten dabei staunend fest, daß zwei ganze Wagen ausschließlich von schwarzberockten jungen Leuten besetzt waren, scheinbar Angehörige einer geistlichen Körperschaft, was aber im Augenblick nicht mit Sicherheit auszumachen war. Zwischen ihnen hie und da ein altes, verknöchertes Gesicht, aber im großen Ganzen eben lauter junge Leute, meines Jahrgangs etwa und noch jüngere. Sie hielten zum Teil Bibeln, Gesangbücher, Breviere oder dergleichen in den Händen. Meine Frage, ob wir zusteigen könnten, wurde bejaht. Es war in diesen Wagen wesentlich leerer als in den anderen überfüllten Abteilen. Warum sollten wir uns also nicht zu diesen jungen Leuten setzen, die recht sympathisch aussahen? Meine Bekannten und ich nahmen also zwischen ihnen Platz und sahen sie uns näher an.

Es waren etwa zwanzig oder dreißig dieser schwarzberockten Leute, Jesuitenschüler oder Angehörige eines Priesterseminars oder einer anderen katholischen Einrichtung. Ab und zu wandelte durch den Wagengang einer der Älteren, auf der Brust ein schweres, silbernes Kreuz an der Kette, eine randlose Brille vor den Augen, die streng auf die jungen Leute herabblickten. So oft er vorbeikam, wurde es mucksmäuschenstill im Abteil, alle hielten schnell ihre Breviere vor die Gesichter und murmelten vor sich hin. Prüfenden Blickes wandelte dann der Alte zwei oder dreimal den Wagen auf und

ab und wachte darüber, daß alles in andachtsvoller Stimmung verharrte. Darauf verschwand er im anderen Wagen, und im gleichen Augenblick legten die jungen Schwarzröcke ihre Bücher weg, nahmen ihre Gespräche wieder auf, lachten, scherzten, kurz: benahmen sich wieder wie andere Menschen auch. Aber kaum ging die Türe auf, und der Alte erschien wieder, da rissen sie ihre Bücher wieder vor die Gesichter und murmelten, völlig der Welt abgewandt, ernst, gesammelt, manche geradezu fanatisch. Als die Aufsicht dann wieder gegangen war, da kramte neben mir einer plötzlich Bilder hervor, zeigte sie seinem Gegenüber und meinte, ja, wenn der noch da wäre, und das waren noch Zeiten, damals, als wir noch über England flogen, und dies und jenes mehr.

Ich konnte ein wenig in die Bilder hineinschauen und sah zwei fesche junge Leute in Luftwaffen-Uniform, der eine davon allem Anschein nach mein Nachbar, der nun in dieser neuen, schwarzen Uniform steckte und erzählte: Ja, alles vorbei jetzt, aber schön war es doch! Und dann folgten wilde Geschichten, was sich so alles getan hatte, im Krieg und im Frieden und auf Urlaub. Und das war, muß ich schon sagen, durchaus nicht geistlich, sondern strotzte von herzhafter Weltlichkeit. Die Lebensfreude war dem Guten, das konnte man deutlich merken, auch heute noch nicht ganz abhanden gekommen. Schließlich malte er seinem Gegenüber aus, wie nett es würde; wenn sie nun diesen Lehrgang hinter sich hätten und ihr praktisches Jahr ableisten müßten, wenn sie dann auf eine Pfarrstelle kämen, wo sie möglichst auf sich allein gestellt wären, eine nette Wirtschafterin hätten, die höchstens dieses oder jenes Alter haben dürfte, wo es ferner einen anständigen Wein gäbe für die Pfarre und sich alles in allem ein recht nettes und angenehmes Leben führen ließe. Bei solchen Vorstellungen schmunzelten die beiden Schwerennöter, schlugen sich vor Freude auf die Knie, aber die Freude dauerte nur Sekunden. Denn in diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und herein trat wieder der Mann mit der Bibel in der Hand, dem Kreuz auf der Brust und dem weltabgewandten, strengen Blick. Und schon rissen sie wieder ihre Gebetsbücher an sich und murmelten monoton vor sich hin. Der gestrenge Herr aber sah sie sehr prüfend an, und man konnte seinem Blick entnehmen, daß er sehr wohl wußte, wovon hier eben noch die Rede gewesen war, daß sehr irdische Dinge im Spiele und bei weitem noch nicht jener Grad an Weltabkehr erreicht war, der mit Rücksicht auf den künftigen Beruf dieser jungen Leute geboten schien. Fünf lange, bedrückende Minuten wandelte er zwischen den Bänken hin. Nichts war mehr zu hören von netten Wirtschafterinnen, gutem Wein oder sonstigen Lebensfreuden. Nur noch blasse, ernste Gesichter sah ich um mich herum und fühlte mich wieder ganz in ein Priesterseminar oder eine Jesuitenschule ver-

setzt, die eben notgedrungen einmal mit einem öffentlichen Verkehrsmittel reisen mußte. In dem Moment aber, da der Alte wieder draußen war, und sie sich versichert hatten, daß er wirklich den Wagen verlassen hatte, flogen die Bücher beiseite und freundlichere Vorstellungen von einem zukünftigen Leben beherrschten erneut das Feld.

Ich freute mich aufrichtig über diese weltlichen Töne, die da unter dem schwarzen Ornat hervordrangen, denn ich wußte ja, daß es junge Menschen waren, die dem Leben noch nicht ganz abgeschworen hatten, die zwar im Augenblick einen neuen Beruf suchten und geistlich wurden, aber durchaus noch nicht in diese Atmosphäre hineingewachsen waren. Und so faßte ich mir ein Herz und fragte meinen Nachbarn: Sagen Sie mal, das ist zwar eine indiskrete Frage, aber waren Sie vielleicht früher bei der Luftwaffe? Ja, sagte er, ich war bei einem Kampfgeschwader, habe die Heinkel 111 und später die Junkers 88 geflogen. Dabei sah er mich prüfend an und sagte endlich: Ich habe Sie vorhin schon beobachtet und habe den Verdacht: Sie sind der soundso.

Wir unterhielten uns dann etwas, und er erzählte, sie seien also wirklich in Vorbereitung und hätten diesen Beruf erwählt. Ich wüßte ja, [illegible] von ihnen seien verfemt gewesen, seien in der SS oder HJ-Führer gewesen und hätten daher Berufsschwierigkeiten gehabt. Und da hätten eben viele den schwarzen Ornat angezogen, um den Schikanen und Verfolgungen zu entgehen. Selbstverständlich seien einige unter ihnen auch durch die Wucht der Ereignisse dahin gebracht worden, diesen Schritt gerne und aus einer neu gewonnenen Überzeugung heraus zu tun. Viele aber seien auch lediglich unter dem Druck der Entwicklung in diese Laufbahn hineingezwungen worden. Sie würden bestimmt diejenigen bleiben, die sie waren, und so oft sie mit aufrechten Menschen zusammenträfen niemals verleugnen, daß sie Deutsche wären, sondern immer für das eintreten, für das sie in den letzten Jahren mit der Waffe eingestanden seien.

Ich weiß nicht mehr, zu welchem Seminar sie unterwegs waren, bevor sie das praktische Jahr beginnen sollten, ob es in Vorarlberg oder gar jenseits der Alpen lag. Aber als wir uns in Immenstadt trennten, von wo aus ich nach Oberstdorf weiterzufahren hatte, war ich um ein schönes Erlebnis reicher, das mir viel zu denken gab und mir zeigte, daß sich heute in allen Ländern unter allen Röcken junge Herzen verbergen, die ihren alten Idealen treu geblieben sind.

Das war eine selten eindringliche Einleitung zu den Tagen hier in Oberstdorf, in denen ich versuchen wollte, sportlich wieder etwas in Schwung zu kommen und mich mit Hilfe von Sonne, Schnee und Bewegung zu erholen. Aber dieses Trauerspiel mit dem Skilaufen ist mir nun doch

sehr ärgerlich. Fast sieht es so aus, als würde ich es überhaupt nicht wieder richtig erlernen können. Ein alter Bekannter aus Oberstdorf, der auch in der Luftwaffen-Skimannschaft war, gibt sich alle Mühe mit mir, aber es will und will nichts Vernünftiges werden. Ich bin nahe daran, aufzugeben. Und dann wird es auch hohe Zeit, umzukehren, denn es ist Nachricht gekommen, daß in den nächsten Tagen eine neue amerikanische Inspektion im Fürther Lazarett erwartet wird. Das darf ich meinem Ersatzmann nicht zumuten. Da muß ich schon selber anwesend sein.

Übrigens bin ich nicht der einzige Amputierte, der sich hier oben im Skilaufen versucht. Bald hat sich ein kleiner Kreis zusammengefunden. Wir betrachten mit einigem Mißvergnügen das Treiben der amerikanischen Soldaten, die sich mit blondgelockten deutschsprechenden Mädchen kindlich im Schnee amüsieren, damals für uns noch ein ungewohntes Bild, und schnell sind die ersten Wetten abgeschlossen, wer unter dem Anschein, noch nicht Ski fahren zu können, in Schußfahrt mitten in diesen neckischen Kreis der Amerikaner und ihrer Mädchen hineinbrausen wird. Es geht um Zigaretten, und da dieses Laster ja immer wieder Neugierige anlockt, macht sich auch schon der erste startfertig und fegt breitbeinig durch den glitzernden, hochaufstiebenden Schnee los. Unten fällt natürlich alles durcheinander, großes Geschrei, und wie man sich gerade wieder aufzurappeln beginnt, kommt der zweite und wirft wieder alles um. Auch das nimmt man noch als Unglücksfall hin. Als aber der dritte über die Trümmer saust, dämmert es den Burschen doch allmählich, daß da Absicht im Spiele ist, sie werden böse und drohen, von ihrer Besatzungsgewalt Gebrauch zu machen. Aber da sie nicht Skilaufen können und auch gar keine Ski bei sich haben, sind wir schnell auf und davon und freuen uns über den gelungenen Spaß.

Noch bevor die neue amerikanische Inspektion das Lazarett in Fürth übernimmt, kommt Professor Hahn und erklärt eine Nachamputation für notwendig, bevor eine wirklich passende Prothese angefertigt werden könne. Das kommt mir jetzt gar nicht gelegen, denn ich rechne ja täglich mit meiner Entlassung, die ich durch eine Operation nicht gerne hinausschieben möchte. Aber die Notwendigkeit des Eingriffs steht außer Zweifel, auch verspricht mir Prof. Hahn, daß ich nicht länger als acht Tage zu liegen brauche. Also kurz entschlossen, dann gleich! Die Operation verläuft gut, ich liege anschließend wieder im Bett und bekomme Besuch aus allen Ecken und Enden Deutschlands. Meine ehemaligen Kameraden, die zum großen Teil völlig mittellos auf der Straße stehen und noch nicht wissen, was sie machen werden, und mich gerne besuchen wollen, kommen per „Anhalter“ oder mit irgendwelchen anderen planmäßigen oder außerplanmäßigen Verkehrsmitteln in Fürth an. Das Erzählen nimmt kein Ende. Jeder hat

das Kriegsende in einer anderen Form und auf andere Weise erlebt. Aber ihren Idealismus und ihren Glauben an die Zukunft haben sie alle nicht verloren, und werden sich nun mit beiden Beinen wieder in das Leben hineinstellen.

Fünf Tage nach der Operation macht mir der Stumpf einen recht guten Eindruck. Irgend ein Anlaß reizt mich, das Lazarett zu verlassen, und wieder einmal einen Vertreter in mein Zimmer zu setzen. Ich stehe also auf, will das Haus verlassen, spüre aber schon nach wenigen Schritten starke Schmerzen. Der Blutdruck in dem frisch operierten Stumpf ist hoch, enorm hoch, und bevor ich noch in mein Zimmer zurückkehren kann, ist es passiert. Beim Hinlegen merke ich, daß die Naht wieder aufgerissen ist. Das wird mich also nun doch längere Zeit festhalten. Die Ärzte sind natürlich nicht begeistert, werfen mir vor, daß ich die Mindestliegezeit nicht eingehalten habe und lehnen grundsätzlich die Verantwortung ab. Zehn bis vierzehn Tage würde es nun wenigstens dauern, meinen sie. Es hilft also nichts, ich muß still liegen. Nach zehn Tagen gelingt der nächste Versuch schon wesentlich besser, und von da an geht es laufend vorwärts. Noch zwei Wochen und ich kann endlich einen Prothesenmacher konsultieren, in Nürnberg, aber das Bein, das er mir liefert, stellt sich auch noch nicht als vollkommen heraus. So beginnt ein Wandern von einem zum andern, eine langwierige Suche nach dem idealen Kunstbeinfabrikanten, und es soll noch recht viel Zeit vergehen, bis ich endlich auf meinen späteren Meister Striede in Kufstein stoße. Bis dahin aber verlaufen mehrere Versuche so kläglich, daß ich schließlich den Eindruck gewinne, die Leute legen gar keinen Wert darauf, anständige Arbeit zu liefern, weil sie mit schlechten Prothesen, die ständig ersetzt oder repariert werden müssen, vielmehr verdienen. Es ist eben keine Liebe mehr unter den Menschen. Um so glücklicher bin ich daher, als ich endlich Meister Striede kennen lerne, der wirklich Beine baut, die einen brauchbaren Ersatz für die verlorenen Glieder darstellen.

Im April 1946 wechselt die CIC-Kommission im Fürther Bezirk. Das ist ein guter Anlaß, einen neuen Entlassungsversuch zu starten. Unter der alten Kommission war das ziemlich zwecklos, denn dort wurde ich in einer besonderen Kartei geführt, die sehr wenig Aussicht auf Entlassung ließ. Die neue aber bringt natürlich neue Fragebogenformulare mit. Es muß alles neu aufgenommen werden, und wenn man dabei vorsichtig ist, Vornamen, Dienstgrad und ähnliche Nebensächlichkeiten nicht allzu genau vermerkt, sondern das Hauptgewicht auf den Prozentsatz der Versehrtheit legt, kann es unter Umständen klappen. Sobald die ersten Listen mit zur Entlassung Vorgeschlagenen angefordert werden, bin ich dabei, und bin dann selber

erstaunt, wie prompt die Sache funktioniert. Mitte April verlasse ich also Fürth als ein freier Mann, was man im Nachkriegsdeutschland so frei nennt. Möglicherweise hängt meine bedingte Freiheit nur von gewissen Ungenauigkeiten auf gewissen Formularen ab. Ich wende mich daher vorsichtshalber nicht der angegebenen Entlassungsanschrift bei meinen Eltern, sondern zunächst wieder den Bergen zu, halte mich einige Zeit dort auf und erfahre regelmäßig von Bekannten, welche Nachfragen unterdes zu Hause erfolgt sind.

Erst als die Luft verhältnismäßig rein scheint, fahre ich zu meinen Eltern und Schwestern, die nach ihrer Flucht aus Schlesien in Oberfranken untergekommen waren. Soviel hatte ich noch während des Krieges erfahren. Wir hofften aber natürlich alle, daß das nur ein vorübergehender Aufenthalt sein würde und wir bald würden zurückkehren können in unser geliebtes Schlesien. Meine Frau war mit den Jungen zunächst nach St. Anton/Tirol gegangen, wo wir oft zusammen gewesen waren, viele Bekannte hatten und uns ausgesprochen wohl fühlten. Während ich im Lazarett lag, war die Postverbindung schon sehr schlecht und unzuverlässig und später während meiner Gefangenschaft völlig unterbrochen. Ich hatte in dieser ganzen Zeit über das Schicksal meiner Angehörigen nur Mutmaßungen und Hoffnungen hegen können. Erst vom Kriegsgefangenenlazarett Fürth aus bestand dann Möglichkeit, die Verbindung wieder aufzunehmen. Ich erfuhr nun, daß im November 1945 mein Jüngster geboren worden und meine Frau mit den beiden Jungen nach Düsseldorf gezogen war, während meine Eltern nach wie vor in Oberfranken blieben. Sie hausten dort recht und schlecht, in notdürftig hergerichteten Räumen, wie es damals so vielen ging. Natürlich taten mir diese Verhältnisse weh, denn meine Eltern waren nicht mehr die Jüngsten, und das Los, aus der Heimat vertrieben zu sein, drückte sie besonders schwer. Sie hatten bei ihrer Flucht, wie wir ja alle, nur an ein vorübergehendes „Ausweichen" gedacht und daher von allen den Einrichtungsgegenständen, die ihnen im Laufe eines langen Lebens ans Herz gewachsen waren, nur sehr wenig mitgenommen. Die Katastrophe unserer Niederlage, der Aufteilung und Besetzung Deutschlands und die völlige Abtrennung der deutschen Ostgebiete war gänzlich unerwartet über sie hereingebrochen, und es fiel ihnen unendlich schwer, die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr zu begraben.

Bei einem meiner „Ausflüge" aus dem Fürther Lazarett konnte ich beim evangelischen Landesbischof erreichen, daß Vater, den es drängte, wieder in seinem Amte tätig zu sein, die Pfarrstelle Sausenhofen bei Gunzenhausen erhielt, deren früherer Pfarrer noch in einem sowjetischen Lager in Sibirien saß. Es war also formell nur eine Vertretung. Aber was

Vater im Laufe der Jahre — bis zu seinem Tode 1952 — aus dieser Vertretung gemacht hat, in unermüdlicher, angespannter Tätigkeit, das ließ diese Pfarrstelle zu seiner eigenen werden. Er übernahm sogar noch Vertretungen in Nachbargemeinden, und begann infolgedessen bald, sich heimisch zu fühlen und im wahrsten Sinne des Wortes selbst eine zweite Heimat zu schaffen. Da die Bevölkerung zur Hälfte aus Einheimischen, zur anderen Hälfte aus Vertriebenen der abgetrennten Ostgebiete bestand, gelang es ihm schnell, den Kontakt herzustellen. Das alles tröstete meine Eltern ein wenig über den Verlust der Heimat hinweg, besser jedenfalls, als diejenigen, die bis zum heutigen Tage noch nicht wieder bodenständig geworden sind und in Flüchtlingsbaracken hausen müssen.

In Düsseldorf sah ich dann meine Jungen, einen von ihnen zum ersten Male, und diese Jungen waren nun ein sehr lebendiger Appell, schleunigst eine Arbeit zu suchen, um für sie sorgen zu können. Die Wohnverhältnisse waren natürlich auch in Düsseldorf zunächst sehr primitiv. Der größte Teil der Stadt war ja durch die jahrelangen täglichen Bombenangriffe zerstört und der noch bewohnbare Raum daher aufs äußerste beschränkt. Ich machte mich also auf die Suche nach etwas Besserem. Besonders sorgte ich mich um den Jüngsten, der infolge der katastrophalen Ernährungslage Lungentuberkulose bekommen hatte, die später mangelnde Kalkbildung im Hüftgelenk zur Folge hatte und uns allen viel Kummer bereitete. Oft genug bleibt von einem solchen Leiden eine dauernde Gehbehinderung zurück, und wir fürchteten, daß Siegfried damit einen schweren Start ins Leben haben könnte. Er bedurfte also in dieser schwierigen Zeit ganz besonderer Förderung, um nichts unversucht zu lassen, was einer vollkommenen Ausheilung dienen könnte. Der Größere, Hans Ulrich, hatte die Zeit wesentlich besser überstanden. Er machte einen stabileren Eindruck, als er es vielleicht in Wirklichkeit war, hatte aber jedenfalls während der Kriegsjahre nichts entbehrt und eine gute Grundlage mitbekommen.

In Sausenhofen kann ich Verbindung zu einer Holzhaus-Fabrik herstellen, die daran interessiert ist, Nägel und anderes Material in der britischen Zone, im Ruhrgebiet zu kaufen, wo ich wieder andere Bekannte habe, die mir den Einkauf etwas erleichtern, so daß ich mich ein paar Wochen lang auf diese Weise erhalten kann. Doch bald stellt sich heraus, daß diese Tätigkeit nur eine Übergangslösung für ganz kurze Zeit bedeutet. Durch meine Freunde werde ich an eine Autofirma in Düsseldorf verwiesen, die mich beauftragt, Ersatzteile zu kaufen, und zwar vor allem in den unter englischer Leitung stehenden Lagern, in denen nach dem Kriege die beschlagnahmten Fahrzeuge der deutschen Wehrmacht abgestellt wurden, die nun von den Engländern den Deutschen wieder zum Kauf angeboten

werden. Ein solches Lager liegt zum Beispiel nördlich von Hamburg. Dort werden die Unterabteilungen von ehemaligen deutschen Soldaten geleitet, und die Düsseldorfer Firma verspricht sich von meiner Tätigkeit, daß ich durch persönlichen Kontakt mit diesen ehemaligen Landsern etwas erreichen werde. Daher bin ich in der nun folgenden Zeit viel in der Hamburger Gegend, vor allem in dem genannten Kraftfahrzeuglager, und kann mir dort bald für einen Spottpreis auch selber wieder etwas Fahrbares anschaffen. Es ist ein alter Opel-Kadett, den ich für vier- oder fünfhundert Mark erstehe. Das waren in der damaligen Währung ein paar Schachteln Zigaretten. Damit sieht das Leben nun schon wieder wesentlich freundlicher aus, da ich mich besser bewegen kann. Doch sehe ich auch hier das Ende kommen, denn diese Sorte von Lagern wird langsam ausverkauft, aufgelöst, und schon nach wenigen Monaten stellt sich heraus, daß nur noch Schrott vorhanden ist, der trotz des allgemeinen Mangels an jeglichem Material — die deutsche Industrie war ja zu diesem Zeitpunkt noch nicht wieder angelaufen — auch bei den interessiertesten Leuten nicht mehr anzubringen ist.

So muß ich mich also wohl oder übel wieder nach einer anderen Beschäftigung umsehen und benutze die Gelegenheit, mir selbst noch zwei große Lastfahrzeuge, zwei Lg-3000-Mercedes, zu kaufen, die mit etwas Arbeit noch recht gut instand zu setzen sind. Außerdem vermittelt mir ein Bekannter, der ebenfalls in diesem Lager arbeitet, einen Fünftonner-Mercedes, oder doch die Hauptbestandteile dazu, die wir bald aufbauen können, so daß auch dieses Fahrzeug klar für ein Fuhrunternehmen ist. In Düsseldorf besteht aber kaum Aussicht auf eine entsprechende Lizenz, denn der Entnazifizierungs- und Entmilitarisierungsrummel ist hier wesentlich größer als in anderen Orten des Rheinlandes oder Westfalens. Aber durch Vermittlung von Freunden komme ich schließlich nach Coesfeld, wo ich sowohl Wohngenehmigung als auch Lizenz für ein Fuhrunternehmen erhalte.

Diese Firma baue ich dann systematisch auf. Zwei Kameraden aus meinem Geschwader, der Oberleutnant Haufe und Hauptmann Hirsch, helfen mir dabei. Wir drei fahren selbst die drei Wagen und versuchen, ein rentables Geschäft auf die Beine zu stellen. Bald kommen noch zwei Fahrer dazu und ein Mechaniker. Es beginnt ein reger Fuhrbetrieb im Raume Coesfeld und auch bereits über weitere Distanzen. Die ersten großen Aufträge der Glasindustrie aus Westfalen folgen mit Bestimmungszielen vor allem in Süddeutschland, andere Fahrten führen wieder in den äußersten Norden der britischen Zone, und so liege ich während der folgenden

Erholung am Lago San Roque

Blick vom Kreuzberg auf den See bei Villa Carlos Paz

Training in den „Gigantes“



Mein Chalet „Mary“

Monate beinahe ständig auf der Landstraße, am Lenkrad eines meiner drei Fahrzeuge.

Der Aufbau ist natürlich nicht leicht, da wir mit nichts angefangen haben. Die Anschaffung der Wagen hatte ich damit finanziert, daß ich aus einer meiner Auszeichnungen fünfundzwanzig kleine Brillanten von je 0,01 Karat herausnahm, die in besseren Zeiten wieder einmal ergänzt werden können. Darüber hinaus aber stand mir kein Anfangskapital zur Verfügung, und so war es schwer genug, unter den ungesunden Verhältnissen einigermaßen über die ersten Runden zu kommen. Letzten Endes soll ja das Unternehmen auch noch nach der Währungsreform, von der dauernd gesprochen wird, bestehen können. Darum muß es bis zu diesem Zeitpunkt hundertprozentig stehen und friedensmäßig arbeiten. Was sich einstweilen im Geschäftsleben noch abspielt, das scheint ja — milde gesagt — reichlich improvisiert und jedenfalls von einem normalen Ablauf weit entfernt. Wir müssen also gewaltig arbeiten, und es ist eine wahre Freude, wie Haufe und Hirsch sich ins Zeug legen, damit dieser Laden uns allen dreien später eine einigermaßen sichere Existenz bieten kann. Natürlich bin ich oft auch nachts auf der Straße, in oder unter dem Wagen, und benutze die gute Gelegenheit, technische Kenntnisse aufzufrischen. Denn man muß sich in allen Lagen selbst helfen können. Es ist mir bisher noch nicht passiert, daß ich irgendwo völlig hilflos liegen geblieben wäre. Irgendwie kommen wir immer wieder nach Hause, und das ist wesentlich, weil sonst die Unkosten größer werden als die Einnahmen und damit unsere ganze Fahrerei zwecklos wird.

Ein schwerer Rückschlag sind die dauernden Diebstähle an Reifen und auch an Gerät. Es haben sich die sogenannten Springerkommandos gebildet, die an Steigungen stehen, auf die Fahrzeuge springen, und die Ladung herunterwerfen, die von bereitstehenden Komplizen in Empfang genommen wird. Wenn man dann oben wieder den zweiten oder dritten Gang einschaltet, um schneller wegzukommen, springen die Burschen rasch wieder ab. Damit habe ich bei einer Fahrt nach Stuttgart großen Ärger. Wir sitzen vorne im Führerhaus und ahnen nichts Böses, sind überall flott durchgefahren bis auf den letzten Berg vor Stuttgart, auf den man nur langsam hinaufkommt. Nachts gegen drei halte ich dann in Stuttgart und stelle zu meinem Schrecken fest, daß die Hälfte der Ladung fehlt. Auch hatte ich einen großen Koffer von mir und von Bekannten hinten mit aufgestellt und meinen treuen Reisebegleiter während des ganzen Krieges einschließlich Gefangenschaft, meinen Ledermantel. Alles ist verschwunden und natürlich keine Spur zu finden. Auch das Reserverad ist weg, das in dieser Zeit einen ganz erheblichen Wert darstellt und fast unbezahlbar ist. Wenn ich nicht

Bekannte in der Reifenindustrie hätte, könnte dieser Verlust zum Ruin des ganzen Unternehmens führen. Dazu kommt eine Nachricht, die ich vierzehn Tage später auf einer Fahrt, die sich schließlich bis Kufstein ausdehnt, erhalte: auf dem Bauernhof in Coesfeld, auf dem ich mein Domizil aufgeschlagen habe, ist eingebrochen worden, seit fünfundzwanzig Jahren zum erstenmal, und mein ganzes Reifenlager, wohl zwanzig Reifen (denn ich wollte alle drei Fahrzeuge neu bereifen) ist gestohlen worden. — Das ist natürlich ein schwerer Schlag. Da nützen auch die guten Beziehungen zur Reifenindustrie nichts mehr. Zwanzig Reifen im Jahre 1947 — das ist nicht mehr zu ersetzen. Alle Nachforschungen der Polizei bleiben letztlich erfolglos. Ich muß mich damit abfinden, daß die Decken verloren bleiben.

Damit ist unser Unternehmen ernstlich gefährdet und seine Fortführung in Frage gestellt. Nur mit äußerster Kraftanstrengung gelingt es, alle Angestellten zu halten und wenigstens soviel zu verdienen, daß es zum Lebensunterhalt reicht und zur Unterstützung derjenigen Kameraden, denen es auf Grund ihres Alters und ihrer Ausbildung nicht so schnell gelang, im Berufsleben Fuß zu fassen. Schließlich hat nicht jeder die Verbindungen, die mir bei der Gründung meines Betriebes zugute kamen. Viele müssen sich ja auch erst noch einmal auf die Schulbank setzen, das Abitur nachmachen, ein Studium finanzieren, und ich wundere mich oft genug, über die Zähigkeit und Energie vieler junger Kameraden, die schließlich auch dieses Ziel wieder schaffen und eine Prüfung, ein Examen nach dem anderen an der Hochschule ablegen. Inzwischen habe ich auch eine Menge Anschriften von Geschwaderkameraden bekommen. Sie sind zum großen Teil zunächst in die westlichen Zonen Deutschlands gegangen, aber nach einiger Zeit hat eine Anzahl von ihnen, die jenseits der Elbe beheimatet war, den Schritt gewagt und sind in die Ostzone zurückgegangen. Zu ihnen besteht leider nur selten Verbindung, und wir machen uns gewisse Sorgen um sie, denn wir wissen ja alle zu gut, wie unberechenbar der Russe ist, und trauen ihm ohne weiteres zu, daß er diese Kameraden wieder festsetzt, wenn sich herausstellt, welche militärische Vergangenheit sie hinter sich haben und bei welchem Geschwader sie im Kriege geflogen sind.

Kapitel II

Not der deutschen Jugend

Wenn ich heute daran zurückdenke, was damals wohl den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat, so stehen alle die schrecklichen Bilder von halbverhungerten Kindern, herumlungernden Jugendlichen und sich verkaufenden Mädchen vor mir, und der Ausdruck anklagender Hoffnungslosigkeit in ihren Augen verfolgt mich noch jetzt. Eine Flut von unmenschlichen Erlebnissen und Erfahrungen hatte sie alle vor der Zeit alt gemacht und ihr Anblick erschütterte mich um so mehr, als ich immer noch das strahlende Bild der deutschen Jugend von vor dem Kriege vor Augen hatte.

Vier Jahre vor dem Kriege hatte ich Gelegenheit gehabt, in der Nähe von Bad Tölz ein großes Zeltlager zu besuchen, das deutsche Jungen aus 48 Ländern aller Erdteile in sich vereinigte. Mit wenigen Schritten von einem Zelt in das nächste konnte man die südwestafrikanische Atmosphäre mit der chilenischen vertauschen, und überall spiegelte sich deutsche Art und frisches, deutsches Jungentum im Nationalcharakter des jeweiligen Gastlandes. Ich weiß noch, daß die Jungen aus Südwest-Afrika den verwegensten und härtesten Eindruck machten. Sie waren über und über mit Narben bedeckt, und wenn man sie fragte, ob sie diese im Kampf mit wilden Tieren davongetragen hätten, erklärten sie gelassen und ohne alle Aufschneiderei: nein, aber sie pflegten ihre Meinungsverschiedenheiten mit dem Messer auszutragen. Dabei waren ihre Bewegungen ruhig und bestimmt und von einer Sicherheit, wie sie nur das Leben in der Wildnis und eine frühe Selbständigkeit verleiht. Mir haben diese Jungen damals gewaltig imponiert, entschieden mehr als die amerikanischen Tangojünglinge in den U.S.-Bars von Stuttgart und München heute. Dem äußeren Typus nach hätten sie Inselfriesen sein können.

Ein anderer, ein Einzelgänger, war aus Indochina gekommen, aus einer kleinen deutschen Siedlung, von der er selber erzählte, daß sie am Aussterben sei und keine Zukunftsmöglichkeiten mehr habe. Die ruhige Sachlichkeit, mit der er das sagte, wirkte um so ergreifender, weil man auf den ersten Blick in diesem Sendboten aus dem fernen Ostasien wertvollstes deutsches Menschentum erkannte. Mir war damals in diesem Zeltlager

schon klar geworden, daß es oft die Besten gewesen sind, die die Heimat verlassen haben, um sich draußen anzusiedeln und Neuland zu erschließen, eine Erfahrung, die ich später, in Südamerika hundertfältig bestätigt fand.

Unmittelbar daneben lag ein anderes Zeltlager, das der oberbayerischen Jugend, die braungebrannt und in ihrer kleidsamen Tracht ein Urbild gesunder Kraft bot, und unter ihren Fahnen und Wimpeln in der herrlichen Voralpenlandschaft ihr frohes Leben führte. Alle diese Bilder standen wieder vor mir. Ich mußte an die Sportfeste der Vorkriegsjahre denken, bei denen die gesamte deutsche Jugend sich in gesundem Wettkampf tummelte, allenthalben, in allen Gauen und Landschaften, und bei denen man so recht erleben konnte, wie sie beinahe von Tag zu Tag gesünder, froher, selbstsicherer und lebenstüchtiger wurde.

Auch an den ungezwungenen, frischen und kameradschaftlichen Ton zwischen Jungen und Mädel mußte ich denken, an diese ganze saubere, freie Atmosphäre, aus der heraus ganz von selber sich ein gesundes, kräftiges Volksleben entwickeln mußte — und nun, wenige Jahre darauf, diese entsetzlichen Bilder, die wahrhaftig an die Brspisornij, jene herrenlos wildernden Kinderhorden in Rußland erinnerten!

Wie war das möglich? Ein solcher Verfall in so kurzer Zeit? Da war mit der billigen Redensart von den „Nachkriegserscheinungen“ nichts erklärt, und man mußte sich schon tiefer in die Lage dieser jungen Menschen hineindenken, um zu einem echten Verständnis und damit auch zu einem Helfenkönnen zu gelangen.

Da waren die jugendlichen Heimkehrer, die noch in den letzten Kriegsmonaten zu irgendeinem Truppenteil eingezogen und zum Teil auch noch zum Einsatz gekommen waren. Gerade die Jüngsten unter ihnen haben ja mit einer beispiellosen Verwegenheit gekämpft. Ich denke nur an die Verteidigung von Magdeburg, wo vierzehnjährige Jungen mit Panzerfäusten aus Kellern und Toreinfahrten Panzer auf Panzer abschossen, bis sie mit aufmontierten Flammenwerfern ausgeräuchert wurden. Gerade auf diese jüngsten Kriegsteilnehmer hatte natürlich die Kapitulation schließlich den allerniederschmetterndsten Eindruck gemacht. Sie waren ganz und gar aus der Bahn geworfen. Alles, was ihnen bis jetzt als gut und richtig gegolten hatte, erschien ihnen plötzlich fragwürdig, an allem, was man ihnen gesagt hatte, begannen sie zu zweifeln und sollten nun — mit fünfzehn oder sechzehn Jahren — ganz aus sich allein die Maßstäbe für ihr Leben finden. Durfte man das erwarten? Mußten sie nicht scheitern?

Es war ja niemand da, der sich um sie kümmerte, der den richtigen Ton gefunden hätte, um ihr heftiges Mißtrauen zu überwinden, und ihnen mit einigen ruhigen Worten wieder einen brauchbaren Weg gewiesen hätte.

Vorübergehend in Gefangenschaft oder auch nicht, versuchten sie, sich in ihre Heimatorte durchzuschlagen, soweit sie überhaupt noch eine Heimat hatten.

Dann waren da die Tausende von verwaisten Jungen und Mädchen, die ihre Eltern in den großen Bombenkatastrophen von Hamburg, Dresden, Berlin oder einer der unzähligen anderen größtenteils verwüsteten deutschen Städte verloren hatten, oder auch auf der Flucht in einem der endlosen Flüchtlingstrecks vom Russen überrollt und versprengt worden waren. Sie alle hatten furchtbare Eindrücke mit sich herumzuschleppen, für die ihre jungen Herzen noch lange nicht fest genug gewesen waren und die ihnen nur zu deutlich in den Augen geschrieben standen.

Eingestürzte Luftschutzkeller mit erstickenden, verbrennenden oder auch bei Wassereinbrüchen ertrinkenden Menschen, oft genug den nächsten Angehörigen darunter, zerstückelte und zerrissene Leichen, bei deren Bergung sie — zehn- und zwölfjährig — tagelang mit Hand angelegt hatten, im Osten unterwegs erfrorene kleine Geschwister, vor Verzweiflung wahnsinnig gewordene Mütter, fürchterliche Vergewaltigungsszenen, das war der seelische Ballast, unter dem diese vereinsamten Kinder innerlich fast zusammenbrachen.

Dazu kam die äußere Not, der ständig nagende Hunger, Mangelkrankheiten, Ungeziefer und infolgedessen auch viele ansteckenden Krankheiten, Frostschäden infolge mangelhafter Kleidung, vollkommener Mangel an Menschen, die einfach gut zu diesen Kindern gewesen wären, vollkommene Freud- und Hoffnungslosigkeit, die ihre verhärmten Züge leer, tot und alt erscheinen ließen.

Ich glaube, ich habe im Anblick dieser versteinerten Kindergesichter die Tatsache unserer Niederlage erst in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt. — Da lungerten sie nun um die Bahnhöfe herum, meist natürlich ohne Reisegeld, versuchten einen Zug nach Hause zu erwischen, oder nur irgendwohin. Es mußte ja überall besser sein als dort, wo sie gerade waren. Schlechter konnte es jedenfalls nicht sein. Also fahren, fahren, gleich wohin! In den wenigen Personenzügen, auf Güterwagen, überall drängten sie sich zwischen die anderen Menschen, die damals unterwegs waren — und wer war damals nicht unterwegs? —, handelten unterwegs mit Kleidungsstücken, die sie von dem wenigen, das sie hatten, noch glaubten erübrigen zu können, um sich ein paar Lebensmittelmarken kaufen zu können. Denn der Hunger schmerzte noch mehr als die Kälte. Oder sie unterhielten sich, zusammengehockt, mit den wenigen Worten und Redensarten, die sie kannten und die meist der Landsersprache entlehnt waren. Stereotype Ausdrücke, wie: „jede Menge“, „umlegen“, „abstauben“ und ähnliches mehr wiederholten

sich ständig. Ihr Wortschatz war ja so klein. Sie hatten doch keine Gelegenheit mehr gehabt, etwas richtig zu lernen.

Aber dafür war ihr Gehör für unechte, phrasenhafte Töne, die in ihrer Umgebung angeschlagen wurden, um so geschärfter. Sie waren ganz einfach auf eine Stufe der Primitivität zurückgeworfen, die die Menschheit vor Jahrtausenden durchlaufen haben mochte. Nachts bevölkerten sie die Wartesäle oder in den ganz zerstörten Bahnhöfen, die Luftschutzbunker, die als Wartesäle dienen mußten. Bis elf, zwölf, ein Uhr nachts ging das Handeln und die Unterhaltung noch lebhaft weiter. War einer von ihnen zu Geld oder zu einer Flasche mit irgend etwas Alkoholischem gekommen, so wurde wohl auch gefeiert. Aber man hörte sofort heraus, daß das kein echter Frohsinn war. Die Stimmen waren zu schrill, das Lachen gequält und laut, und meist endete das Ganze in einem wüsten Geschrei. Gegen zwei Uhr morgens wurde es dann allmählich stiller. Wer das Glück hatte, an einem Tisch zu sitzen, der warf Kopf, Ellbogen und Haare weit über die Tischplatte, die oft ein solches Sammelsurium von durcheinandergewühlten Köpfen trug, daß man zu träumen oder Bilder aus einer anderen Welt zu sehen glaubte. Andere „hauten sich hin", wahllos kreuz und quer, auf den schmutzigen Fußboden, in irgendeine Ecke, wenn noch eine frei war, wo das Licht nicht so blendete, Jungen und Mädchen durcheinander oder auch gleich paarweise zusammen. Alle Hemmungen schienen fort, auf beiden Seiten.

Immer wieder, wenn ich solche Szenen sah, tauchten in der Erinnerung die Gesichter der jungen Soldaten und Offiziere auf, die ich während des Krieges um mich gehabt hatte, diese klaren, gut geschnittenen Gesichter, die immer gefaßt blieben und auch in den ernstesten Lagen immer noch eine verhaltene Freude am Leben auszudrücken schienen. Gab es denn diesen Menschentyp nun überhaupt nicht mehr, der so sicher und unbeirrbar durch alle Lebenslagen schritt? Wo waren sie, diese prächtigen jungen Kerle von einst? Ich ging in Gedanken meinen ganzen Bekanntenkreis durch. Und ich mußte ein Kreuz nach dem anderen hinter die Namen setzen. Fast alle waren sie tot, mit ganz wenigen Ausnahmen, und gerade die Besten, die mit dem ausgeprägtesten Charakter, der größten Verantwortungsfreude und die Tüchtigsten alle.

Und ich begriff, daß hier eine ganze Generation ausgefallen, die lebendige Verbindung von den Älteren zu den Jüngeren abgerissen, eine ungeschriebene Tradition zerstört war, und daß deshalb die verwahrloste Jugend vor meinen Augen hier so ganz ohne Halt und Anhalt blieb.

Auch denen, die noch mit ihren Eltern zusammen lebten, oder diese irgendwo wiedergefunden hatten, erging es nicht viel besser. Sie suchten,

oft über ihre Kräfte, die Not der Familien zu steuern, denen ja in den meisten Fällen der Ernährer fehlte. In den Großstädten verbrachten sie den halben Tag auf dem schwarzen Markt, kauften, verkauften, handelten mit amerikanischen Zigaretten, mit Kaffee und waren glücklich, wenn sie in ein „festes Geschäft" hineingelangten. Lebensmittel und Lebensmittelmarken wurden zu schwindelnden Preisen gehandelt. Die Marken sickerten auf unbekannten Wegen aus den Ernährungsämtern heraus. Wenn die Polizei den schwarzen Markt räumte, versuchten sie zu entwischen, oft unter Zurücklassung ihrer Ware, oder sie mußten mit auf die nächste Wache, wo dann das ganze Marktpublikum „gesiebt" wurde.

Einmal beobachtete ich einen etwa vierzehnjährigen Jungen, der innerhalb fünfzehn Minuten aus einem Brotwagen nacheinander vier Brote stahl und sie zu dem damals üblichen Preis an den Mann brachte. An den Eisenbahnstrecken wurden regelmäßig die Kohlenzüge angesprungen und erklettert. Während der Fahrt warfen die einen die Kohlen herab, andere, die mit Säcken gekommen waren, sammelten sie ein, luden sie auf Karren und Handwagen und suchten damit zu entkommen. Oft genug jagte die Polizei oder Soldaten der Besatzungstruppen ihnen ihren Raub wieder ab. Dann kamen sie abends müde, zerschlagen und enttäuscht in ihre notdürftig geflickte Keller- und Barackenwohnung und mußten noch die enttäuschten Gesichter der Mutter und der kleinen Geschwister sehen — und frieren — und hungern.

Die Besatzungstruppen der Siegermächte nahmen sich stellenweise, jede auf ihre Art, dieser Jugend an. Von wirklicher Hilfe und Betreuung über die mannigfaltigsten Erziehungs- und Umerziehungsversuche bis zur schamlosen Ausnutzung der Not und Vergewaltigung waren alle Formen der Anteilnahme vertreten. Viel Mühe gaben sich die Amerikaner mit ihrem German Youth Activity Clubs, mit denen sie die Jugend zunächst einmal von der Straße wegbringen wollten, es wurden Räume, Bücher, Spiele, Sportgeräte und aufsichtführende Amerikaner, meist Angehörige von Besatzungsoffizieren, zur Verfügung gestellt. Und es war sicherlich viel guter Wille am Werk. Aber die Quelle der Not lag ja nicht in der Beschäftigungslosigkeit der Jugend, sondern in der völligen Desorganisation des ganzen Volkskörpers, vor allem der Ernährung und Bekleidung, die bis zum letzten Kriegstage einwandfrei funktioniert hatte und noch über Vorräte für ein weiteres Jahr verfügte. Und sie lag im inneren Zusammenbruch der von allen Idealen „befreiten" Jugend.

Diesem inneren Zusammenbruch suchte man durch Unterweisung in sogenannten demokratischen Vorstellungen und Anschauungen zu steuern. Natürlich wurden auch die schon genannten GYA-Clubs in demokratischer

Selbstverwaltung geführt. Alle vierzehn Tage wurde ein neuer „Präsident“ gewählt, dem es dann praktisch meist oblag, das Clublokal auszufegen.

Unbeschreibliche Formen nahm die Prostitution der jugendlichen Mädchen an. Wohnungsnot, Lager- und Barackenleben, Hunger und entsprechende Angebote von Besatzungssoldaten oder erfolgreichen Schwarzhändlern brachten viele auf die schiefe Ebene, die unter anderen Umständen sicherlich eine wohlbehütete und glückliche Entwicklung hätten erleben dürfen.

Worüber ich aber besonders erschrak, das war die Art und Weise, in der diese jungen Menschen über Dinge sprachen, die uns heilig waren und für deren Gültigkeit wir jahrelang Tag für Tag mit aller Willenskraft gekämpft hatten. Wenn der Feind, der Sieger, diese Werte leugnete, verhöhnte, beschmutzte, so konnte uns das nicht treffen. Aber wenn die Jugend des eigenen Volkes lästerte und verächtlich von dem sprach, was uns Lebensinhalt schlechthin bedeutete, das schmerzte doch sehr, und mehr als einmal konnte ich meine innere Ruhe erst wiederfinden, nachdem ich mir immer wieder klargemacht hatte: sie können ja nichts dafür, sie wissen ja gar nicht, was sie reden.

Manchmal konnte man, wie in der Gefangenschaft, mit einigen ruhigen Worten Klarheit schaffen oder doch sie wenigstens zum Schweigen bringen, manchmal aber auch nicht. Dann brach etwas aus diesen halben Kindern hervor, das schon reiner Anarchismus zu sein schien, ein unbeschreiblicher Haß gegen alles und alle, der nur in einem Nihilismus enden konnte, und ich verstand, daß hier weit mehr zerstört war, als nur der Sinn für Sitte, Ordnung und Recht, weit mehr als nur die Bindung an Familie und Volk. Hier war die seelische Substanz selbst angegriffen. Durfte man sich darüber wundern? Konnte man denn glauben, ungestraft eine ganze Kindergeneration Erlebnissen aussetzen zu dürfen, die weit über ihr seelisches Fassungsvermögen hinausgingen?

An diesen fanatisch hassenden, für jede menschliche Gemeinschaft verloren scheinenden Kindern zeigten sich jäh und brutal die Folgen des technischen Krieges, der jeder Menschlichkeit Hohn sprach, hier bahnte sich die Entwicklung an, die die Hemmungslosigkeit in der Anwendung von Massenvernichtungswaffen ausgelöst hatte und noch zunehmend auslösen mußte, die Entwicklung zum vollkommenen Chaos. Glaubten die Sieger wirklich, daß eine solche Entwicklung vor ihren Landesgrenzen halt machen würde? Wenn man mit brutaler Gewalt von oben her die Technik, die Materie über den Menschen stellte, dann mußte sich eines Tages der Rest der gequälten Menschheit rächen, indem er auch seinerseits alles

Menschliche ablegte. Und dieser seelische Zersetzungsprozeß war in hohem Maße ansteckend. Für diese Seuche gab es keine Grenzen! — Alle diese Erscheinungen konnten nur zur weitgehenden Bolschewisierung der Jugend führen, und mir fiel mit Schrecken ein, daß ja auch nach dem ersten Weltkrieg ein großer Teil der deutschen Jugend kommunistisch geworden war und erst sehr viel später wieder zurückgewonnen werden konnte.

Die Erfahrungen der letzten Kriegsmonate und der Gefangenschaft hatten in mir ohnehin den Verdacht aufkommen lassen, daß die Vernichtung unseres Volkes in erster Linie der weiteren Ausbreitung des Kommunismus dienen solle. Dieser Verdacht wurde nun, angesichts der verzweifelt hassenden Kinder fast zur Gewißheit. Wieviel teuflische Klugheit und Berechnung war hier am Werke! Mit doppelter Gewalt packte mich nach solchen Erlebnissen das Gefühl unserer Ohnmacht. Um diesen ganz verzweifelten und aus der Bahn geworfenen Teil der Jugend wieder gesunden zu lassen und zu einer positiveren Lebensauffassung zurückzuführen, hätte es ruhiger, geordneter Zustände bedurft, die wir nicht bieten konnten und auch in absehbarer Zeit nicht würden bieten können. Im Gegenteil, die Form, in der sich der ganze rücksichtslose Existenzkampf abspielte, wie ja auch ich ihn zur Genüge kennengelernt hatte, war nur geeignet, die Verzweifelten noch verzweifelter zu machen und die Haßerfüllten noch haßerfüllter. Das sollte ja wohl so sein, und gehörte wahrscheinlich zum Programm. Vansittard hatte es bereits ausgesprochen: Man müsse nun die Deutschen einige Jahre im eigenen Saft schmoren lassen, hatte er gesagt und sich damit wahrlich als ein trefflicher Psychologe erwiesen.

Deshalb lassen sie ja auch niemanden heraus. Das ganze Land ist ein einziges Camp, mit vielfachem Stacheldraht umgeben. Und immer wieder muß ich an die Erzählungen der auslandsdeutschen Jungen denken, damals im Lager bei Tölz, immer wieder sehe ich ihre klaren und ruhigen Gesichter. Viele von ihnen werden sich bei Kriegsbeginn nach Deutschland durchgeschlagen haben, um an dem Kampfe unseres Volkes teilzunehmen, viele werden gefallen und in russische Gefangenschaft geraten sein. Aber viele werden auch noch draußen auf ihren Farmen und Haciendas leben. Und ich rechne mir aus, daß sie jetzt im besten Mannesalter stehen, und also doch irgend etwas fertigbekommen müssen, um dieser furchtbaren Not hier in Restdeutschland zu steuern.

Und plötzlich sehe ich ganz klar eine Aufgabe vor mir: man muß die Verbindung zu diesen Menschen aufnehmen, man muß eventuell zu ihnen hinausgehen und ihnen sagen, wie es hier aussieht, daß etwas geschehen muß, da sie beinahe die einzigen sind, die helfen können!

Und sie werden helfen! Mit der gleichen ruhigen Gelassenheit, mit der sie sich damals bewegten, werden sie auch jetzt wissen, was sie zu tun haben. Mein Vertrauen zu ihnen ist vollkommen.

Denn es lohnt sich, zu helfen! Mit gutem Gewissen werde ich ihnen sagen können, daß es sich lohnt, daß ihre Bemühungen und Opfer nicht an Unwürdige vergeudet werden. Zwischen all den verwahrlosten und abgerissenen Gestalten habe ich sie immer wieder herausgekannt, meine Kameraden, die Überlebenden derer, die durch tausend Kämpfe gegangen sind und dabei fest wurden. Unter dem Mantel der Not und des Hungers leuchten ihre ausgeprägten, charaktervollen Gesichter hervor. Ihre Haltung ist aufrecht auch unter Lumpen, und das hektische Getriebe der Bahnhofshallen und Schwarzmarktstraßen gleitet an ihnen ab wie Gischt am Brückenpfeiler. Man erkennt sich an einer Bewegung, an einem Blick. Und es sind keine langen Gespräche notwendig, um das Wichtigste voneinander zu wissen. Meist sind es Menschen, die entweder schwere und schwerste Verwundungen davongetragen haben oder denen der Krieg die nächsten Angehörigen genommen hat, Menschen also, die körperlichen und seelischen Schmerz bis zur Neige erfahren haben und daran gereift sind.

Jeder einzelne von ihnen eine lebende Bestätigung des ewig gültigen Satzes: „Was mich nicht umwirft, macht mich stärker."

Gewiß, es sind nicht mehr viele. Die meisten ihres Schlages sind im letzten Halbjahr des Krieges noch gefallen oder ihren Verwundungen erlegen, oder eine der Siegermächte hat sie noch in Gewahrsam. Aber auf die Vielen ist es ja auch noch niemals angekommen. Sie sind da, diese wenigen Kampferprobten, und das genügt. Sie sind da, und ihnen muß geholfen werden, damit sie ihrerseits auch wieder helfen können. Denn sie werden auch diese arme, verirrte, verwirrte und führungslose Jugend wieder in ihre festen Hände nehmen oder haben zum Teil damit schon begonnen. Ja, gerade daran zeigt es sich, aus welchem Holz sie geschnitzt sind, daß sie inmitten dieses riesenhaften Elends und Durcheinanders schon wieder über die Sorge für ihre eigene Existenz und die ihrer Angehörigen hinaus Gedanken und Kräfte freihaben für die Not der Jugend.

Einmal habe ich damals beobachtet, wie sich ein junger Soldat, dem ein Arm fehlte, ganz bewußt an den Tisch setzte, der von einem Schwarm von Halbwüchsigen umlagert war. Natürlich behandelten sie ihn erst als Störenfried und gleich danach als ihresgleichen. Er hörte sich das eine Weile mit an. Ich sah, wie er einen nach dem anderen ruhig prüfend ansah. Und dann sagte er plötzlich, er wüßte einen Arbeitsplatz, wo noch ein paar Kerle, die anfassen könnten, gebraucht würden. Und damit hatte er genau

ins Wespennest gestochen. Arbeiten? fragten ihn zwei, drei gleichzeitig, ob er vom Mond käme? Zum Arbeiten hätten sie keine Zeit, sie müßten verdienen. Und die anderen stimmten ihnen lachend zu. Ob er nichts zu verkaufen hätte, wollten sie wissen und prahlten mit ihren Kenntnissen von Preisen und Angeboten. Der junge Soldat, der gar nicht viel älter war als seine Tischgenossen, ließ sie erst ausreden. Dann, als sie stiller wurden, fragte er, wie lange sie denn glaubten, daß diese Art von Verdienst noch weiterginge. Und ob sie sich nicht lieber rechtzeitig eine ordentliche Arbeit besorgen wollten. Denn nachher gäbe es keine mehr. Und nach einer kleinen Pause fügte er noch hinzu, in spätestens zwei Jahren sei es mit dem Schwarzhandel usw. sowieso vorbei, und wenn sie bis dahin noch nicht arbeiten gelernt hätten, bliebe ihnen nur noch die Fremdenlegion. Eine Lehrstelle sei darum heute eine Kostbarkeit, auch wenn man dort zunächst natürlich so gut wie nichts verdiene. Dafür könne man aber nachher etwas. Er sagte das alles sehr still, beinahe ein wenig nachlässig. Aber seine Zuhörer waren sehr nachdenklich geworden. Ich sah noch, daß einer oder zwei sich Adressen notierten.

Es war wohl weniger das, was der Einarmige gesagt hatte, als wie er es gesagt hatte. Es ging einfach etwas von ihm aus, das die anderen zum Zuhören zwang. Und darauf kam es an. Denn im Grunde warteten ja alle diese jungen Menschen, und wenn sie auch noch so randvoll von Mißtrauen waren, doch nur auf einen, dem sie zuhören und zu dem sie mit Recht aufblicken durften, der es verstand, ihr Mißtrauen zu besiegen und ihnen zu zeigen, was richtig und was falsch war. Je näher ihnen dieser eine altersmäßig stand, desto lieber war es ihnen natürlich, denn gegenüber der älteren, der ganz und gar „erwachsenen" Generation war ihr Mißtrauen wohl kaum zu besiegen. Dazu waren alle Eindrücke der letzten Kriegsmonate noch zu frisch.

Aber der Einarmige hatte auch mit dem Thema Arbeit den Nagel auf den Kopf getroffen. Das mochten sie alle empfunden haben. Arbeit zwar war unbeliebt. Das Faulenzerdasein als kleiner oder großer Schwarzhändler schien zunächst angenehmer, aber daß eine endgültige Besserung nur auf dem Wege über regelmäßige Arbeit möglich war, das ahnten die meisten doch, wenn sie es auch nicht zugaben. Es war ja auch noch gar nicht solange her, daß auf dem Gebiet der Arbeitserziehung und Berufsschulung Außergewöhnliches getan worden war. Die erfolgreichen Versuche der Vorkriegsjahre, echte Freude am eigenen Beruf zu wecken, Freude am Schaffen, an der Leistung überhaupt, konnten ja durch Krieg und Niederlage nicht völlig ausgelöscht worden sein. Es war doch ein sehr glücklicher Gedanke

gewesen, den Wettbewerb in den Dienst der Erziehung zu qualitativer Leistung im Beruf zu stellen (nicht lediglich zu quantitativer Soll-Erfüllung, wie bei den Sowjets) und eine ebenso gute Idee, den Arbeitsplatz so zu gestalten, daß man sich gern dort aufhielt und gerne schaffte. Beides mit deutscher Gründlichkeit verwirklicht, mußte Folgen zeitigen, die auch nach dem Kriege noch spürbar waren und zum „Wunder" des Wiederaufbaus das ihre beigetragen haben mögen.

Die beste Lösung der damaligen Situation, vor allem auch im Hinblick auf die Hunderttausende ostvertriebener Jugendlicher, wäre natürlich ein allgemeiner Arbeitsdienst gewesen. Das wußten die Besatzungsmächte auch. Und deswegen ließen sie ihn nicht nur nicht zu, sondern sorgten dafür, daß allein schon das Wort Arbeitsdienst bei allen denen, die damals die „öffentliche Meinung" zu verwalten hatten, einfach rotes Tuch war. Aber wenn ich mich daran erinnerte, wie einst die junge Mannschaft Deutschlands kompanieweise, singend, mit freiem, gebräuntem Oberkörper zur Arbeit zog, den blitzenden Spaten über der Schulter und zu einer Arbeit, die wirklich produktiv war und nicht nur „Beschäftigung", dann wußte ich ohne alle Zweifel, wo auch jetzt wieder das beste Heilmittel zu finden wäre, und es erschien mir doppelt widersinnig, daß das einzig Richtige als das Allerverkehrteste gelten sollte. Aber an derartige Paradoxa hatte man sich ja damals nachgerade schon gewöhnt.

Und wieder schoß mir für einen Augenblick der Gedanke durch den Kopf, ob man nicht außerhalb Deutschlands, auf neutralem Boden, das vorbereiten könne, was sich im Augenblick und wohl für einige Jahre in der Heimat noch nicht verwirklichen ließe, ob man vielleicht schon einen Stamm von Männern sammeln und heranbilden könne, der zum gegebenen Zeitpunkt dann im Handumdrehen z. B. einen Arbeitsdienst in der Heimat aufziehen würde. Die Jungen vom Tölzer Lager schienen mir gerade die richtigen dafür zu sein, die Erziehung der Jugend zu übernehmen. Und die Eltern würden ihnen Dank wissen. Ja, dieselben Eltern, die sich vor dem Kriege oft darüber beschwerten, daß ihnen der Staat ihre Kinder mehr und mehr „entzöge", das Familienleben zerstöre und dergleichen mehr, wären, dessen bin ich sicher, heute dankbar, wenn ihnen jemand die Aufgabe der Kindererziehung wenigstens zeitweise und teilweise abnehmen würde. Es ist ja auch nur zu verständlich, und es braucht sich dessen gewiß niemand zu schämen, daß die erzieherischen Fähigkeiten und Möglichkeiten der meisten Eltern einer derart anormalen Belastung, wie sie der letzte Krieg und der darauffolgende Zusammenbruch Deutschlands darstellen, gar nicht gewachsen sein konnten. Von einem wirklichen Familienleben oder gar

einer Familienkultur mit gemeinsamem Lesen, Hausmusik, Gestaltung der Familienfeste und gegenseitiger Anregung kann ja ohnehin nur noch in ganz seltenen Ausnahmefällen gesprochen werden. Und gerade diese Fälle lassen sich auch durch irgendwelche Formen der Gemeinschaftserziehung nicht zerstören.

Vielfach griff die Jugend damals auch zu dem bewährten Mittel der Selbsterziehung, wie sie es seit der Jahrhundertwende in Deutschland in kritischen Zeiten immer wieder getan hat. Hin und wieder begegneten mir solche Gruppen auf der Straße, und wenn sie auch manchmal etwas reichlich nordamerikanisch aufgemacht schienen, so kann ich mich doch an einige Begegnungen erinnern, die durchaus erfreulich waren und mir bewiesen, daß die gesunde Substanz nicht ganz und nicht überall zerstört war. Freilich waren solche Ansätze zu echter, eigenständiger Jugendbewegung klein und selten, aber sie waren doch da und konnten also jederzeit zu Kristallisationspunkten für größere Gruppen und Bünde werden.

Einmal ließ ich eine Gruppe auf meinem Lastwagen aufsitzen, die mir durch ihre, für damalige Verhältnisse recht einheitliche und kleidsame, jungenhafte Tracht und durch ihren hübschen Wimpel aufgefallen war. Auch die Tornister waren ordentlich und anständig gepackt, und das ist gewiß kein schlechtes Zeichen für den Geist einer solchen Gruppe. Den Führer — einen etwa achtzehnjährigen Studenten — nahm ich nach vorne als Beifahrer. Ich mußte die Nacht durchfahren und war froh, Unterhaltung zu haben. Die Jungen ihrerseits freuten sich, so weit mitgenommen zu werden. Sie hatten sich allerhand vorgenommen und vor Zonengrenzen und dergleichen nicht den geringsten Respekt.

Die Sache ist mir deshalb in Erinnerung geblieben, weil sich ein langes Gespräch über Jugendbewegung einst und jetzt, Unterschied zwischen Bewegung und Organisation, zwischen wirklicher Eigenständigkeit im ursprünglichen Sinne und „gegängelten“ Bünden mit lediglich äußerlich angenommenen Formen jugendlichen Lebens und so weiter ergab. Sie müßten ganz von vorne anfangen, sagte mein junger Beifahrer, und es gefiel mir, wie er sagte: sie müßten wieder lernen, die Formel „vor eigener Verantwortung“, wie sie 1913 auf dem Hohen Meißner verkündet worden sei, ganz wörtlich zu nehmen, strenger noch als damals, auf dem Höhepunkt der alten Jugendbewegung. Die Führer dieser Bewegung hätten damals für das echte Leben gekämpft, sagte er, und unter Einsatz ihrer Existenz ohne Geld den Jüngeren, ja, ihrer ganzen Generation mit Zelt und Lagerfeuer, mit Kohte und Klampfe die vielen Wege in eine schönere Zukunft gezeigt. Es sei ein Sturmangriff auf die Neugestaltung des Lebens gewesen.

Heute aber sei der Staat im Begriff, sich dieser Wege zu bemächtigen, und benütze sie dazu, die moderne Jugend an die Demokratie heranzuführen. Selbst große Bünde, die sich noch in gerader Linie auf die alte Jugendbewegung zurückführen könnten, gerieten immer mehr in den Strudel der Lizenzierung, der Staatsunterstützung, der Jugendringe und der ferngesteuerten Erwachsenenpolitik und begännen, sich daran zu gewöhnen, daß die „Jugendarbeit" eben von oben her gemacht würde. Behörden, Parteien, Gewerkschaften und Kirchen versuchten, den „Nachwuchs" in ihre Jugendorganisationen einzufangen, die auf den ersten Blick an manche allgemein bekanntgewordenen Formen der Jugendbewegung erinnerten, mit ihrem Wesen aber nichts gemein hätten, sondern den ernsten Willen und die Aufrichtigkeit der jungen Generation für ihre egoistischen Ziele mißbrauchten. Diese von oben her aufgezogenen Jugendorganisationen dienten nicht der Selbsterziehung, dem einzigen und eigentlichen Ziel aller echten Jugendbewegung.

Der Student hatte sich, während seine Jungen hinten auf dem Lastwagen ein Lied nach dem anderen schmetterten, so in Feuer geredet, daß es mir Freude machte, ihm zuzuhören, und in Gedanken wünschte und hoffte ich, es möge recht viele Gruppenführer seines Schlages geben. Ich fragte ihn nach seiner eigenen Gruppe, und er erzählte mir von ihren Fahrten und von den Begegnungen, die sie dabei hätten. Auch davon sprach er, daß sie alle ihre Unternehmungen selbst, aus eigener Kraft verwirklichten und grundsätzlich von keiner Stelle Unterstützung oder Zuschüsse irgendwelcher Art annähmen, obgleich sie in ihren Reihen vorwiegend Söhne völlig mittelloser Eltern hätten. Sie würden niemals vor dem Geld kapitulieren, sondern ersetzten es durch Unternehmungsgeist und Schwung.

Das klang sehr selbstbewußt, aber er selbst und seine Jungen machten mir durchaus den Eindruck, daß es wirklich so war. Ich fragte ihn, wie er zum Soldatentum stände. Er sagte: zur echten, soldatischen Haltung natürlich immer positiv. Aber kämpfen dürfe man doch erst wieder, wenn es vollkommen unzweifelhaft sei, daß der Kampf nicht letzten Endes fremden Interessen diene. Man brauche sich doch nur anzusehen, wer denn die beiden Weltkriege wirklich gewonnen habe. Aber Soldatentum in der Form des Arbeitsdienstes etwa, unter anständiger Führung, das würden sie jederzeit vertreten.

Kurz vor unserem Ziel fragte ich ihn noch, ob seine Gruppe Verbindung zur Jugend des russisch besetzten Gebietes habe. Er bejahte, wollte aber natürlich über Einzelheiten nicht sprechen. Aber, sagte er, die Jugend drüben sei mit Recht verbittert und fühle sich von Westdeutschland ver-

raten und verkauft. Es sei ja auch wirklich unaufrichtig und verlogen, selber den Besatzungsmächten der eigenen Zone jeden Wunsch von den Augen abzulesen, jedem ihrer Winke eilfertig zu folgen, von den jungen Kameraden im Osten aber zu verlangen, daß sie Tag für Tag sich dem weit härteren Zugriff ihrer Besatzungsmacht aussetzten, indem sie deren Kreaturen, die Pieks und Genossen, bekämpften. Wenn man die Verbindung zur Jugend des ostdeutschen Raumes lebendig erhalten wolle, dann müsse man auch beweisen, daß man selber bereit sei, sich voll und ganz einzusetzen.

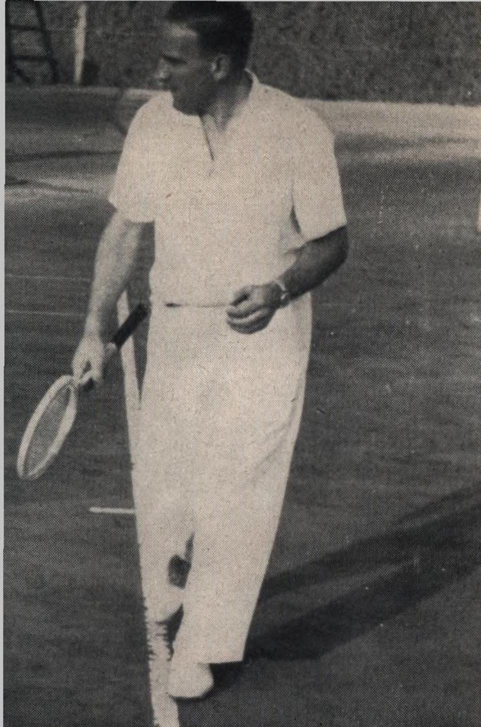
Dieses Gespräch hat mir über viele traurige Eindrücke weggeholfen und dazu beigetragen, daß ich den Glauben an die Jugend unseres Volkes nie verlor.

Kapitel III

Viele Wege führen nach Rom

Wenn es nur darum ginge, meine Angehörigen, einen bestimmten Kreis von Kameraden und mich selber schlecht und recht durch diese mulmigen Zeiten hindurchzubringen, dann müßte ich jetzt eigentlich ganz zufrieden sein. Das Fuhrunternehmen tut trotz der schweren Rückschläge seine Schuldigkeit. Wir leben, leben gewiß besser in materieller Hinsicht als viele Millionen unseres geschlagenen Volkes. Aber kann man denn sein Gesichtsfeld innerhalb von zwei Jahren so auf den engsten Kreis verengen? Oft, wenn ich nachts allein auf den Landstraßen liege, am Steuer oder unter dem Wagen bei irgendeiner Reparatur, muß ich die kurze Zeit zurückdenken, an mein letztes Gespräch mit Hitler, an die Gedanken, die uns während der letzten Kriegsmonate immer wieder hochgerissen und im Einsatz gehalten haben, an das große Ziel, das mein ganzes bisheriges Leben beherrscht hat, an das Wohl und das Glück des Vaterlandes. Und dann kommt mir mein jetziges Dasein so erbärmlich vor, so klein und bedeutungslos! Kann man denn plötzlich sich so verändern, nur noch an sich selbst und den engsten Kreis der Angehörigen und Kameraden denken?

Man scheint auf seiten der Besatzungsmächte zu ahnen, was mich beschäftigt. Schon seit längerer Zeit fällt mir auf, und es wird mir dann auch von mehreren Seiten bestätigt, daß ich überwacht werde. Zuerst vom Engländer, dann auch von deutschen, „bundesdeutschen" Stellen, die im Dienste der Alliierten stehen. Das ist natürlich alles andere als angenehm, wenn es auch unter diesen „Bewachern" sehr anständige Leute gibt, die mir sagen, welchen Auftrag sie haben und mir vorschlagen, den Bericht, den sie wöchentlich über mich abgeben müssen, vorher mit mir zu besprechen, damit, falls auch sie selbst überwacht werden, wir immer das gleiche aussagen. Dieser ganze Zustand des ständigen Überwachtwerdens und der latenten Bedrohung durch Entnazifizierungs- bzw. Entmilitarisierungsmaßnahmen ist äußerst lästig und läßt auf die Dauer zu keiner positiven Arbeit kommen. Überall stößt man auf Schwierigkeiten, und ich überlege mir gründlich, ob es nicht einen Weg gibt, diesen ganzen Scherereien auszuweichen, um endlich zu richtiger Arbeit zu kommen und mich von diesen



Im Tennisklub
von Cordoba

Sprung vom Brett

Mit Konstrukteur Horten

Der Pulqui II

Elementen nicht irgendwie anschlagen zu lassen. Sollte ich mir die Zeit nehmen lassen, die jetzt schon wichtig wäre, um langsam an Aufgaben heranzugehen, die bewältigt werden wollen und müssen?

Bei solchen Überlegungen komme ich schließlich zu der Überzeugung, daß uns im Moment ein weiteres Ausharren in Deutschland in keiner Weise weiterbringt. Wir haben nach diesem verlorenen Krieg mit seinen Millionen toten Blutzeugen des Deutschtums für lange Zeit übergenug. Es scheint mir wenig sinnvoll und der deutschen Sache wenig dienlich, ihre Zahl durch geduldiges Abwarten weiterer Verfolgungen in der Heimat noch zu erhöhen. Viel wichtiger ist es, so denke ich, sich heute irgendwo in der Welt eine Position zu schaffen, von der aus man für das große gemeinsame Ziel, Deutschland, mehr tun kann, als unter den Augen und unter der Fuchtel der Siegermächte und ihrer Handlanger. So reift langsam der Plan, vorübergehend ins Ausland zu gehen.

Vor allem eine Aufgabe möchte ich zunächst lösen, nämlich meine Erlebnisse und Erfahrungen während des Krieges schriftlich niederlegen, und zwar in einer Form, die ich später einmal werde verantworten können, so wie ich die Dinge wirklich gesehen und erlebt habe, und nicht so, wie sie im Augenblick vielleicht den alliierten Siegern in ihr Konzept passen. Ich möchte nicht gezwungen werden, in dieser Niederschrift eine Tendenz zum Ausdruck zu bringen, wie man sie uns nun so gerne in den Mund zu legen pflegt, sehe aber klar, daß es innerhalb Deutschlands sehr schwer, wenn nicht unmöglich sein wird, unbeeinflußt von der allein herrschenden und allein zugelassenen Meinung die Wahrheit über unsere Kriegführung und unsere Absichten während des Krieges niederzulegen.

Gerade das Veröffentlichungswesen wird ja zur Zeit besonders streng überwacht, und jeder, der öffentlich und gar in gedruckter Form die Wahrheit zu sagen versucht, riskiert dabei, daß er von heute auf morgen beruflich ruiniert und von neuem entnazifiziert wird, von der selbstverständlichen Einziehung seiner Veröffentlichungen ganz abgesehen. Warum also soll man sich diesem Terror aussetzen, wenn man eine Möglichkeit sieht, sich dagegen zu schützen?

Dazu kommt aber noch etwas anderes: das ist der große Ekel, der mich langsam überkommen hat! Ich deutete schon an, daß mein Transportunternehmen mir Einblick in die derzeit herrschenden Geschäftsmethoden in überreichem Maße gegeben hat, ja, daß wir gezwungen waren, zeitweise selber Wege zu gehen, die jedem gesunden Handel und Wandel Hohn sprachen, wenn wir nicht an die Wand gedrückt werden wollten.

Diese ganze üble Atmosphäre von gewissenlosen, oft kriminellen Geschäftemachern! Dieses hochgespülte Gesindel, das einem seinen ganzen

Hohn über alles, was uns Soldaten heilig war und heilig bleiben wird, zynisch ins Gesicht schrie, das sich auf Grund imaginärer Schwarzhandelsgewinne in hemmungslosem Luxus und tierischer Völlerei erging, während Millionen verhungerten, das alles durch den Dreck zog und mit Füßen trat, was nur entfernt nach Ordnung und Sauberkeit aussah, das war einfach nicht mehr zu ertragen! Und diese Sorte Mensch beherrscht doch nun einmal die zerrissenen deutschen Zonen, beherrscht sie durch die totale Diktatur des Mammons, ob dieser nun an amerikanischen Zigaretten oder an Gold gemessen wurde.

Das ist die Luft, die wir täglich zu atmen haben, wir, die wir in einer nachträglich gar nicht mehr glaubhaften, übermenschlichen Anstrengung sechs Jahre lang fanatisch mit unserem ganzen Leben und Sein nur einem Ideal gedient haben, uns zwingt man jetzt, nur um unsere Familien am Leben erhalten zu können, in diesen Sumpf eines völlig seelenlosen, platten, zynischen Materialismus! Uns mutet man zu, sich mit diesen frechen Emporkömmlingen, die den Begriff Vaterland niemals gekannt haben, an einen Tisch zu setzen, um „Geschäfte zu machen“, oder gar in Ämtern oder Behörden um ihre Gunst zu buhlen, denn auch dort sitzen ja jetzt diese Typen, die nur durch unsere Niederlage aus ihren Löchern und Verstecken herausgelockt wurden, um sich nun an ihrer „Macht“ von der Besatzung Gnaden zu berauschen und die Bevölkerung in ihrem tiefen Elend noch zu schikanieren und zu quälen. Uns, die wir eben erst Zeugen eines wahrhaft und wirklich heldenhaften Schlußkampfes unseres ganzen Volkes wurden, die wir die Haltung der Festungen Breslau und Königsberg erleben durften, uns will man zwingen, jetzt mit diesen schmutzigen Wölfen zu heulen, nur um unser armseliges Dasein zu fristen?

Nein, das ist wirklich nicht zu ertragen! Ich habe es ein Jahr lang geschluckt, immer wieder diesen würgenden Ekel heruntergeschluckt, aber jetzt kann ich nicht mehr, und jetzt will ich auch nicht mehr!

Denn ich will sauber bleiben, ich will nicht in diesem Schlamm untergehen! Wenn man in Deutschland heute nur noch auf diese Weise am Leben bleiben kann, dann nichts wie raus! Irgendwo muß es doch einen Fleck auf der Erde geben, an dem man noch als anständiger Mensch durch anständige Arbeit sich sein Brot verdienen kann!

So kommt eins zum anderen, und ich beginne meine Fühler auszustrecken. Natürlich muß das mit aller Vorsicht geschehen, denn wenn auch gewisse Wünsche und Bedürfnisse in Südamerika meinem Plan entgegenkommen, so ist er doch nur gegen den Willen und Widerstand der Besatzungsmächte und der von ihnen eingesetzten Organe durchzuführen. Mit mir zusammen wollen auch der Gruppenkommandeur meiner ersten

Gruppe, Herbert Bauer, und mein alter, treuer Bordschütze, Ernst Niermann, der ja auch während der ganzen Gefangenschaft nicht von meiner Seite gewichen ist, hinüber. Später kommt auch noch mein alter Technischer Offizier, der Hauptmann Katschner dazu. Wir sind nun also vier Mann, die eine Sache anfangen wollen, die Hand und Fuß hat, und die uns die Möglichkeit gibt, in unserem Beruf zu arbeiten, und zwar in einer Umgebung, die uns nicht feindlich, sondern freundlich gesinnt ist und uns Gelegenheit bietet, etwas Positives für Deutschland zu tun.

Herbert Bauer wohnt unten in Kufstein, in Tirol, und ist, wenn auch nicht auf dem halben Weg nach Südamerika, so doch schon etwas näher daran als wir. Er ist selber sehr beweglich. Niermann kommt für die Vorbereitung weniger in Frage, denn er sitzt oben fast an der Wasserkante.

Bauer fährt eines Tages zunächst einmal in die Schweiz, nimmt dort Verbindungen mit Gruppen auf, die an deutschen Spezialisten interessiert sind, und geht dann weiter nach Italien. Dort sucht er ebenfalls Konnex, und — wie nicht selten der Erfolg dann durch einen Zufall zustande kommt, und solche Zufälle ebenfalls nicht selten Mädchen gewesen sind — so findet auch unser guter Bauer schließlich die richtige Spur über eine Sekretärin in Rom und erhält von diesem lieben, guten Mädchen, selbstverständlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, einige Tips, die die ganze Angelegenheit sehr beschleunigen und es uns ermöglichen, schon innerhalb vier Wochen zu starten. Wäre diese Aktion Bauer nicht geglückt, dann hätte es noch ein ganzes oder ein halbes Jahr dauern können oder die Reise wäre am Ende wohl gänzlich gescheitert. Er kommt also zurück und meldet alles klar: In den nächsten vier Wochen gehen wir fort.

Niermann und Katschner werden verständigt. Letzterer hat noch einige finanzielle Sorgen. Ich selbst bin mir noch nicht ganz im klaren, ob ich das Fuhrunternehmen auflösen soll oder nicht, entschließe mich aber dann, es weiterlaufen zu lassen. Katschner teilt mit, daß er noch ein größeres Nähnadelgeschäft in der Ostzone abwickeln möchte. Maschinen-Nähnadeln sind dort sehr gefragt. Als Reise-Währung entschließen wir uns wegen Devisen-Mangels für Zigaretten und hoffen, mit einigen Stangen der begehrten Glimmstengel bis Rom zu kommen.

Bauer ist unterdessen wieder in Kufstein. Wir haben ausgemacht, daß er uns abholt. Als aber der Tag kommt, an dem er erscheinen sollte, erreicht uns statt seiner nur ein mysteriöses Telegramm. Nach zweitägigem Warten wird mir die Sache zu dumm und ich fahre selber nach Kufstein. Dort stelle ich fest, daß Bauer inzwischen verhaftet wurde, weil er in irgendeinem Hexenprozeß der Neo-Nazi-Psychose, die hier allgemein die Gemüter ängstigt, in Graz benötigt wird. Ich höre dann aber auch zu

meiner großen Freude, daß er aus einem hohen Fenster herausgesprungen ist und sich hier irgendwo in der Nachbarschaft aufhält, um mich zu suchen.

Natürlich ist inzwischen unsere Ausreisemöglichkeit verpaßt, aber die Hauptsache ist, daß Bauer wieder frei ist und mitkommt. Ich fahre zurück, um Niermann zu benachrichtigen. Katschner ist leider noch nicht aus der Ostzone zurück.

Nach wenigen Tagen erscheint Bauer, nur in Hemd und Hosen, und erzählt, wie die Sache vor sich gegangen ist. Er wurde in Kufstein aus seiner Wohnung heraus verhaftet, konnte sich nicht mehr rechtzeitig absetzen, hatte ja auch kein schlechtes Gewissen. Während seines Studiums in Graz hatte er Bekanntschaft mit einigen Leuten gemacht, die nun in diesem Neo-Nazi-Prozeß als Angeklagte fungierten, und man wollte ihn gerne als einen der sogenannten Rädelsführer hinstellen. Bauer hatte aber für derartige Theaterprozesse jetzt beim besten Willen keine Zeit, denn wir wollten ja ausreisen. Als er daher nach recht unangenehmer Untersuchung durch die Gendarmerie mittags unter Bewachung eines der Gendarmen zurückgelassen wurde, der aber auch gerne essen gehen wollte, erlaubte Bauer ihm das großzügigst, erbat sich als Gegenleistung nur die Erlaubnis, vor dem Essen noch einmal austreten zu dürfen. Das konnte ihm der Polizist natürlich nicht abschlagen und wartete draußen solange. Bauer kam aber nicht wieder, sondern war längst aus dem Fenster des ersten Stocks abgesprungen, nur mit Hemd und Hose bekleidet, so wie er nun, zwei Tage später, hier in Düsseldorf vor mir steht. Wenn der gute Gendarm viel Geduld hat, dann steht er wahrscheinlich heute noch dort und wartet, um endlich essen gehen zu können.

Der Prozeß, dem er beinahe zum Opfer gefallen wäre, verlief typisch für die endlose Reihe derartiger Verfahren, die damals in Österreich durchgeführt wurden. Sie sollten der Welt dokumentieren, daß Österreich sich von der nationalsozialistischen Vergangenheit weit zu distanzieren wünsche, ja, daß ihm diese großdeutsche Epoche gewaltsam von Deutschland aus aufgezwungen worden sei, gegen den Willen des „österreichischen Menschen“, der eigens zu diesem Zweck erfunden wurde. Hunderte aufrechter Männer mußten diese Art von Beweisführung mit dem Verlust ihrer Freiheit oder sogar mit dem Leben bezahlen.

Wir leiten nun sofort eine zweite Aktion für unsere Ausreise ein. Wieder ist es Bauer, der nach Rom reisen muß, und auch wirklich einen neuen Reisetermin für uns bekommt, sehr kurzfristig. Er arbeitet wirklich hervorragend in bezug auf Aufklärung und Informationen, die wir unbedingt brauchten. Schon nach wenigen Tagen können wir nach Süden reisen. Es

gesellt sich noch ein weiterer Geschwaderkamerad hinzu. Der einzige, der fehlt, ist der gute Katschner. Aber da durch die Verhaftung Bauers die ganze Sache etwas prekär geworden war und nach meinen Informationen auch die Engländer von unseren Reiseplänen Wind bekommen hatten, konnten wir nicht mehr warten und keine weiteren Ausreisetermine mehr verpassen. An der Grenze hinterließen wir Katschner genaue Anweisung, wie er uns noch erreichen könne, wenn er im letzten Augenblick doch noch auftauchen sollte.

Nach dem alten Grundsatz: getrennt marschieren, vereint schlagen, trennten wir uns nun. Niermann ging mit Zeltmann den einen Weg über die Grenze, Bauer und ich einen anderen. In Italien wollten wir uns wieder treffen. Niermann hatte einen verhältnismäßig flachen Übergang gewählt, ich als der Bergerfahrenere kletterte durch die Berge und kam nach Tirol, wo Bauer vorbereitet hatte, daß uns Bekannte mit dem Wagen quer durch Österreich fahren sollten, von wo wir über den Brenner Italien zu erreichen hofften. Aber der Wagen war an der verabredeten Stelle nicht zu sehen, und nach einigem Zögern entschlossen wir uns anzurufen, wo denn der gute Mann geblieben sei. Doch der ließ sich verleugnen und hatte wahrscheinlich furchtbare Angst, weil am Abend zuvor durch den Rundfunk bekanntgegeben worden war, daß in dem Grazer Schauprozeß gegen die „Neonazisten" einige Todesurteile zu erwarten seien. Da Bauer von dort entflohen war, scheute man sich ganz augenscheinlich, ihm bei der Flucht behilflich zu sein.

Nun war guter Rat teuer. Unsere Zigarettenwährung war so gut wie alle, Bauer und ich waren in Österreich beide bekannt wie „bunte Hunde", sehen lassen konnten wir uns bei Tage also schon gar nicht. Wir warteten noch einen halben Tag, versuchten immer wieder einmal anzurufen, aber die Angst bei den Leuten war eben doch stärker als alle kameradschaftlichen Gefühle.

Wir mußten also andere Wege finden, marschierten zunächst einmal ein ganzes Stück zu Fuß, und dann rief ich von einem Dorf aus einen anderen Bekannten an, der etwa hundert Kilometer weiter ostwärts saß und dort in einem größeren Werk beschäftigt war. Glücklicherweise konnte ich ihn dort auch gleich erreichen. Viel erklären ließ sich natürlich am Telefon nicht, aber einige Andeutungen genügten, und innerhalb von drei Stunden war er mit einem kleinen DKW-Wagen zur Stelle. Wir machten ihm klar, wie dringend die Sache sei, und daß wir noch in der gleichen Nacht über den Brenner gehen müßten. Da riet er uns dringend vom Brenner ab. Er habe gerade alle Straßen dorthin abgesperrt gesehen, denn gestern sei ein Kreisleiter aus dem Zuchthaus ausgebrochen — Prinz, glaube

ich, hieß er —, und auf der Suche nach diesem Prinz würde man dann womöglich uns finden. Der Brenner sei viel zu bekannt als allgemein beliebter Übergang. Dort würde man in allererster Linie suchen.

Es blieb uns also gar nichts anderes übrig, als ins Zillertal zu gehen und von dort über die hohen Berge einen Weg nach Italien zu finden. Wir fahren gleich los, kommen über Maierhofen weiter nach Süden, treffen hier auch jemanden, der uns den Weg zeigen kann, und schon geht es hinauf über die Grüne-Wand-Hütte, wo ich erst noch ein großes Stück mit dem Motorrad gefahren werde, während Bauer mit den anderen quer durch den Wald läuft. Von der Grünen-Wand-Hütte steigen wir dann zur Kasseler Hütte auf, die noch mitten in einem großen Schneefeld liegt. Dort wird erst einmal geschlafen. Unsere Begleiter wollen noch mit bis aufs Joch gehen. Natürlich wäre es uns lieb, wenn sie uns noch den Abstieg zeigen würden. Aber für so sicher halten sie die Sache scheinbar auch wieder nicht. Wir können ihnen auch nicht mehr viel bieten. Alles, was wir irgendwie entbehren können, haben wir schon offeriert.

Also machen wir uns möglichst schnell auf, hinauf zum Joch. Oben verabschieden sich die beiden Begleiter, und Bauer und ich beginnen den Abstieg. Das erste Stück ist sehr steil. Mit der Prothese ist das kein Spaß, und ich sage mir: es ist doch wesentlich leichter, du setzt dich auf deinen Lederhosenboden und rauschst hier hinunter, wie einst die seligen Teutonen schon auf ihren Schilden die Alpenhänge nach Italien hinuntergerodelt sind. (Wozu doch das humanistische Gymnasium gut ist?!) Gedacht, getan, schon bin ich am Rutschen, kann nur noch mit den Ellbogen etwas steuern, aber nicht mehr lange, dann ist der Kopf bald oben, bald unten, der ganze Körper rotiert, und ich erkenne zu meinem Schrecken unter mir große Steine, auf die ich zurase. Doch schleudere ich mich dann, wie bei einem abgesteckten Slalom, doch noch um alle Steine herum. Bauer wird oben einige bange Minuten ausstehen. Wir hatten gelost, wer zuerst rutschen sollte. Nun kommt er doch lieber langsam zu Fuß herunter, und wir sind heilfroh, daß die Sache so gut abgelaufen ist.

Wir müssen dann noch über eine ziemlich harte Schneefläche und kommen schließlich schon wieder in grüne Gefilde hinein. Unter uns liegt Italien! —

Jetzt heißt es aufpassen, denn hier kann doch leicht ein Grenzwächter auftauchen, wenn uns auch unsere Begleiter vorhin versichert haben, daß das so gut wie ausgeschlossen sei. Die italienischen Grenzwächter zögen es vor, unten, wo das Tal sehr eng wird, an der Straße zu sitzen und aufzupassen, wer dort durchkäme. Die Schwierigkeiten erwarteten uns darum nicht bei den ersten Häusern hier oben, die alle von Südtiroler Bauern

bewohnt seien, sondern nachher bei dem Versuch, ein Verkehrsmittel zu bekommen.

Aber vorher sind noch ein paar Stunden zu laufen. Der Marsch ist nicht ganz ohne Schaden geblieben. Ich habe mir den Beinstumpf erheblich aufgerieben. Sowohl der Auf- als auch der Abstieg waren doch recht anstrengend, und ich bin aufrichtig froh, als wir am späten Nachmittag das erste Dorf erreichen und einige Leute treffen, die wir nach unserer Anlauf-Adresse fragen können. Sie weisen uns auch gleich ein, so daß wir den Hof bald finden. Scheinbar sind wir nicht die ersten, die mit solchen Rucksäcken von den Bergen herabkommen. Aber schon aus unseren ersten Worten geht klar genug hervor, daß wir nicht schmuggeln wollen, es sei denn uns selbst, und auch das nicht nach Italien, sondern nach Übersee.

Nachdem uns dann die Leute ein wenig angeschaut und Vertrauen gewonnen haben, sind sie sehr freundlich zu uns. Ich darf mich oben auf den riesigen Ofen legen, um erst einmal zu schlafen, da der Hausherr, der uns weiterhelfen soll, noch nicht zu Hause ist. Bauer macht sich ebenfalls lang. Hinterher essen wir etwas und sind wieder frisch und munter, als der Hausherr kommt und wir ihm unsere Wünsche vortragen können. Auch für ihn bedeutet unser Fall nichts Neues und er erklärt uns ohne lange Umschweife, unter welchen Bedingungen unser Weg nun weitergehen wird, welche Preise verlangt werden, und daß es hier eben Leute gibt, deren Fahrzeuge von der italienischen Grenzpolizei nicht kontrolliert werden. So ein Fahrzeug muß man sich mieten, um unbehelligt durchzukommen. Natürlich ist das nicht billig, denn der Besitzer muß sich seine Beziehungen ja auch seinerseits wieder erkaufen.

Nachdem wir dann unsere Lire auf den Tisch gezählt haben und es sich zeigt, daß wir hinterher bestenfalls noch das Geld für eine Fahrkarte nach Bozen übrig haben werden, beschließen wir, am nächsten Morgen sehr zeitig, so wie es uns der Hofbesitzer vorgeschlagen hat, aufzubrechen. Nach einer wunderbar verbrachten Nacht steigen wir, von unserem Hausherrn begleitet, ins Dorf hinab und warten in gedeckter Stellung, bis das geheimnisvolle Fahrzeug ankommt. Es ist ein kleines Wägelchen und der Fahrer winkt uns schon im Herankommen, schnell einzusteigen. Wir verstauen unser Gepäck, haben ja jeder nur einen Rucksack mit, und dann geht es in westlicher Richtung dahin.

Als wir uns in flotter Fahrt dem Grenzpolizeihäuschen nähern, habe ich das Gefühl, zur Salzsäule zu erstarren. Aber die Polizisten sehen sich nur den Fahrer an, winken freundlich, und schon sind wir vorbei. Wir haben also doch im richtigen Fahrzeug gesessen. Ich hatte schon unser letztes Stündchen kommen sehen. —

Wir fahren dann zur nächsten größeren Bahnstation in Brunek. Hier kann nach Aussagen unseres Fahrers schon nicht mehr allzuviel passieren, denn Brunek liegt nicht mehr in unmittelbarer Grenznähe, und eine Kontrolle ist recht unwahrscheinlich. Immerhin ist es vielleicht nicht ganz ratsam, weiterhin hier noch in meiner gestickten Lederhose herumzulaufen, aber im Moment kann ich sie auch nicht wechseln.

Wenn wir ein wenig Glück haben, sind wir also in einigen Stunden in Bozen. Und so wird es auch. Nach einer herrlichen Eisenbahnfahrt treffen wir am Spätnachmittag in Bozen ein, wo wir wieder eine Anlaufadresse haben, zu der auch Niermann kommen soll. Binnen kurzem sind wir wohlbehütet untergebracht und erfahren, daß Niermann nur durch Zufall hier gelandet ist, denn er hatte unterwegs alle Anschriften im Kopf — schriftlich hatten wir sie natürlich nie bei uns — durcheinandergebracht. Er wurde daher gleich mit seinem Begleiter weitergeleitet, um irgendwelche Komplikationen zu vermeiden, und ist schon wieder unterwegs. Ich hätte ihn natürlich gerne begrüßt, aber wir werden uns ja ohnehin bald wiedersehen. Hauptsache, daß es ihm gut geht und daß er guten Mutes ist, wie man mir versichert.

Bauer und ich bleiben einige Tage in Bozen, wohnen hoch über der Stadt. Ich bin zum ersten Male hier und genieße dieses wundervolle Land in vollen Zügen. Die Ruhe und die rührende Betreuung tut nach den Strapazen der letzten Tage außerordentlich gut. Ich bin viel im Freien, im Garten mit dem Blick auf die Rosengartengruppe. Es ist unvorstellbar schön.

Inzwischen wird geklärt, ob wir nach Genua fahren, oder ob es eine Möglichkeit gibt, von Rom aus zu fliegen. Und dann schlägt auch schon die Abschiedsstunde von Bozen sowohl, wie leider auch von Bauer, denn dieser geht nach Genua und ich nach Rom, von wo ich mit dem Flugzeug nach Südamerika reisen soll.

In einem Schlafwagenzug fahre ich südwärts und werde am nächsten Morgen von einigen Herren in Empfang genommen und in einem Außenbezirk Roms, wo man mich so leicht nicht vermuten wird, untergebracht. Man fragt mich sofort, mit welchen Papieren ich gekommen wäre. Ich sage natürlich, mit gar keinen und versuche klarzumachen, daß es doch gar keine Möglichkeit gibt, aus Deutschland legal auszureisen. Darauf großes Entsetzen, ich müsse doch Papiere haben, ohne Papiere könne man doch nicht mit mir zur Kommandantur gehen, es müßten also schleunigst welche ausgestellt werden. Auf welchen Namen denn? Ich fragte schüchtern, ob es denn nicht mit meinem richtigen Namen ginge. Nein, mit dem gehe es natürlich nicht. Halb im Scherz schlage ich dann vor, mich von mir aus Hans Meier zu nennen oder meinetwegen Paul oder Saul, es sei mir völlig

gleich, Hauptsache, man brächte irgendein Papier zusammen, mit dem ich nach Südamerika reisen könne.

Im Stillen denke ich mir natürlich, daß die Herren sich schon wieder beruhigen und mir einen Paß auf meinen wirklichen Namen bringen werden. Denn wer interessiert sich letzten Endes dafür, ob Rudel jetzt nach Argentinien fliegt oder nicht, so schnell werden ja die anderen nun auch wieder nicht arbeiten. Aber da habe ich mich erheblich geirrt. Schon am nächsten Tage bringt man mir ein Papier auf den wohlklingenden Namen Emilio Meier! Ja, ich hätte doch gesagt, es sei mir gleich, man möge mich getrost Meier oder sonstwie nennen. Jetzt hieße ich eben Emil Meier und führe mit diesem Namen nach Argentinien.

Ich bleibe einige Tage in Rom, es klappt noch nicht gleich mit der ersten Maschine. Aber ich finde überall die allergrößte Hilfsbereitschaft von Freunden, die für unsere Lage volles Verständnis haben, und erkenne, daß zwar in Deutschland selbst für Patrioten kein Platz, hier im Ausland aber noch echtes Verständnis für diese Kategorie Menschen vorhanden ist. Jede nur denkbare Hilfe wird uns zuteil, und wir verbringen sehr schöne Tage und haben in der freien Zeit Gelegenheit, uns die antiken Stätten anzusehen.

Dabei hat ein Bekannter, der uns begleitet, einen Zusammenstoß mit einem Geschichtsprofessor. Ich weiß nicht mehr, ob es im Kolosseum oder im Kapitol war, wo der Professor auf uns zukam und nach unseren Empfindungen angesichts dieser gewaltigen Ruinen fragte. Mein Begleiter nahm für uns das Wort und antwortete, wenn man aus Deutschland käme in dieser Zeit, so sei man durch Ruinen und Trümmer nicht mehr so leicht zu beeindrucken. Auch seien die Ruinen der Stadt Essen zum Beispiel wahrscheinlich für das endgültige Schicksal des Abendlandes bedeutungsvoller und entscheidender, als die des antiken Rom.

Oh, so hielten wir also nichts von den Zeugnissen der Geschichte, bedauerte der Professor.

Doch, durchaus, entgegnete mein Begleiter, nur zeugten die Ruinen des antiken Rom nicht von einer so entscheidenden Wende in der Geschichte des Abendlandes, wie die Trümmer der deutschen Städte, die möglicherweise das Ende des Abendlandes überhaupt, jedenfalls aber seine bisher größte Gefährdung im Laufe der Geschichte bedeuteten. Denn letzten Endes habe an den antiken Städten hier in Rom doch vor allem der Zahn der Zeit genagt, aber die in Stundenfrist zerbombten deutschen Städte seien das Opfer einer absolut geschichtsfeindlichen, einer geradezu ahistorischen Gewalt geworden.

Ich gebe diese Gespräche hier ohne eigene Stellungnahme wieder. Die Zukunft wird es erweisen müssen, welche Ruinen für unser aller Schicksal bedeutungsvoller sind, die antiken oder die des zwanzigsten Jahrhunderts.

Natürlich erfuhr ich in den Tagen hier in Rom auch von einer ganzen Reihe weiterer Möglichkeiten, aus Deutschland heraus und nach Italien oder Spanien zu gelangen. Sie waren vor allem von denjenigen beschritten worden, die von Seiten der Alliierten schwerste Verfolgungen zu erwarten hatten. Einige dieser Schicksale erfuhr ich direkt von den Betroffenen selbst. Da gab es welche, die im Mönchsgewande von Kloster zu Kloster durch die Alpen gewandert waren. Man mag sonst zum Katholizismus stehen wie man will. Was in diesen Jahren durch die Kirche, vor allem durch einzelne menschlich überragende Persönlichkeiten innerhalb der Kirche, an wertvoller Substanz unseres Volkes gerettet worden ist, oft vor dem sicheren Tode gerettet worden ist, soll billigerweise unvergessen bleiben! Und diese Hilfe kam nicht etwa nur Katholiken zugute, auch wurde sie nicht oder nur selten zum Seelenfang mißbraucht. Sie geschah wirklich oft ganz uneigennützig, um der Menschen willen. Und noch hier in Rom selbst, am vorläufigen Ziel der meisten dieser Wege, geschah unendlich vieles. Die Kirche ließ in eigener Regie sehr viele nach Übersee fahren. So wurde dem Rache- und Vergeltungsdurst der wahnsinnig gewordenen Sieger in aller Stille im Rahmen des Möglichen entgegengewirkt.

Die italienische Bevölkerung hingegen stand natürlich noch weitgehend unter dem Eindruck der deutschen Besatzung während der letzten Kriegsmonate und war zum Teil noch nicht aus dem erheblich rot gefärbten Befreiungsrausch erwacht. Infolgedessen traf man auf manchen schiefen Blick, wenn die deutsche Sprache erkannt wurde. Aber das erschütterte uns nicht. Diese Menschen, auch die verhetztesten unter ihnen, würden bald genug erkennen, unter welchem Regime sie besser gefahren waren, dem faschistischen oder dem jetzigen. Auch die Erinnerungstafeln an verschiedenen Häusern für „von den Deutschen erschossene" Partisanen konnten uns nicht bedrücken. Wer hinter der Front kämpft, weiß, daß er dem Kriegsgesetz verfallen ist. Das wurde ja auch uns gegenüber nicht anders gehalten.

Unter solchen Eindrücken gingen die Tage bis zum Abflug schnell dahin. Bauer kam noch einmal von Genua herauf, um zu versuchen, doch noch mit meiner Maschine mitzukommen. Wir versuchten, ihn gegen meinen anderen Begleiter auszutauschen und diesen für die Schiffsreise zu gewinnen. Als es mir schließlich gelungen war, hatte sich Bauer inzwischen endgültig für die Schiffsreise entschieden. Es blieb also beim ursprünglichen Plan.

Am 3. Juni ist es endlich soweit! Unser Vogel, eine große DC 4, erhebt sich mit Kurs nach Westen. Wir fliegen an Sardinien vorbei zur spanischen Küste und sind in etwa fünf Stunden in Madrid. Nach einstündigem Aufenthalt geht es nach Lissabon. Schon fühlen wir uns wieder heimisch im Flugzeug, und weiter geht die Reise, einem neuen Einsatz entgegen. —

Kapitel IV

Ein neues Leben

Bei einer nächtlichen Zwischenlandung in Casablanca stehe ich zum ersten Male auf afrikanischem Boden. Und plötzlich habe ich das Gefühl, als ob mir heißer Rauch von unten in die Hosenbeine stiege, mehr noch, als würde mit einem Föhn hineingeblasen. Der Asphalt auf dem Flugplatz war vom Tage her noch so heiß, daß ständig heiße Luft emporströmte. Das ist um so unheimlicher, als in der Dunkelheit von der Landschaft so gut wie nichts zu erkennen ist. Beim Hellwerden fliegen wir schon wieder an der afrikanischen Küste entlang.

In Dakar wird es dann sehr, sehr heiß. Wir haben zwei Stunden Aufenthalt und erleben hier zum ersten Male eine tropische Landschaft und tropisches Leben. Man hat uns vom Flugplatz in den Ort Dakar gebracht, wir gehen über den Markt und betrachten voller Staunen das bunte, orientalische Treiben. Große Mengen Fisch liegen teils in notdürftig überdachten Verkaufsständen, teils auch direkt in der prallen Sonne. Ein furchtbarer Geruch breitet sich aus. Die ganze Atmosphäre macht auf uns einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck und wir haben die Empfindung, daß wir hier nicht begraben sein möchten. Es ist wohl ein ganz besonders heißer Tag, selbst für hiesige Verhältnisse. Wenige Europäer sind zu sehen, die englisch oder französisch sprechen, sonst fast nur Einheimische in größter Primitivität.

Dann geht es zurück zum Flugplatz, und bald starten wir und kommen in neunstündigem Flug nach Natal, an der nördlichsten Spitze Südamerikas. Der Ort hat im Kriege besondere Bedeutung erlangt, da er Ausgangsbasis für nordamerikanische Transporte von Südamerika aus nach Nordafrika war. Man kann auch noch Spuren von diesen Anlagen erkennen. Hinter dem primitiven Flugabfertigungsgebäude, in dem der Zoll und andere Dienststellen untergebracht sind, steht ein alter abgecharterter Jeep, festlich umrandet und bekränzt. Als wir fragen, was das für ein seltsames Fahrzeug sei, sagt man uns, das sei ein Erinnerungsstück. In diesem Jeep sei sogar schon der Präsident Roosevelt gereist. Die Pietät scheint indes

nicht lange vorgehalten zu haben, denn schon bei meiner nächsten Reise, die mich wieder über Natal führte, konnte ich feststellen, daß die Brasilianer das alte Vehikel sang- und klanglos hatten verschwinden lassen.

Von Natal fliegen wir weitere sechs oder sieben Stunden mit südlichem Kurs nach Rio de Janeiro, und nun umfängt uns der ganze Zauber dieser einzigartig schönen Bucht und Stadt. Die Hafeneinfahrt macht auch von oben einen unvergeßlichen Eindruck. Wir sehen den Zuckerhut und die große Christus-Figur, und soviele Bilder und Beschreibungen wir auch gesehen haben, der erste Eindruck von der Wirklichkeit ist eben doch einfach überwältigend. Mitten in der Einfahrt liegen, von weißen Brandungswellen umgischtet, mehrere kleine Felseninseln, eine davon zur Festung ausgebaut, die die ganze weite, leuchtend blaue Bucht beherrscht, am südlichen Ufer der Einfahrt erkennen wir die lange Reihe von Wolkenkratzer-Hotels hinter dem breiten, vollkommen weißen Strand, Copacabana. Und dann die Stadt Rio selbst mit ihren imposanten Hochhäusern, umrahmt von Hügelketten, die mit tropischem Wald bedeckt sind. Beim Aufstieg zum Weiterflug genießen wir das gewaltige Bild noch einmal, und dann sind es nur noch sechs Stunden bis zu unserem Ziel, Buenos Aires.

Der große Flugplatz von Buenos Aires, Ezeiza, ist noch im Bau. Man kann von oben wunderbar die Großzügigkeit der geplanten Anlage und die windrosenartige Anordnung der Rollbahnen erkennen. Als unsere Maschine gelandet und ausgerollt ist, erwarten mich einige Herren der Konstruktionsgruppe Focke-Wulff, die durch den argentinischen Staat verpflichtet wurden. Die Zollabfertigung geht relativ schnell und auch die Fahrt in die Stadt Buenos Aires hinein verläuft flott und äußerst kurzweilig.

Wir unterhalten uns über technische Probleme, und ich erkenne bald, daß hier natürlich nicht mit dem Tempo und der Intensität gearbeitet werden kann, wie wir das noch aus der deutschen Kriegsrüstung her gewöhnt sind. Einstweilen läßt sich bestenfalls ahnen, was sich im argentinischen Flugzeugbau in den nächsten Monaten oder Jahren tun wird. Ich habe mir bisher wohl auch nicht die richtigen Vorstellungen über die Möglichkeiten dieses Landes gemacht, das 15 Millionen Einwohner und erst eine sehr kurze industrieelle Entwicklungszeit hinter sich hat. Diese Vorstellungen gilt es nun also schleunigst zu berichtigen.

Auch scheint meine persönliche Verwendung im Rahmen der Gruppe noch nicht geklärt zu sein. Aber das ist im Augenblick ganz unerheblich, denn ich habe die feste Zuversicht, daß sich das alles mehr oder weniger von selbst ergeben wird, wenn ich nur erst wieder an der Materie dran, wieder in festem und ständigem Kontakt mit Fliegerei und Flugzeugbau

bin. An meinem ehrlichen Willen, diesem jungen Lande beim Aufbau einer eigenen Flugzeugindustrie nach bestem Willen und Vermögen zu helfen, soll es gewiß nicht fehlen. Und von den Erfahrungen, die ich mir in fliegerischer Hinsicht während des Krieges aneignen konnte, denke ich selbst nicht gering. Ich habe ja auch die deutsche Rüstungsindustrie aus dem Schatz dieser Erfahrungen heraus oft genug beraten dürfen.

Vorerst werde ich nun einmal in Belgrano, einem sehr europäisch anmutenden Stadtteil der Capitale untergebracht, in einem geräumigen Hotel, in dem ich mich bald ausgesprochen wohl fühle. Man sagt mir, daß ich auf jeden Fall noch einen Bescheid des zuständigen Ministeriums abwarten soll. Ich habe also Zeit und nutze sie, um dem ehemaligen Sekretär des Präsidenten Peron ein Empfehlungsschreiben eines argentinischen Herrn, der sich in Italien aufhielt, zu überbringen. Er zeigte sich bereits gut informiert, auch über unsere materielle Situation — unser Gepäck ist ja noch nicht angekommen und auch sonst sind wir ziemlich „entblößt" — und hat den erfreulichen Auftrag, mir mein erstes argentinisches Geld in Gestalt von tausend Pesos auszuhändigen.

So kann ich mich also neu einkleiden, und meine nächste Sorge gilt dann der Möglichkeit, mich während dieser Wartezeit körperlich frisch zu erhalten. Ich suche daher einen deutschen Sportklub auf, der über größere Tennisanlagen verfügt, und finde hier glücklicherweise auch bald Menschen, die mich dort aufnehmen und spielen lassen. Bereits am dritten Tage nach meiner Ankunft laufe ich den kleinen, weißen Bällen nach, und kann meinem alten Prinzip folgen, immer beweglich zu bleiben und auf keinen Fall einzurosten.

So vergehen die ersten Wochen. Ich rufe von Zeit zu Zeit in Cordoba bei der deutschen Gruppe an oder frage in Buenos Aires den Verbindungsmann dieser Gruppe, Herrn Dr. Siebrecht, was nun aus mir werden soll. Dr. Siebrecht erkundigt sich seinerseits wieder im Luftfahrtministerium. Doch dort ist bald dieser, bald jener der Herren nicht anwesend, der noch zu Rate gezogen werden soll, und langsam geht mir eines der Grundgesetze dieses Landes bzw. des Lebens in diesem Lande auf: Paciencia, Geduld. Ich lasse indes die Zeit nicht ungenutzt verstreichen, habe auch glücklicherweise keine finanziellen Sorgen auszustehen, aber die Ungewißheit über meine berufliche Zukunft und endgültige Verwendung bedrückt mich natürlich doch.

Darum bin ich dann doch recht froh, als ich Mitte August die Mitteilung erhalte, daß ich nun doch nach Cordoba zur Gruppe kommen soll. Von einem Tag zum andern fliege ich mit irgendeiner Militärmaschine

hinauf. Zunächst wohne ich auch hier noch im Hotel und habe Gelegenheit, die Stadt kennenzulernen.

Cordoba liegt in einem Talkessel, der Hauptplatz mit der Catedrale, noch im Kolonialstil, also Barock, und dem Denkmal des Befreiers San Martin an der tiefsten Stelle, so daß bei starken plötzlichen Regengüssen nicht selten gerade das Zentrum unter Wasser steht, und die Straßenbahnen zu Motorbooten zu werden scheinen. Rings herum zieht sich die Stadt an den Hängen des Kessels hinauf. Der schönste Stadtteil ist der Cerro de las Rosas, der Rosenhügel, mit großen geräumigen Villen und herrlichen Gärten bedeckt.

Mein zukünftiges Arbeitsfeld, der Flugplatz, die Flugzeugfabrik, die Kasernen der Luftwaffe und die Schulen für den Flieger- und Mechaniker-Nachwuchs, liegen alle zusammen an der Straße, die von Cordoba aus direkt nach Westen führt auf die Sierragrande zu. Früh morgens holt uns ein Omnibus ab zur Fabrik. Die Arbeit beginnt schon um sieben Uhr. Die Fabrik ist auch für unsere deutschen Begriffe sehr gut eingerichtet, und ich bin nicht wenig erstaunt, daß es so etwas schon in Südamerika gibt. Sie ist mit deutschen, schweizer und schwedischen Werkzeugmaschinen installiert. Es macht alles einen sehr gepflegten und geradezu europäischen Eindruck und verspricht ein reiches und lohnendes Tätigkeitsfeld und eine Arbeit, die Freude macht. Klimatisch habe ich es gerade sehr günstig angetroffen, denn wir befinden uns ja im Winter, für argentinische Verhältnisse Winter. Für uns ist auch das natürlich noch recht warm. Ich steige gleich in den ersten Tagen in einen großen See, in dem es sich durchaus baden läßt.

Von dem wirklichen Winter erfahre ich erst aus der Zeitung, als ich etwas von den argentinischen Ski-Meisterschaften lese, die Ende des Monats in Bariloche stattfinden. Ich hoffe natürlich, für meine sportlichen Ambitionen hier weitgehendes Verständnis zu finden. Es war ja auch in der deutschen Luftwaffe üblich, die sportlichen Leistungen jedes einzelnen weitgehend zu fördern und seine sportliche Entwicklung zu pflegen, weil eben die körperliche Erziehung durch Turnen und Sport eine hervorragende Grundlage für die fliegerische Ausbildung und überhaupt den soldatischen Einsatz ist. Da ich aber noch nicht alle erforderlichen Dienstwege und Möglichkeiten kenne, gelingt es mir leider nicht, bis zum Ende des Monats bereits Sporturlaub für die Meisterschaften in Bariloche zu erhalten. Sie hätten mich deshalb besonders interessiert, weil in diesem Jahre dort auch Europäer, darunter Deutsche aus Tirol, starten sollen. So muß ich mich also auf die Lektüre der Pressemeldungen darüber beschränken.

Für meine Freizeit habe ich mich zur Fortsetzung des bereits in Buenos Aires begonnenen Tennisspielens in Cordoba umgetan, spiele auch gleich in den ersten Tagen in einem der größeren Klubs, und habe dabei endlich Gelegenheit, mich in der Landessprache zu üben. Denn in der Fabrik wird innerhalb der deutschen Gruppe naturgemäß nur deutsch gesprochen, da wir dort wenig mit Argentiniern zusammenkommen. Wir haben zwar einen Sprachlehrer, bei dem wir nachmittags eine zeitlang gemeinsamen Unterricht nehmen, aber die Fortschritte sind doch recht gering, weil wir eben zwischendurch immer wieder deutsch sprechen und das Neugelernte nicht gleich in der Praxis verwerten und üben können. So bietet mir der Tennisklub hier einen guten Ausgleich, denn dort bin ich im Augenblick wohl der einzige Deutsche. Natürlich kommt es anfangs zu einigen reichlich komischen Ausdrucksweisen und Situationen, die mir später noch oft und lange vorgehalten werden. Auch verwende ich in der ersten Zeit einige Vokabeln, die nicht absolut salonfähig sind und die ich irgendwo aufgeschnappt habe. Nach einigen Wochen bin ich aber aus dem Gröbsten heraus und die Verständigung klappt recht gut.

Meine Tage sind also voll ausgefüllt. Bis drei Uhr nachmittags geht der Dienst in der Fabrik, und anschließend kann ich dann eine bis zwei Stunden Tennis spielen. Nach einigen Wochen bin ich des Hotellebens müde und sehe mich nach einer eigenen Wohnung um. Die Frage ist nur, ob ich in der Nähe der Stadt bleibe, wo es in den Außenbezirken einige hübsche Wohngegenden gibt, oder ob ich dorthin ziehe, wo schon eine ganze Reihe deutscher Ingenieure sich niedergelassen hat, nach Carlos Paz, das etwa dreißig Kilometer von Cordoba entfernt, in der Sierra liegt. Ich habe mir das Nest an einem Sonntage angeschaut, und es gefällt mir landschaftlich recht gut. Ich muß nur sehen, wie ich zu einem fahrbaren Untersatz komme, um die erhebliche Entfernung täglich überwinden zu können.

Der Ort Carlos Paz liegt an einem großen Stausee in den Bergen. Cordoba selbst hat nur 450 m Höhenlage, Carlos Paz knapp 700. Man kann von dort aus am Horizont in sechzig Kilometer Entfernung die Sierra grande liegen sehen, die sich bis zu 2400 m Höhe, weiter im Süden sogar bis zu knapp 3000 Metern erhebt. Carlos Paz selbst ist ein ausgesprochener Fremdenverkehrsort, der während der sogenannten „Temporada“, also während der Sommersaison überfüllt, in der übrigen Jahreszeit verhältnismäßig ruhig ist. Aber, was sofort auffällt, ist die außergewöhnlich rege Bautätigkeit. Man spricht von jährlich etwa 350 bis 400 Neubauten. Das ist für einen solchen Ort enorm und zeugt von dem Aufschwung, den das Gebiet in der nächsten Zeit noch nehmen wird. Das Klima ist besonders

trocken. Es gibt daher einige Lungenheilstätten in der Nähe, wie ja Cordoba überhaupt zur Ausheilung von Lungenkrankheiten als die geeignetste Provinz der ganzen Republik gilt.

Nach einigem Suchen habe ich dann auch ein geeignetes Haus in der Nähe der Hauptstraße gefunden. Es nennt sich „Chalet Mary" und gehört einem Tierarzt aus Mar del Plata, dem großen argentinischen Modebad am Atlantik. Er besitzt, wie viele wohlhabende Argentinier, eine ganze Reihe solcher Sommerhäuser in den verschiedensten Provinzen der Republik, die er meist langfristig vermietet. Schon im Oktober ziehe ich dort ein, und wenn man aus den beengten Verhältnissen Nachkriegsdeutschlands kommt, muß man sich tatsächlich erst wieder an die großen Räume mit ihren Gestaltungsmöglichkeiten gewöhnen. Besonders wohltuend empfinde ich, daß es hier so gut wie gar keinen Formularkrieg gibt. Es interessiert niemanden, wer irgendwo einzieht oder auszieht. Die einzige praktische Notwendigkeit ist, sich bei der Post bekannt zu machen, damit die Briefe richtig abgegeben werden und man nicht völlig abgeschnitten ist. Sonst aber gibt es keine polizeiliche Anmeldung oder dergleichen, es kommt auch kein Behördenvertreter ins Haus. Wenn man selbst irgendwelche Wünsche hat, muß man sich eben bei der betreffenden Stelle melden.

Jetzt im Oktober ist es auch schon wunderbar warm, so daß man in dem großen Stausee schwimmen kann, und ich nach Arbeitsschluß nur vor der Entscheidung stehe, Tennis spielen oder Schwimmen. Manchmal läßt sich beides miteinander verbinden, da der Heimweg ja am See vorbeiführt. Selbst wenn es sehr spät wird, lasse ich die Gelegenheit selten vorbeigehen, denn es gibt ja kaum etwas Schöneres, als nachts zu schwimmen, wenn der Mond scheint, man weit und breit keinen anderen Laut hört, als vielleicht das Zirpen der Grillen und das leise Plätschern der Wellen, die beim Schwimmen entstehen, und man nur hie und da auf dem See ein kleines Licht sieht, die Laterne eines Fischers, der damit die Fische anlockt. Das sind Erlebnisse, die einem im überfüllten, zu eng gewordenen Deutschland heute kaum noch vergönnt sind und die wir daher doppelt genießen.

Auch verpflegungsmäßig bin ich hier in die richtige Umgebung gekommen. Es gibt viele Früchte, verhältnismäßig billig, auch etwas, was wir drüben bitter entbehrt haben. Und nur zu bald vergißt man hier, daß noch vor einem halben Jahr ein Stück Kuchen oder fünf Apfelsinen ein wahres Gottesgeschenk bedeuteten. So ist trotz der Fabriksitzerei ein recht gesunder Lebenswandel möglich.

Wenn ich nicht auf dem Tennisplatz oder im Wasser bin, erledige ich die langsam sich immer mehr entwickelnde Korrespondenz und beginne auch

schon mit den ersten Aufzeichnungen meiner Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen, die nun langsam zu festen Buchplänen heranreifen. Das eine steht fest: solange ich in Deutschland war nach dem Kriege, konnte ich nicht entfernt soviel für die Gesunderhaltung tun und an zukünftigen Dingen arbeiten wie hier. Ich hoffe natürlich, daß dieser Zustand recht lange anhalten wird, denn im Augenblick läßt sich ja gar nichts Besseres tun, als körperliche und geistige Reserven zu sammeln für künftige Aufgaben.

Kapitel V

Landschaft und Menschen

So sitze ich also in meinem hübschen, ländlich einfach eingerichteten „Chalet Mary", mitten in der Sierra von Cordoba. Draußen regnet es in Strömen, schon die ganze Nacht und den ganzen Morgen und wilde, lang nachhallende Donner zerreißen das Tal. Der Fußballplatz vor meinem Fenster ist ein einziger See und die hohen Bäume dahinter, an der Straße, sind grau verhangen und kaum noch zu erkennen. Das Wetter hat sich richtig festgesetzt, und so traurig das im Augenblick auch aussehen mag, so lebt doch wohl niemand hier in der Sierra, der nicht aufatmen und diesen langen Regenfall als wahren Segen begrüßen würde. Denn nun wird sich binnen weniger Tage die braungraue Felsenwüste, als die die Sierra monatelang in der glühenden, alles ausdörrenden Sonne dagelegen hat, in einen grünen Garten verwandeln. Die Dornensträucher, mit denen die umliegenden Höhen bedeckt sind, werden sich mit einem grünen Schleier überziehen, die Trauerweiden und Platanen werden ihr volles Laub entfalten, womit sie bisher noch gezögert haben, in den Gärten werden die Rasenflächen dicht und voll saftiger Halme sein und die wundervollen Rosenbeete erblühen, und an allen Wegrändern werden dicht an dicht die kleinen leuchtend roten und blauen Blütensterne stehen.

Als ich hierher kam, herrschte gerade eine der gefürchteten Dürreperioden. Das Auge sah nichts als Staub und Steine, Steine und Staub, und am Straßenrand trotteten mit letzter Kraft zum Skelett abgemagerte Pferde und Kühe, die von ihren Besitzern freigelassen wurden, damit sie sich irgendwo noch den letzten Grashalm, das letzte Dornenstrauchblättchen suchten. Diese langsam Schritt für Schritt dahinschleichenden Tiergerippe mit dem erloschenen Blick in tief eingesunkenen Augen waren noch furchtbarer als die öde Wüste selbst, sie erfüllten das ganze hügelige Gelände, hangauf, hangab mit grenzenloser Trostlosigkeit, und ich habe mich damals wohl unwillkürlich gefragt: wo bist du hier nur hingeraten?

Aber ich brauchte nur die Augen zu erheben, zum Horizont, denn eines ist auch in der trockenen Zeit schön in der Sierra, der Blick in die Ferne, über die in immer zarteren Farbtönen sich verlierenden, hintereinander

gelagerten Höhenzüge hin, bis zu dem letzten, der auch aus der großen Entfernung noch gewaltig wirkenden Linie der „Gigantes", die den Horizont abschließt, und hinter der Abend für Abend mit unbeschreiblich prächtigem Farbenspiel die Sonne versinkt. Dann muß man sie lieb gewinnen, diese Landschaft, dann sind Staub und Dürre für den Augenblick vergessen.

Oft bietet sich mir dieses gewaltige Schauspiel gerade dann, wenn ich mit dem Auto von Cordoba, von dem Flugzeugwerk, nach Hause fahre und über die Höhen am Rande des Tales von Villa Carlos Paz zum Stausee hinunterrausche. Die gute Straße führt zum Teil in kühn geschwungenen Serpentinen durch die Felsen herab, aber dazwischen wird immer wieder der Blick auf die fernen Bergrücken und Hochflächen frei, die dann in zartem orange, braun und violett aufleuchten, und jedesmal packt mich dann wieder dieser eigenartige, mächtige Zug in die Ferne, den wir alten Flieger wohl nie mehr verlieren werden. —

Das also ist das Land, in dem ich mich nun niedergelassen habe, fremd, gewaltig, grausam — und doch liebenswert und unvergeßlich. Nun lerne ich die alten Schutztruppen-Soldaten aus Südwest-Afrika verstehen, die nach dem ersten Weltkrieg in Deutschland nicht mehr heimisch werden konnten, die es immer wieder hinauszog, unwiderstehlich hinauszog in ihr geliebtes Südwest-Afrika, und die dann auch zum großen Teil die erste Gelegenheit benutzten, um wieder hinauszukommen.

So kann es einem mit diesem Land, in dem ich nun bin, sicherlich auch ergehen. Schon auf der Fahrt von der Küste, von Buenos Aires, hierher übte die gewaltige, flache Weite, die sich auf beiden Seiten der von endlosen Koppelzäunen gesäumten, schnurgeraden Straße dehnte, bald mit niedrigem Weizen bestanden, bald als Weidefläche, auf der unzählbare Rinderherden grasten, eine eigenartig bannende Wirkung aus, ähnlich der, die wir in Mittelrußland empfanden. Es ist schließlich gleich, ob man mit dem Zuge oder dem Wagen reist. Das, was wirkt, ist das ständig sich Gleichbleibende, die endlose Weite, die sich nicht verändert, ob man sie auch Stunde um Stunde mit hoher Geschwindigkeit durchmißt, so daß man zu zweifeln beginnt: Fahren wir eigentlich oder fahren wir nicht?

Aber ungleich stärker noch war dieses Erlebnis, als ich dann später, im Süden, Patagonien kennenlernte, die wirkliche Pampa, die noch völlig unbebaut, nur als Schafweide verwendet, nicht Stunden, sondern viele Tage lang, in vollkommener Flachheit mit dem Zug oder Wagen durchmessen wird. Hier versagen alle Maßstäbe und der Mensch fühlt sich ausgeliefert an die Endlosigkeit. Hält der Zug an einer Station, so wird dieser Eindruck noch stärker. Denn es ist weit und breit oft kein Haus zu sehen, und man begreift den Begriff „Station" nicht mehr. Wozu hier eine Station, für wen,

für was? Das Farbenspiel bei Aufgang und Sinken der Sonne ist das einzige, was Veränderung, Bewegung, Leben in diese endlose, von nie ruhendem Wind überbrauste Fläche zu bringen scheint.

Die Pampa ist teils mit einem hohen Büschelgras, teils auch nur mit einem ganz niedrigen Dornengestrüpp bewachsen. Sie dehnt sich im südlichsten Drittel des südamerikanischen Kontinents vom Atlantischen Ozean bis zu den Kordilleren. Sie ist zum Begriff geworden für einen einzigartigen Landschaftscharakter, dem nur die Steppen Asiens nahekommen. Und ich gestehe, daß meine Sprache versagt, wenn ich sie schildern soll.

Unseren europäischen Begriffen von Landschaft am nächsten kommt noch der schmale Gürtel am Fuße der Kordilleren, von den ersten Vorgebirgszügen, die sich aus der Pampa erheben, bis an die schneebedeckten Riesen der eigentlichen Andenkette heran, und zwar gilt das, je weiter südlich, desto mehr. Schon das Weinbaugebiet bei Mendoza und San Rafael mutet uns zuweilen recht heimisch an. Prächtige Obstbaumplantagen lösen die Weinberge ab, unterbrochen und eingerahmt von hohen Baumgruppen in üppigem Grün, die sich scharf von dem gewaltigen Hintergrund der steil aufragenden Schneeberge abheben. Die gepflegten Autostraßen sind hier hunderte von Kilometern weit mit hohen Bäumen gesäumt, deren Zweige sich über der Straße begegnen, so daß man stundenlang wie durch einen schattigen grünen Tunnel fährt, ein Wunder für argentinische Verhältnisse, und eine absolute Ausnahme.

Weiter südlich in diesem Streifen, am Fuße der Anden, beginnen dann die großen Seen, die sich teilweise bis in das Hochgebirge hineinziehen, deren Ufer zunehmend nach Süden hin von dichten Wäldern gesäumt sind. In dem bekanntesten Gebiet dieser Art, dem Naturschutzpark um den Nahuel-Huapi-See herum, bei San Carlos de Bariloche, in dem sich viele Europäer niedergelassen haben, gibt es bereits richtigen Hochwald aus uralten Cypressen und ebenso mächtigen Stämmen einer Buchenart, deren Blätter nicht viel größer sind, als die des Buchsbaumes. Die Grenze dieses Hochwalds zur Pampa hin fällt genau mit der Regengrenze zusammen und liegt etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometer vor dem Hochgebirge.

Auf der anderen Seite der Anden, auf chilenischem Gebiet, ist der Europa ähnliche Charakter der Landschaft noch viel augenfälliger, und dort haben sich ja auch bis heute starke deutsche Siedlungen erhalten. Die Wälder ziehen sich von beiden Seiten an der Kordillerenkette hoch, bis hinunter nach Feuerland, und noch die Insel Navarino, südlich von Ushuaia, ist mit Wald bedeckt, der sich wie ein Kranz um ihre Berge zieht.

Die Gipfel der Kordilleren selbst erheben sich im Süden „nur“ bis zu 3000, knapp 4000 m, im Norden des Landes bis zu 7000 m Höhe. Von

einigen unter ihnen wird noch besonders zu sprechen sein. Der Höhe entsprechend erinnert das Hochgebirge im Süden eher an die Alpen, während es im Norden ein ganz eigenes Gepräge zeigt und vom Bergsteiger völlig neue Erfahrungen verlangt. Die Gewalt seiner Formationen, die wuchtige Größe seiner Linienführung und die erhabene Einsamkeit der riesigen von ihm erfüllten und gegliederten Räume lassen sich kaum beschreiben. Die Entfernungen, die zurückzulegen sind, um überhaupt erst einmal an den Fuß eines bestimmten Bergmassivs zu gelangen, bilden ein Problem für sich, wie man es sonst wohl nur aus dem Himalaya kennt.

Niedrigstes Dornengestrüpp und Kakteen aller Formen und Größen klettern noch bis zu 2500, höchstens 3000 Meter empor. Dann gibt es nichts mehr als nackten Fels und Geröll, Schnee und Eis. Aber diese Kakteen sind etwas Einzigartiges in ihren bizarren Gestalten, oft übermannshoch und mit den fantastischsten Blüten geschmückt, manchmal auch in großen Flächen am Boden hinwuchernd, wie bei uns daheim das Latschengestrüpp in den Bergen. Dort, wo jede Vegetation aufhört, muß dann das Gestein selber die Farbenpalette stellen. Vom schneeweißen Quarz bis zum leuchtenden Rot, vom Schwefelgelb bis zum tiefen Schwarz wechselt die Tönung und wandelt sich beim wechselnden Licht vom Morgen zum Abend. Selbst die Schneefelder leuchten in allen Farben des Regenbogens und wechseln noch unter dem Wolkenschatten die Farbe, der über sie hinzieht.

Natürlich muß man erst ein Auge bekommen für diese Schönheit, etwa so, wie man sich erst in die Musik eines fremden Volkes hineinhören muß. Aber wer diesen Blick erst einmal hat, verliert ihn nicht wieder, und es zieht ihn später immer wieder zu dem Neuerlebten, Neugeschauten hin in dieses Reich der unendlichen Einsamkeit und gewaltigen Größe, über dem die riesenhaften Kondore lautlos kreisen und schweben und das an größeren Tieren nur den Puma, den Silberlöwen kennt, und die Herden von Guanacos, Lamas und Vicunas, diesen anmutigen Pelztieren der Hochkordilleren.

Von den Menschen, denen dieses Land einst gehörte, leben nur noch im äußersten Norden Argentiniens, in den subtropischen Wäldern des Chaco, in Corrientes und Missiones einige Stämme im Urzustand, unvermischt und wenig von der Zivilisation verdorben, die Tobas, Matacos und Guarani. Ich lernte einen Deutschen kennen, der sie jahrzehntelang im Auftrage der Regierung betreute und ihr Vertrauen in so hohem Maße gewonnen hatte, daß er mit Fug und Recht den Titel eines „Caszice blanco", eines weißen Häuptlings, führte. Er erzählte, wie leicht man sich dieses Vertrauen durch eine einzige Unwahrhaftigkeit verscherzen könne, für die

diese rotbraunen Menschen einfach kein Verständnis hätten. Vielleicht steht die Lüge am Anfang aller Zivilisation, wer weiß?

In allen anderen Teilen des Landes hat sich die Urbevölkerung mehr oder weniger mit den weißen Eroberern und Kolonisatoren vermischt, jedenfalls ihre Zivilisation angenommen. Die ältesten Formen dieser Mischung sind heute schon zu einer Art von neuem Volkstyp geworden, zum Typ der Criollos, in dessen äußerem Habitus oft die indianischen Züge vorherrschen. Es sind das sehr unterschiedliche Züge, denn das Land wurde ja von drei bis vier ganz verschiedenartigen Indianerrassen bewohnt, von der kleinen mongoloiden Art bis zu den großen, schlanken, schmalgesichtigen Araukanern, bei denen man noch einen ausgesprochenen Stolz finden kann, und die ihre kleinen Anwesen vorbildlich sauber und ordentlich halten und mit den mannigfaltigsten Handarbeiten, Webereien und bunt zusammengesetzten Fellteppichen ausschmücken. Die Motive zu diesen Webereien, ebenso wie Lieder und gern gepflegte Volkstänze zeigen getreulich alle Einflüsse, die über das Land hinweggegangen sind. In ihnen ist vom wirklich ursprünglich Indianischen nur sehr wenig erhalten.

Den konservativsten Teil der Bevölkerung bilden die altspanischen Familien, die bereits kurz nach der Eroberung ins Land gekommen sind und sich durch die Jahrhunderte von jeder Vermischung reingehalten haben. Sie leben auch heute noch meist sehr zurückgezogen auf ihren Haciendas oder in ihren nur zum Innenhof hin offenen, sonst aber festungsartig ummauerten städtischen Häusern und pflegen nach wie vor die alte hispanisch-lateinische Kultur, für deren Noch-Vorhandensein man in diesem Zeitalter der allgemeinen kulturellen Auflösung nicht dankbar genug sein kann.

Demgegenüber bilden die vielfachen Wellen der späteren Einwanderer naturgemäß das „fortschrittliche" Element, von dem im folgenden Kapitel noch näher die Rede sein wird. Sie alle, ob Engländer, Italiener, Deutsche oder Juden, unterliegen dem gleichen Gesetz, dem gleichen Rhythmus. Zunächst versuchen sie die Errungenschaften und das Lebens- und Arbeitstempo ihrer Ursprungsländer und ihrer Rasse der „neuen Heimat" aufzuprägen, entfalten eine rege Tätigkeit und geben sich alle Mühe. Oft dauert diese Aktivität und das Beibehalten europäischer Arbeitsweise zwei, ja drei, bei den zähesten wohl sogar vier Generationen an. Aber das Land ist alt und das Land ist weit. Es hat schon viele solche Bemühungen gesehen. Der Kondor blickt aus seiner majestätischen Höhe mit Geringschätzung auf das Gewimmel in den Ebenen herab. Er hat Zeit. Und unmerklich, langsam, aber mit tödlicher Sicherheit prägt das Land den neuen Menschen seinen Stil, sein Tempo und sein Gesetz auf, bis sie zu Argentiniern ge-

worden sind. Bis jetzt hat sich das Land noch immer als stärker erwiesen.

An der Grenze der Provinzen Cordoba und San Luis lebt ein alter deutscher Arzt, der seit vierzig Jahren dort unter den Araucanern seine Praxis ausübt und früher oft zu Pferde riesige Entfernungen zurücklegte, um von einem Kranken, der nach ihm rief, zu dem nächsten zu kommen. Er kann von der stillen, menschenverwandelnden Kraft des Landes ein Liedchen singen. Er hat in einem Umkreis von vielen hundert Kilometern wohl zwei vollständigen Araucaner-Generationen ans Licht dieser Welt geholfen und sich bemüht, sie möglichst lange in diesem Licht zu erhalten, genießt unbegrenztes Vertrauen und tiefe, aufrichtige Verehrung.

Persönlich hat er sich früh dem Gesetz des Landes anzupassen gewußt und so hat es sich ihm erschlossen. Es ist das Gesetz der Geduld und des einfachen, starken Lebens. Wenn ich den alten weißhaarigen, vollbärtigen Dr. Martin so unter seinen schlanken, ein wenig melancholischen Araukanern der Sierra de Comechingones einherwandeln sehe, dann glaube ich ein wenig vom Schicksal aller argentinischen Einwanderer zu ahnen.

Im Blick und in der Haltung aller Indianer, all der verschiedenartigen Ureinwohner dieses unendlich weiten Landes liegt etwas, als warteten sie und als hätten sie sich darauf eingerichtet, daß sie sehr, sehr lange warten müssen. Über ihnen, über der Sierra, der Pampa, den Kordilleren und dem Chaco, über allen charakteristischen Landschaften Argentiniens, wölbt sich der hohe Himmel, der ihnen allen erst Gesicht und Farbe verleiht mit seinem stets wechselnden Licht. Über den Ebenen erstreckt er sich in unermeßliche Fernen, über den Gebirgen hebt er sich gewaltig empor oder senkt sich mit grauen und weißen Wolkentüchern auf sie herab.

Er ist es, der auch der Fahne des Landes ihre Farben gegeben hat, blau und weiß und wieder blau, mit der goldenen Sonne mitten darin.

Kapitel VI

Peronismus und West-Ost-Problem

Es kann nicht Aufgabe dieses Buches sein, in einem Kapitel einen Abriß der neueren argentinischen Geschichte zu geben oder die Bedeutung des Peronismus voll zu würdigen. Das haben Berufenere getan. Aber soviel, wie für das Verständnis der Situation, in der wir national empfindenden Deutschen uns hier bewegen, notwendig ist, möchte ich doch anzudeuten versuchen.

Entscheidend für die Gesamtlage ist die Tatsache, daß etwa die Hälfte der Bevölkerung erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, seit zwei, drei, höchstens vier Generationen im Lande ist. Denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war Argentinien, der zweitgrößte südamerikanische Staat, sechsmal so groß wie das Vorkriegsdeutschland, fast menschenleer. Die indianische Urbevölkerung ist niemals sehr zahlreich gewesen und lebte nur in bestimmten Zentren des ungeheuer weit sich dehnenden Landes. Sie wurde von den spanischen Eroberern weitgehend aufgesogen bzw. diese von ihr, was im Endeffekt auf dasselbe herauskommt. Ausrottungsfeldzüge in dem Umfange, wie sie in Nordamerika Jahrhunderte lang tobten, hat Argentinien daher nicht gekannt, wenn auch kleinere Kämpfe noch bis zum Anfang dieses Jahrhunderts stattfanden und in der Erinnerung der Menschen fortleben. Angesichts des immer stärkeren Bevölkerungsdrucks in Europa mußte dieses Land als ausgesprochenes „Tiefdruckgebiet" natürlich einen starken Sog ausüben, und so kamen in den letzten hundert Jahren rund sechs Millionen Einwanderer nach Argentinien, die es durch Fleiß und Regsamkeit zum Teil schnell zu ansehnlichem Wohlstand oder sogar zu großem Reichtum brachten.

Da die Spannungen zum spanischen Mutterland nach erfolgter Unabhängigkeitserklärung sehr schnell abklangen und sogar einer besonders engen Verbundenheit zwischen den beiden Ländern Platz machten, ist es nicht verwunderlich, daß von diesem Einwandererstrom allein zwei Millionen Spanier und unter ihnen besonders viele Basken waren, deren Unabhängigkeitsstreben sie von jeher zur Auswanderung trieb. Aber noch stärker war der italienische Anteil mit drei Millionen in dem bezeichneten

Zeitabschnitt. Man kann sagen, daß die Italiener sich den Erfordernissen und Gegebenheiten des Landes mit besonderem Geschick angepaßt haben. Die letzte Million setzte sich aus Türken, Syrern, Polen, Deutschen (150 000), Franzosen (auch unter diesen viele Basken), Russen, vor allem Weißrussen, Engländern (74 000), Portugiesen, Belgiern, Nordamerikanern (12 000) und Holländern zusammen, in der Reihenfolge ihres Anteils an der Einwanderung genannt. Der jüdische Zustrom setzte erst ziemlich spät ein. Er verteilte sich zur Hauptsache auf das russische, polnische, deutsche und nordamerikanische Kontingent. Schließlich nahm er einen solchen Umfang an, daß heute die jüdische Kolonie in Buenos Aires nach New York als die zweitstärkste der Welt gilt.

Es ist klar, daß sich unter diesen Umständen ein echtes Nationalgefühl erst sehr spät entwickeln konnte, nachdem der ungeheure Zustrom an Menschen aus der „alten Welt" mehr oder weniger assimiliert worden war. Es nahm dann um so lebhaftere, durch das südländische Temperament noch verstärkte Formen an. Das sollte sich jeder vor Augen halten, der die Vorgänge im neuen Argentinien verstehen will. Er sollte auch berücksichtigen, daß nach Beendigung des zweiten Weltkrieges der Zustrom einer weiteren halben Million von Neueinwanderern, unter denen wieder die Italiener und Spanier die absolute Mehrheit ausmachen, das spät erwachte Nationalgefühl der bereits Assimilierten erst recht auf den Plan gerufen hat. Die starke jüdische Nachkriegseinwanderung wird von der argentinischen Statistik nicht erfaßt, sei es, weil sie sich nicht erfassen läßt, sei es, weil hier das Judentum noch als Religion aufgefaßt wird und nicht als Volkszugehörigkeit.

Die berufliche Aufgliederung der erfaßten Neueinwanderer ergibt eine Mehrzahl an bäuerlichen und handwerklichen Berufen, und das ist auch ganz natürlich, da Argentinien nach wie vor in erster Linie Agrarland ist und auch bleiben wird. Denn gleichzeitig mit der Verlagerung des Schwerpunktes des Landes von dem Gebiet um Tucuman, also von der pazifischen, nordwestlichen Seite nach Osten, an die atlantische Küste, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, vollzog sich auch ein wirtschaftlicher Strukturwandel. Hatte man bis dahin unter Landwirtschaft fast ausschließlich auf riesigen Flächen völlig extensiv betriebene Viehzucht verstanden, so entwickelte sich nun, unter dem zähen Fleiß der eingewanderten Kolonisten, die eigentliche Bodennutzung, Ackerbau und Pflanzung.

Für die soziale Gliederung bedeutet das, daß an die Seite des Gauchos, des eigentlichen argentinischen Urtyps, der jahrhundertelang zu Pferde das Land beherrscht hatte und dessen Tradition noch heute einen großen Teil der argentinischen Volkskultur ausmacht, der Pflanzer, der Siedler und bald

darauf auch der Händler trat, je mehr Buenos Aires zur großen Zentrale wurde, desto deutlicher und augenfälliger. Und dem Händler wieder folgten mit absoluter Folgerichtigkeit die ersten Ansätze einer landeseigenen Industrie, Wollwäschereien, Mühlen, Molkereibetriebe und so weiter. Daneben hatte sich auch die alte Bergbautradition des Landes weiterentwickelt, vor allem im Zeitalter der großen Erdöl-Funde, und hatte das ihre zur Industrialisierung beigetragen. Die beiden Weltkriege, die das Land beinahe von jeder Einfuhr abschnitten, hatten diesen Prozeß mächtig vorangetrieben. Man begann unter der Not der Verhältnisse viele Dinge selber herzustellen, die bisher ausschließlich importiert worden waren.

Damit entwickelte sich, später als in anderen Ländern, aber mit der gleichen Problematik, der argentinische Industriearbeiterstand und stellte die Regierung vor neue soziale Probleme, stellte sie aber gleichzeitig auch in das große soziale Spannungsfeld zwischen den klassischen Ländern des Kapitalismus und denen eines ehrlich oder unehrlich praktizierten Sozialismus hinein. Und an dieser Stelle drohte die Entwicklung sich zu überschlagen, da an die Stelle eines soliden Wachstums, einer gesunden Entfaltung, nun ein sprunghaftes Vorwärtsjagen zu treten schien.

Der kritischste Zeitpunkt stellte sich gegen Ende des zweiten Weltkrieges ein, aus dem sich das Land zwar herausgehalten hatte, der aber seine wirtschaftliche und soziale Entwicklung ungeheuer beschleunigte. Es ergab sich ein krasses Mißverhältnis zwischen der Bereicherung der oberen Schichten und der Armut der Massen, für die bis dahin sehr wenig geschehen war. Das Volk, aufgewühlt durch die täglichen Meldungen von dem immer unmenschlicher werdenden Kriegsgeschehen und stark beeinflußt durch eine so oder so ferngesteuerte Presse, begann in seinen besitzenden Schichten mit den anglo-amerikanischen Mächten, in der breiten Masse der Nichtbesitzenden aber mehr und mehr mit den Sowjets zu sympathisieren.

In diesem Augenblick, am 4. Juni 1943, übernahm Juan Peron nach einem militärischen Staatsstreich als Chef des Sekretariats im Kriegsministerium gleichzeitig die Leitung des nationalen Departements für Arbeit, das einige Monate später in ein selbständiges Ministerium („Arbeit und Fürsorge") umgewandelt wurde.

Peron, hoch und kräftig gewachsen, von aufrechter Haltung, mit schmalem Gesicht, dessen Züge von Güte, aber auch von überlegener Klugheit und starkem Willen geprägt sind, stammt aus einer Familie, die um die Jahrhundertwende nach Patagonien ging, um dort in durchaus bescheidenen Verhältnissen eine Schafzucht aufzubauen. Er lernte dort aus unmittelbarer eigener Anschauung die Großgrundbesitzerklasse kennen, die sogenannte „Kuh-Oligarchie", deren steinreiche Mitglieder riesige Herden von

Schafen und Rindern aus Haciendas von der Größe eines mittleren Fürstentumes aufzogen und ihre landwirtschaftlichen Tagelöhner nach absolut kolonialen Methoden behandelten, ohne sich viele Gedanken über zukünftige Probleme zu machen, die sich daraus entwickeln mußten.

Unter der Herrschaft dieser Großgrundbesitzer war unter langsamer Abwandlung der alten patriarchalischen Verhältnisse der freie und stolze Stand der Gauchos mehr und mehr zu einem landwirtschaftlichen Proletariat erniedrigt worden. Peron sagt selbst darüber: „Als ich 1943 als Chef des Arbeitsdepartementes die Verantwortung für die sozialen Reformen übernahm, stand ich einer gewaltigen, unorganisierten Masse von Arbeitern gegenüber, die nicht wußten, wo sie hingehörten, die keine Hoffnung auf ihre persönliche und nationale Zukunft und sehr wenig Vertrauen zu der Aufrichtigkeit meiner Worte hatten."

Aber er verstand es, sich dieses Vertrauen sehr schnell zu gewinnen, und darin liegt vielleicht die Bedeutung dieses Mannes. Er verstand auch, die Hoffnung in den Massen der Arbeiterschaft zu erwecken, die Hoffnung sowohl auf den eigenen als auch auf den nationalen Aufstieg. Und indem er so die Arbeitermassen an sich, an seine Person band, verhütete er ihr abgleiten in das sowjetische Fahrwasser und erhielt sie ihrem, seinem eigenen Land.

Es wurde ihm nicht leicht gemacht. Dieselbe Regierung, die ihn in seine Ämter eingesetzt hatte, die ihn zwei Jahre lang gleichzeitig Kriegsminister und Arbeitsminister sein ließ, zwang ihn im Oktober 1945 plötzlich zum Rücktritt, und damit nicht genug — ließ ihn verhaften und verbannte ihn auf eine Insel.

Und da geschah dann eben das einmalige, das ganz außerplanmäßige Ereignis, wie es sich in solcher Art nur in den wirklich entscheidenden Augenblicken der Geschichte einer Nation abspielt, und das auch bewies, wie sehr Peron tatsächlich schon zum Führer seines Volkes geworden war: ein Mädchen aus dem Volke stand auf, setzte sich an die Spitze der Massen der „descamisados", der Hemdärmeligen, und marschierte mit ihnen vor das Regierungsgebäude. In drei Tagen setzte sie durch, daß Peron unter unbeschreiblichem Jubel zurückkehrte und alle seine Ämter wieder übernahm. Einen Monat darauf führte er sie zum Altar. Er hatte sich buchstäblich mit dem Volke vermählt. Und Argentinien hatte die erste Runde seiner sozialen Revolution gewonnen.

Aber ein aufrichtiger Versuch, die soziale Stellung der Arbeiterschaft und ihren Wohlstand zu heben, kann niemals ohne weitgehende Rückwirkungen auf die wirtschaftliche Struktur eines Landes bleiben. Das gilt im Falle Argentinien um so mehr, als seine Wirtschaft damals in hohem Maße

von außen her, vor allem von England, kontrolliert wurde. Seit 1928 war britisches Kapital in Höhe von über 400 Millionen Pfund Sterling investiert worden, die etwa sechs Prozent Zinsen abwarfen. Großbritannien kontrollierte die Zentralbank der Republik, die Eisenbahnen, die Straßenbahnen, die riesigen Kühlanlagen, deren Ausdehnung durch die Mengen des argentinischen Hauptausfuhrartikels, Gefrierfleisch, bedingt waren, Gas, elektrische Energieerzeugung, die Schiffahrt, Holz-, Textil- und Lederindustrie. Aber England war durch den Krieg so schwer angeschlagen, daß Nordamerika sich auch hier, wie an so vielen anderen Plätzen, anschicken konnte, gemächlich die Erbschaft anzutreten.

Natürlich mußte dieser Vorgang von dem eben zu einem neuen Nationalgefühl erwachten Volk als unwürdig und schmählich empfunden werden. Seine wirtschaftliche Abhängigkeit kam ihm um so krasser zum Bewußtsein, als sich der damalige nordamerikanische Botschafter Braden, in heute kaum noch unvorstellbaren Provokationen erging und eine Arroganz zur Schau trug, die nur damit zu erklären ist, daß er — wie so viele nordamerikanische Diplomaten — von Haus aus eben nicht Diplomat, sondern Händler und Spekulant war. Die Empörung war grenzenlos und trug dazu bei, daß Peron Präsident wurde. Natürlich war das erste Ziel, das er sich setzte und mit großer Kraft verwirklichte, die Nationalisierung der in ausländischen Händen liegenden Industrien und Verkehrsmittel, die vollkommene wirtschaftliche Freiheit, Handelsbeziehungen einzugehen, in welcher Richtung es ihm jeweils nützlich erschien, und damit auch die volle politische Souveränität des Landes.

Ein solches Streben, gestützt einerseits auf eine Truppe von ausgesprochen soldatischer Haltung, andererseits auf eine inzwischen geeinigte und festgefügte Gewerkschaft aller Arbeitenden, mußte nun in Nordamerika und anderen Orts peinliche Erinnerungen an gewisse Mächte wecken, die man gerade unter erheblichem Kostenaufwand zu Boden geschlagen und ihrer Führung beraubt hatte. Man liebte so etwas weder vom ideologischen Gesichtspunkt aus, noch vom Gesichtspunkt der erlittenen Verluste an Einfluß und Zinsen. Auch liefen derartige Entwicklungen gewissen weltweiten Plänen entgegen, auf die man schon sehr viel Zeit und Geld verwandt hatte. Aber das in Europa mit so großem Erfolg angewandte Verfahren ließ sich Argentinien gegenüber nicht ohne weiteres wiederholen, da man doch immer noch einige Rücksicht auf die Weltöffentlichkeit zu nehmen hatte und außerdem in Korea schon mehr als genügend engagiert war.

Die Verschärfung der Gegensätze erreichte einen gewissen Höhepunkt, als Mr. Braden anläßlich eines „geharnischten Protestes" in der „Casa

rosada", dem argentinischen Regierungsgebäude, in eindeutiger Form abgewiesen wurde und sich daraufhin abberufen ließ. Argentinien hatte die zweite Runde seiner Revolution gewonnen.

Nun aber gab es Rückschläge. Zwar besaß Peron einen idealen Propagandaminister in Gestalt seiner Frau, der die Gewerkschaftsorganisation bedingungslos folgte und die bei ihrer offiziellen Europareise überall durch ihre Schönheit wie auch durch ihre Persönlichkeit tiefen Eindruck machte. Aber die durch den Krieg eingeleitete Beschleunigung der Industrialisierung hatte ihr rasantes Tempo inzwischen noch weiter erhöht, und es war ein Zustand entstanden, wie wir ihn aus dem Deutschland der „Gründerzeit" her kennen. Durch die neuen günstigen Bedingungen angelockt, die ihnen die neuen Arbeitsgesetze boten, strömten aus allen Teilen des Landes die Arbeitskräfte in die Industriezentren, vor allem in die Hauptstadt selbst. Es trat also eine regelrechte Landflucht ein, wie wir sie ja aus den entsprechenden Perioden unserer deutschen Wirtschaftsgeschichte mit allen ihren verhängnisvollen Folgen zur Genüge kennen. Die Landwirtschaft wurde von Arbeitskräften entblößt, und diese Bewegung wurde noch durch zwei aufeinanderfolgende, klimatisch bedingte schwere Mißernten erheblich verstärkt. Mißernten bedeuten in Argentinien Exportausfall.

Dazu kam, daß die Abnehmer des wenigen, was man dennoch exportierte, sich infolge ihrer Kriegsschulden als nicht zahlungsfähig erwiesen. So standen also fehlenden Einkünften die hohen Kosten der Nationalisierung von Industrie und Verkehrsmitteln sowie die großen sozialen Aufwendungen gegenüber und der Umlauf der Zahlungsmittel begann zu stocken.

Auch im Außenhandel ergaben sich Schwierigkeiten, weil die argentinische Industrie im zunehmenden Maße Bedarf an Halbfabrikaten zeigte, während das Land früher nur Fertigfabrikate importiert hatte. Die alten Handelspartner waren aber nicht ohne weiteres bereit, Halbfabrikate zu liefern, weil sie diese ja in ihren eigenen Industrien verarbeiteten.

Präsident Peron verlor angesichts dieser Situation die Nerven nicht, sondern griff das Übel an der Wurzel an. Mit der gleichen Energie, mit der er sich zunächst der Nationalisierung und dem Sozialprogramm gewidmet hatte, warf er sich nun auf die Reorganisierung der Landwirtschaft, die er zunächst einmal mit dem nötigen Maschinenpark ausstattete. Mit der gleichen ruhigen Sicherheit, mit der er erst den Unternehmern sagte, daß sie ihre Arbeiter als Menschen zu betrachten hätten, sagte er nun den Arbeitslosen, daß sie aufs Land zurückgehen sollten. Dort gäbe es Arbeit genug. Er konnte sich das leisten, da er im Jahre 1952 mit überwältigender Mehrheit wiedergewählt worden war.

Und damit steht nun das Land in der dritten und entscheidenden Runde seiner sozialen (und eigentlich doch auch nationalen) Revolution. Jeder national empfindende Mensch auf dieser Erde kann ihm nur beide Daumen halten, daß er sie gewinnt. Denn es sind nur sehr wenige Staaten, die dem verhängnisvollen Zug der Zeit widerstehen, die sozialen Probleme auf internationaler Grundlage anzufassen. Es sind nur sehr wenige noch, die sich zu dem Grundsatz bekennen, daß jedes Volk seinen eigenen Weg finden muß, seiner Arbeiterschaft Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und sie wieder fest im allgemeinen Leben des eigenen Volkes zu verankern, ihr alle Möglichkeiten und Anreize zu geben, an diesem Leben tätig teilzunehmen. Die überwiegende Mehrzahl der Staaten mit ausgeprägter sozialer Gliederung hat heute leider vor dieser Aufgabe kapituliert, hat zugelassen, daß die Arbeiterschaft, von außen her dem eigenen Volkstum entfremdet, abspenstig gemacht und auf internationale Bahnen gelockt wurde. Wir haben heute wirklich genügend Erfahrung gesammelt, um ein für allemal feststellen zu können, daß diese Entwicklung weder den Staaten, noch der Arbeiterschaft genützt hat, daß dabei vielmehr die einen unterminiert wurden und die letztere vollends versklavt worden ist.

Jeder, der als Soldat in Rußland war, kann beschwören, daß die Masse der sowjetisch geführten Arbeiter den niedrigsten Lebensstandard der ganzen Welt und die erbärmlichste und würdeloseste Form der persönlichen Unfreiheit, Unterdrückung und Unsicherheit zu erleiden hat. Und wer die nordamerikanischen Verhältnisse kennt, der weiß, daß die großen marxistisch eingestellten Gewerkschaften mit ihren Mitgliedern, also den Arbeitern, genau so umspringen, daß sie über ihre Köpfe hinweg Streiks beschließen und wieder aufheben, und daß es dabei niemals um die wirklichen Interessen der Arbeiter selber geht.

Seit über einer Generation schon wissen wir genau, daß der Kommunismus, der Marxismus, in der Lösung der Arbeiterfrage nicht nur versagt hat, sondern daß er von Anfang an gar nicht dazu bestimmt war, diese Frage zum Besten der Arbeiter zu lösen, daß er vielmehr einen schamlosen Betrug an der Arbeiterschaft der ganzen Welt darstellt, daß dem Arbeiter auf internationaler Grundlage überhaupt niemals zu seinem Recht und zu einem menschenwürdigen Dasein verholfen werden kann, sondern nur und ausschließlich im Rahmen der jeweiligen einzelnen Volkswirtschaft!

Es ist in hohem Maße verdächtig und auffallend, daß in beiden Weltkriegen diejenigen Mächte zerschlagen wurden, die zu ihrer Zeit die fortgeschrittenste soziale Gesetzgebung besaßen und also lebendige Widerlegungen der marxistischen Doktrin darstellten, da es ihren Arbeitern verhältnismäßig gut ging und sie auch relativ zufrieden waren. Und es ist

ja schließlich auch auffallend, daß in beiden Weltkriegen die Entscheidung von derselben Seite herbeigeführt wurde, von der auch 1905 und 1917 die beiden kommunistischen Revolutionen in Rußland finanziert wurden.

Man hat vom Faschismus und vom Nationalsozialismus gesagt, und man sagt auch von der justizialistischen Doktrin des Präsidenten Peron, daß sie zwischen dem Kapitalismus und dem Kommunismus stände und somit eine „dritte Position" einnähme. Wir wissen heute, daß eine solche Darstellung nicht der tatsächlichen Situation entspricht. Denn zwischen Kapitalismus und Kommunismus kann überhaupt nichts und niemand stehen. Kapitalismus und Kommunismus sind nur die beiden Erscheinungsformen ein und derselben Sache, nämlich des historischen Materialismus. Beide bekennen sich zu der These, daß der Mensch lediglich das Produkt seiner materiellen Umgebung sei und der einzelne Untertan nur noch blindes Werkzeug der Regierenden ist. Beide beruhen also im Grunde genommen auf einer maßlosen Menschenverachtung und streben geradewegs zum Weltstaat hin, da ja — nach Auffassung beider — im Prinzip doch alles gleich sei, „was Menschenantlitz trägt". Es dürfte in der Geschichte kaum ein Tyrann oder Diktator zu finden sein, der den Willen und das Recht seiner Untertanen so rücksichtslos mißachtet hätte, wie das heute in den sogenannten Demokratien kapitalistischer und kommunistischer Prägung gang und gäbe ist.

Demgegenüber, also nicht in einer dritten Position, sondern in der anderen, dem Materialismus und Kollektivismus entgegengesetzten Position, stehen die wenigen Staaten, deren Regierungen heute noch den Menschen als das Maß aller Dinge achten und die Mannigfaltigkeit sowohl der Menschen innerhalb des Staates als auch der Völker auf der Erde bejahen, die nicht in einem Weltstaat aufzugehen wünschen, weil sie der Meinung sind, daß die menschliche Würde mit der Pflege der Verschiedenartigkeit steht und fällt.

Sie glauben, daß der Mensch nicht dazu erschaffen ist, willenloses Werkzeug in der Hand einiger weniger zu sein, sondern daß jedem einzelnen die Möglichkeit gegeben werden muß, vom Staat gegeben werden muß, alle schöpferischen Anlagen, die er mitbekommen hat, voll zur Entfaltung zu bringen, und vor allem eigene Initiative zu entfalten! Das gilt für den Einzelmenschen ebenso wohl, wie für das einzelne Volk.

Diese Regierungen versuchen selbstverständlich, die sozialen Probleme ihrer Länder selbst und aus eigener Kraft zu lösen und sich den Einsatz und den guten Willen der Arbeiterschaft ihrer Länder zu erhalten, indem sie ihr freiwillig geben, was ihr zukommt und vielleicht noch etwas mehr. Diese Regierungen sind aber wie gesagt so in der Minderzahl, vor allem

Auf der Plaza de Mulas mit Therese, Müller und Dainz

Die „schwere“ Aconcagua Südwand

Der sogenannte Büßerschnee „Penitantes“

Aufbruch mit Lehner am Plaza de Mulas

seit dem Ausgang des letzten Weltkrieges, daß es nur natürlich ist, wenn sie beginnen, untereinander Fühlung zu nehmen, wie man es immer häufiger beobachten kann.

Hier liegt auch der Grund dafür, daß wir national empfindenden Deutschen die Entwicklung Argentiniens unter der Führung des Präsidenten Peron mit großer Hoffnung und aufrichtigen guten Wünschen verfolgen. „Es ist unser gutes Recht", sagte er vor einem Mediziner-Kongreß, „wenn wir den doktrinären Systemen gegenüber, die den Anspruch auf Weltherrschaft erheben, die Fahne unserer Lehre zur Verteidigung des Menschen, des wirklichen und totalen Menschen, erheben. Der Mensch ist für die justizialistische Lehre eine Ganzheit aus Materie und Geist, aus Intelligenz und Herz, aus Freiheit und Bindung, und mit dieser Auffassung treten wir einer Welt entgegen, die zerfällt, gerade weil sie den Menschen zerstört hat, und stellen uns die Aufgabe, ihn wieder über ihre Ruinen zu erheben, ja, ihm seine erhabene menschliche Würde zurückzugeben."

Und in der Präambel des neuen argentinischen Arbeitsrechtes heißt es: „Der Mensch soll ohne Sorge seinen Bedarf und den seiner Familie befriedigen können in einer Form, die es ihm erlaubt, mit Freude zu arbeiten, ruhig zu schlafen und maßvoll geistige und materielle Entwicklungen zu genießen."

„Worauf es ankommt", rief der Präsident bei anderer Gelegenheit aus, „ist, festzustellen, in welchem Maße und in welcher Form die Gemeinschaft ihre Ansprüche verwirklichen kann, ohne die individuelle Freiheit zu beeinträchtigen, denn das hieße in den Irrtum des Kollektivismus verfallen — und darin beruht das Geheimnis des Justizialismus, dessen Lehre alle absoluten Freiheiten verurteilt, die zur Bildung von Privilegien und zur Ausbeutung in ihren vielfältigen Formen führen, die als Lehre vielmehr die relativen Freiheiten bevorzugt, in deren Schoß Gemeinschaft und Einzelmensch sich mit Hilfe der Gerechtigkeit das Gleichgewicht halten und eine Solidarität erlangen, die dann durch Brüderlichkeit und Liebe zu wirklicher Harmonie vollendet wird." Und zum Schluß: „Argentinien wird niemals weder mit dem Kapitalismus noch mit dem Kommunismus gehen, die beide den Menschen vernichten, sondern mit der Gerechtigkeit, die ihm Würde verleiht!"

Wie gut diese Absage an die Vertreter kollektivistischer Weltstaatpläne verstanden wurde, beweisen die vielfachen Formen von Sabotage, unter denen das Land nun zu leiden hatte. Es ist erwiesen, daß große ausländische Konzerne ihre Filialen in Argentinien anwiesen, den Umsatz auf ein Minimum zu drosseln. Was das, konsequent durchgeführt, zum Beispiel auf dem Metallmarkt bedeutet, liegt auf der Hand. Noch gefährlicher war die

passive Sabotage einzelner von auswärts beeinflußter Persönlichkeiten in hohen und höchsten Stellungen. Schließlich ging man sogar dazu über, bei öffentlichen Kundgebungen Bomben zu legen, die einige Todesopfer verursachten.

Aber der Präsident ist seinem Wesen nach Soldat und hat bei vielen Gelegenheiten persönlichen Mut bewiesen. Als ihm der Kampf in so handfester Form geboten wurde, nahm er ihn auf. Sein Gegenschlag war der Beginn eines südamerikanischen Bündnissystems. Zuerst verhalf er in Bolivien Paz Estenzoro zur Rückkehr, der als Präsident dieses Landes die Nationalisierung der bolivianischen Zinngruben auf sein Programm gesetzt hatte. Dann wurden die Beziehungen zu Chile enger geknüpft, ein Vorgang, der in den gegenseitigen Staatsbesuchen der beiden benachbarten Präsidenten sehr anschaulichen und triumphalen Ausdruck fand. Als nächstes kam Paraguay an die Reihe, das ihm bei seinem Staatsbesuch einen unbeschreiblichen Empfang bereitete.

Jetzt endlich schien man in Nordamerika zu begreifen, daß man diesen Mann und sein Werk außerordentlich ernst zu nehmen hatte. Eisenhower entsandte seinen eigenen Bruder, der übrigens die Gelegenheit benutzte, die Wiederzulassung von Coca Cola zum öffentlichen Verkauf zu betreiben, da er an diesem Unternehmen wohl privat beteiligt war. Und Peron erklärte seinerseits, daß er selbstverständlich jederzeit zu einer Bereinigung aller Gegensätzlichkeiten bereit sei, vorausgesetzt natürlich, daß die volle wirtschaftliche Unabhängigkeit und politische Souveränität Argentiniens nun endlich auch praktisch anerkannt würde.

Gleichzeitig traf er wirtschaftliche Abmachungen mit der Sowjet-Union, und ein sehr anschaulicher Beweis dafür, daß er nicht die Absicht hatte, sich einseitig zu binden, war der Empfang einer westdeutschen und einer ostdeutschen Handelsabordnung kurz nacheinander. Peron läßt sich in keiner Weise festlegen, besucht heute ein Fest der jüdischen Kolonie, um morgen eine außerordentlich herzliche Besprechung mit den Vertretern arabischer Staaten zu pflegen. Auch ist er jeder Situation gewachsen, spricht morgens straff, ganz Soldat, als General zu seinen Offizieren, plaudert nachmittags zwanglos, mit brennender Zigarette, dreiviertel Stunden lang aus dem Stegreif vor einem internationalen Journalistenkongreß über Pressefragen und umarmt abends strahlend einen halbnackten Negerboxer aus USA.

Ganz Diplomat, einer der wenigen, die es noch gibt, ist er unbeirrbar in seinen Zielen, aber vollkommen elastisch und anpassungsfähig in bezug auf den jeweilig einzuschlagenden Weg. Seine Sympathie für Deutschland und alles Deutsche ist echt und beruht auf seiner Vorliebe für alles wirklich

Soldatische. Die deutschen Leistungen in den beiden Weltkriegen haben ihn ebenso tief beeindruckt wie deutsche militärische Lehrer und Instruktoren. Sein Verhältnis zu dem gegenwärtigen Deutschland ist daher nicht ganz unkompliziert und in erster Linie von wirtschaftlichen Gesichtspunkten diktiert. Entstehende Spannungen versteht er mit seiner überlegenen Diplomatie glänzend zu überbrücken. Uns alten Soldaten dagegen gehört sein ganzes Herz, und er läßt keine Gelegenheit ungenutzt, um das zu beweisen. Wir haben ihm sehr viel zu verdanken.

Es mag heute manchmal schwierig sein, eine echte Volksbewegung von einer gemachten zu unterscheiden. Aber es gibt gewisse Merkmale, die nicht täuschen. Und so wäre diese kurze Erwähnung des Peronismus an entscheidender Stelle unvollständig, wenn wir nicht auf das tragische Schicksal der Gattin des Präsidenten, Frau Eva Duarte de Peron, eingingen und auf die Resonanz, die dieses Schicksal beim argentinischen Volke fand.

Frau Peron, deren zarter Schlankheit die ungewöhnliche Willenskraft kaum zuzutrauen war, wenn auch das schmale, schöne Antlitz, vor allem die großen Augen, deutlich genug von der leidenschaftlichen Liebe zu den armen Kindern ihres Volkes sprachen, arbeitete täglich in der Dienststelle, die ihr am meisten am Herzen lag, im Ministerium für Arbeit und Fürsorge. Von hier aus hatte die soziale Revolution ihren Ausgang genommen. Hier nahm sie persönlich die Bittschriften der Bedürftigen entgegen, half in vielen Fällen sofort, um einen Teil der Schuld abzutragen, die vergangene Regierungen in sozialer Hinsicht auf sich geladen hatten. Und von hier aus baute sie auch das riesenhafte, nach ihr benannte Sozialwerk auf, die Eva-Peron-Stiftung, die sich vor allem der Kranken-, Alters- und Katastrophen-Fürsorge im ganzen Lande in großzügigster Weise annahm und bald über eine große Zahl eigener Krankenhäuser, eine eigene Krankenpflegerorganisation usw. verfügte, sowie über riesige Bekleidungs- und Verpflegungslager. Von hier aus behielt sie aber auch die Gewerkschaftsorganisation, die CGT, fest in der Hand und warb und trommelte unaufhörlich für das Werk des Präsidenten, dem sie sich mit ganzer Seele verschrieben hatte.

Das Volk hing mit abgöttischer Liebe an ihr, um so mehr als langsam bekannt wurde, daß sie an einer unheilbaren Krankheit litt und vom Tode gezeichnet war. Je mehr sie zu leiden hatte, um so leidenschaftlicher setzte sie sich für die Armen und für die soziale Revolution Perons ein, als wisse sie, daß ihr nicht mehr viel Zeit für ihr Wirken gegeben war. Wenn sie an nationalen Feiertagen auf der Plaza de Mayo vom Balkon des Regierungsgebäudes aus zu den Massen sprach, ging ihre ehrliche Empörung über ungerechte Behandlung der Arbeiter und über die Sünden der Vergangen-

heit oft mit ihr durch. Dann bebte der schon von ihrem Leiden verzehrte Leib vor innerer Erregung, und die dunklen Augen sprühten ein Feuer, das aus dem tiefsten Grunde ihrer leidenschaftlichen Seele stieg. Sie selbst schrieb darüber: „Darum schreie ich manchmal, bis ich rot im Gesicht werde und mir die Stimme versagt, wenn mich in meinen Reden die Empörung, die immer heftiger wird, die ich fast wie eine Wunde am Herzen fühle, mitreißt." „Denn das Leid der Armen ist kein Theaterleid, es ist das Leid des Lebens selbst und sehr, sehr bitter. Die Armen haben keine Zeit, Leid zu erfinden ... sie müssen es tragen!"

Der tragische Höhepunkt ihres Lebens war der Augenblick, in dem man ihr die Vizepräsidentschaft antrug, kurz nachdem sie erfahren hatte, daß sie nur noch wenige Monate leben würde. Sie rang sich zu einem Verzicht durch. Daraufhin erhob sie der Kongreß zur „Geistigen Führerin der Nation". Das Monate währende Schmerzenslager, das nun folgte, erhob sie innerlich zu ganz seltener menschlicher Größe und Läuterung. Hätte sich ihr Wirken im Rahmen der Kirche abgespielt, so wäre sie sicher heilig gesprochen worden. Aber ihr Wirken gehörte der „Welt", ihrem Volk. Und das Volk sprach sie heilig, ohne sich zu besinnen.

Als am 26. Juli 1952 nachmittags die Meldungen von ihrem Befinden immer schlechter wurden, hielt ganz Argentinien den Atem an. Und als am späten Abend der Rundfunk verkündete: „Das Informationssekretariat erfüllt die überaus traurige Pflicht, dem Volke der Republik mitzuteilen, daß Frau Eva Peron, die Geistige Führerin der Nation, um 20.25 Uhr gestorben ist", da weinten Zehntausende fassungslos. Tagelang zogen die Ärmsten der Armen an ihrer Bahre vorbei. In den Straßen, durch die sie sich heranbewegten, und die Hunderte von Metern weit mit Blumen und Kränzen vollkommen bedeckt war, sah man Szenen von unbeschreiblichem Schmerz und Verzweiflung. Junge Burschen knieten auf der Straße und beteten. Am Sarge selbst stand der Präsident schweigend und totenblaß und vereinte sich mit seinem langsam vorbeiziehenden Volk im Schmerz um die Verstorbene.

Wer diese Tage in Buenos Aires erlebt hat, der zweifelt gewiß nicht, daß der Peronismus eine der echtesten und unmittelbarsten Volksbewegungen ist, die es je gegeben hat, nicht zuletzt durch den Einsatz und das Wirken dieser einzigartigen Frau, die während ihres Krankenlagers schrieb: „Ich gestehe, daß ich einen Ehrgeiz habe, einen einzigen, großen persönlichen Ehrgeiz. Ich wünsche mir, daß der Name Evita einmal in der Geschichte meines Vaterlandes genannt wird. Ich wünschte, daß man von mir, wenn auch nur mit einer kleinen Bemerkung, am Ende eines glanzvollen

Kapitels, das die Geschichte Peron widmen wird, vielleicht ungefähr dies sagte: ‚An der Seite Perons gab es eine Frau, die sich die Aufgabe gestellt hatte, dem Präsidenten die Wünsche des Volkes zu übermitteln, die dieser dann verwirklichte.' Und ich wäre reichlich, überreichlich belohnt, endete diese Bemerkung etwa mit den Worten: ‚Von dieser Frau wissen wir nur, daß das Volk sie zärtlich Evita nannte.' "

Kapitel VII

Sport und Berge

Sport ist mir ein Lebensbedürfnis. Ich habe als Junge damit angefangen, mit einem erheblichen Aufwand an Entschlußkraft, um aus einem Zustand von Kränklichkeit und Anfälligkeit herauszukommen, in dem ich mich damals befand. Und das war der richtige Weg, denn ich wurde gesund und durfte mich meines Lebens freuen. Und ich habe dann die sportliche Betätigung nie wieder unterbrochen, auch nicht als Soldat, auch nicht in Wochen härtester und fast ununterbrochener Kampfeinsätze. Irgendwann fand sich immer noch eine Viertel- oder halbe Stunde für einen Geländelauf oder etwas Leichtathletik oder — im russischen Winter — für unser beliebtes Eishockeyspiel (ohne Schlittschuhe).

Auch als ich mein Bein verloren hatte, konnte mich das dem Sport nicht lange fern halten. Im Gegenteil, nun war er ja doppelt wichtig geworden, um den Verlust durch um so größere Leistungsfähigkeit der übrigen Glieder auszugleichen. Und sobald irgend möglich, d. h. sobald ich eine wirklich brauchbare Prothese besaß, fing ich wieder mit einer ganzen Reihe von Sportarten an, nun erst recht.

So ist es ganz selbstverständlich, daß ich auch in Argentinien mich gleich allen für mich irgendwie erreichbaren Möglichkeiten, Sport zu treiben, zuwandte. Vom Tennisspielen habe ich schon gesprochen und vom Schwimmen. Es mag so manchen Einwohner von Carlos Paz befremdet und vielleicht ein wenig gegruselt haben, wenn er am Ufer des Sees ein einsames und verlassenes Bein stehen sah und erst nach längerem Suchen draußen in den Wellen den dazugehörigen Kopf entdeckte. Aber wenn irgend Zeit dazu ist, dann wird vor dem Schwimmen eine halbe Stunde Leichtathletik getrieben. Wenn Diskus oder Kugel nicht zur Stelle sind, dann tut es auch ein großer Stein. Freiübungen sind jeden Morgen so selbstverständlich wie das Zähneputzen.

Sonntags oder auch über das ganze Wochenende gehe ich manchmal in die große Sierra, und es dauert nicht lange, da kann ich behaupten, daß nur wenige Leute hier in der Umgebung die Berge so gut kennen wie ich. Einen Gipfel der Sierra nach dem anderen nehme ich mir vor. Besonders

angenehm empfinde ich die Kühle, die schon am Fuße der eigentlichen Berge, also in etwa 1700 Meter Höhe, herrscht. Denn die Temperatur nimmt ja mit 100 Metern Höhe jeweils dreiviertel Grad ab und läßt sich daher hier oben fast mit den Verhältnissen in Deutschland vergleichen. Die Felsen selbst sind vollständig kahl, ohne jede Vegetation. Sie bestehen, geologisch gesprochen, aus ältestem Gestein, das aber erst in verhältnismäßig junger Zeit durch Absinken der Täler und durch Verwitterungserscheinungen die jetzigen Gebirgsformen herausgebildet hat. Es kommt vollständig reiner, weißer Quarz in großen Mengen vor, manche Kuppen bestehen ganz daraus, und in diesem Quarz, der zur Glasherstellung verwendet wird, findet man hin und wieder Nester von Bergkristall. Auch bis zu zwölf Meter lange Beryll-Kristalle werden dort gefunden.

Inzwischen wird es in Cordoba und auch in Carlos Paz unten langsam immer heißer. Besonders in der zweiten Hälfte November beginnt sich die Hitze bemerkbar zu machen und fast lähmend zu wirken. Man läuft Gefahr, faul und bequem zu werden. Die Arbeitskraft läßt nach. Mittags sieht man auf der Straße kaum noch Menschen. Das geschäftliche Treiben hört gegen elf, zwölf Uhr auf. Dann herrscht Ruhe bis vier Uhr nachmittags, aber dafür geht dann abends das Leben bis weit in die Nacht hinein. Was mir dabei besonders auffällt, ist, daß auch die Kinder bei diesem nächtlichen Treiben immer dabei sind, und es ist keine Seltenheit, daß auch die Kleinsten um zwölf oder ein Uhr nachts noch durch die Straßen getragen werden, nachdem man sie mit ins Kino genommen hatte. Auch die Mahlzeiten werden sehr spät eingenommen. In vielen Familien wird erst gegen neun oder zehn Uhr abends gegessen, und man geht dann natürlich erst sehr spät schlafen. Für alle, die früher wieder munter sein müssen, ist das natürlich nicht gerade zuträglich, denn der Schlaf kommt dabei entschieden zu kurz, um so mehr, als man ja in der heißesten Zeit wochenlang, in manchen Jahren zwei Monate lang, nachts vor Hitze überhaupt nicht richtig schlafen kann und morgens nicht erfrischt, sondern wie betäubt erwacht.

Da sind mir dann die Berge erst recht eine wahre Zuflucht. Ich bin unterdes Besitzer eines kleinen 1938er 170-V-Mercedes geworden und fahre, so oft ich es irgend ermöglichen kann, hinauf, um wieder europäisches Klima anzutreffen. Es ist ja eine der Eigenarten dieses Landes, daß es in seinen Grenzen fast alle Klima-Arten der Erde umschließt. So oft ich gerade in der heißen Zeit in die kühleren Höhenlagen komme, merke ich ganz deutlich, wie die alte Spannkraft zurückkehrt, die unten in der Ebene schon nachgelassen hatte.

Langsam dehne ich meine Ausflüge auch zu den südlichen Ausläufern der Sierra aus, und wir steigen schon verhältnismäßig früh auf den Cham-

paqui, den höchsten Berg der Sierra grande. Er ist dreitausend Meter hoch und zeigt dieselbe kahle Felsbildung wie die Gigantes. Oben auf der höchsten Erhebung finden wir einen kleinen See, der mit Steinen ausgelegt ist. Es hat sich sogar irgendjemand den Spaß gemacht und hat in diesem See, der glasklares Wasser enthält, auf dem Grunde mit Steinen ein großes Hakenkreuz ausgelegt. Von dem Platz, an dem wir den Wagen zurücklassen mußten, haben wir bei verhältnismäßig gemächlichem Tempo fünf Stunden bis auf den Gipfel gebraucht. Das nächste Mal, als es uns bereits um das Training für größere Unternehmungen geht, schaffen wir es dann in reichlich drei Stunden.

Zu Weihnachten fahre ich nach Buenos Aires, da ich Nachricht habe, daß meine Freunde zum Fest dort ankommen werden. Sie treffen bereits einige Tage vor Heiligabend ein, und wir fahren gleich wieder nach Carlos Paz zurück und überlegen, was wir während der Feiertage unternehmen sollen. Wir schwanken noch zwischen Bariloche und dem Norden des Landes, wo ich in der Nähe von Catamarca einen 6300 Meter hohen Berg, den San Francisco, auf der Karte entdeckt habe. Nicht allzu weit von ihm führt eine Paßstraße vorbei, die laut Karte eine Höhe von 4400 Metern erreicht. Es stellt sich aber dann heraus, daß meine Freunde von der Überfahrt doch noch zu angegriffen sind, und so bleibt mir nichts anderes übrig, als alleine zu fahren, genauer gesagt in Begleitung eines jungen Prothesenmachers, der auch erst nach dem Kriege hier eingetroffen ist und einen sehr bergbegeisterten Eindruck macht. Was er tatsächlich leisten wird, muß sich erst herausstellen, da er aus dem Rheinland stammt und also kein prädestinierter Bergsteiger ist.

Mir wird allgemein abgeraten, da ich die Straßenverhältnisse dort oben am Passo San Francisco nicht kenne und man durch völlig unbewohnte einsame Gebiete fahren müsse. Aber da ich von der Zuverlässigkeit meines Wagens überzeugt bin, starten wir trotz aller Unkereien und gelangen auch fast ohne Panne nach Catamarca hinauf. Die Straßen sind zwar wirklich sehr schlecht, Erdwege, leicht gewellt, etwa wie ein Waschbrett. Da gibt es nur zwei Möglichkeiten, entweder im Zehn-Kilometer-Tempo langsam darüber zu rubbeln oder mit 80 km darüber hinwegzugleiten, damit man die einzelnen Schläge nicht so merkt. Ganz gefahrlos ist das schnelle Drüberfahren nicht, da es ab und zu einmal ein tieferes Schlagloch gibt, das eine Achse kosten kann, oder aber die Straße plötzliche Senken, sogenannte „Baden“, aufweist, bei denen man mit hohem Tempo Gefahr läuft, sich in den gegenüberliegenden Hang hineinzubohren. Leider lernt man diese Dinge erst dann, wenn man sie schon einmal erlebt hat, und merkt, daß sie beim zweiten Male noch erheblich unangenehmer ablaufen können.

Je weiter wir nach Norden kommen, desto häufiger passieren wir ausgetrocknete Flußbetten. Sie führen überhaupt kein Wasser, man sieht nur an den Furten, daß zu gewissen Zeiten sehr viel Wasser darin sein muß. Vor diesen Flüssen haben mich meine Bekannten am meisten gewarnt. Dort könne man sich mit dem kleinen Wagen nicht hindurchwagen, es seien schon oft Fahrzeuge weggeschwemmt worden, wenn sie von einer plötzlichen Flutwelle, wie sie nach starken Regenfällen auftreten kann, überrascht worden seien. Ich habe diesen Warnungen nicht viel Bedeutung beigemessen, weil die Warner das Land meist nicht kennen, sondern ihre Weisheit aus irgendwelchen Reisebeschreibungen oder Zeitungsmeldungen bezogen haben. Und wenn ich jetzt diese kleinen ausgetrockneten Rinnsale sehe, dann kann ich wirklich nur lächeln über die grausigen Geschichten von halben Wäldern, die von solchen reißenden Strömen mitgeführt würden.

Die Gebiete, durch die wir kommen, sind wirklich sehr einsam, nur selten stehen armselige Hütten am Wegrand, und die wenigen Menschen, die wir sehen, machen einen degenerierten Eindruck, sind vielfach mit Klumpfüßen oder sonstigen Abnormitäten und Verwachsungen behaftet. Sicherlich ist das auf eine starke Inzucht in diesen abgeschiedenen Gegenden zurückzuführen. Aber das Wesen dieser Menschen ist freundlich und hilfsbereit. Wo wir auch halten und um Wasser bitten, kommt man uns bereitwilligst entgegen. Geld wollen sie nicht annehmen, und als wir dann übernachten müssen, ist mir sofort klar, daß man hier den Wagen nicht abzuschließen braucht, da bestimmt nichts fortgenommen wird. Dies Empfinden der Sicherheit, der Geborgenheit unter diesen armen, elenden, aber anständigen Menschen ist wie eine Erholung nach den furchtbaren Nachkriegsjahren in der Heimat, wo alle moralischen Maßstäbe aufgehoben waren und man mir alles vom Wagen stahl, was nicht niet- und nagelfest war. Wenn wir nach tagelanger Abwesenheit zu unserem Fahrzeug zurückkommen und alles genau so vorfinden, wie wir es verlassen haben, da kommen mir doch erhebliche Zweifel an den Segnungen der Zivilisation.

Wir reisen der Karte nach, aber meine Karten sind nicht mehr im besten Zustand. Ich weiß, daß der vorletzte größere Ort Tinogasta ist, einer der bedeutenderen Punkte in Catamarca, und daß der Ausgangspunkt für die Bergstraße Piambala heißt. In Tinogasta übernachten wir in einem kleinen Gasthaus bei Italienern, die uns ganz mitleidig anschauen, als sie hören, daß wir mit dem kleinen Mercedes hinauf auf den Paß San Francisco fahren wollen. Sie erzählen, daß vor mehreren Jahren zum letzten Male ein Wagen, aber ein Lastwagen, dort hinaufgefahren sei und noch viel früher, als die Straße noch im guten Zustande gewesen sei, sogar ein-

mal ein Rennen dort stattgefunden habe, aber jetzt sei es ausgeschlossen, noch dazu mit unserem kleinen Wagen. Der Weg kreuze von der letzten Ortschaft Piambala bis zur allerletzten, Chachuel, die vielleicht aus zwei, drei Hütten bestände, achtundzwanzigmal einen Fluß, der je nach Jahreszeit und Witterung viel Wasser führe. Nachdem wir aber nun schon einmal so weit gekommen und fest entschlossen sind, über den Passo San Francisco zu fahren und den Cerro San Francisco zu besteigen, lassen wir uns natürlich nicht ins Bockshorn jagen. Als wir Tinogasta am nächsten Morgen verlassen, erfahren wir noch, daß wir zum Zoll müssen, da hier die letzte Station vor der Grenze ist.

Beim Zoll will man uns natürlich nicht glauben, daß wir aus rein bergsportlichen Gründen dort hinaufwollen. Was weiß man hier auch schon von Sport? Nachdem aber aus unserer Ausrüstung, unserer Kleidung und vor allem aus dem Inhalt unseres Fahrzeugs eindeutig hervorgeht, daß wir nicht zu schmuggeln beabsichtigen, bekommen wir eine Genehmigung und starten nach Piambala. Wir kreuzen die Ausläufer mehrerer Schuttmoränen und einige Bäche, die von den Bergen linker Hand herabkommen, aber im Augenblick noch wenig Wasser führen. Auch durch breite, ausgewaschene Strombetten müssen wir hindurch, die ebenfalls wasserfrei sind. Nur an den gewaltigen Schuttmassen läßt sich erkennen, mit welcher Gewalt die Fluten hier zuweilen herunterstürzen. Aber noch scheint die Sonne, und wir wissen nichts von dem, was sich hier vielleicht einmal abspielen könnte. In Piambala wird noch einmal vollgetankt, und ich nehme noch zwei zusätzliche Kanister mit; denn von hier geht es 130 Kilometer weit hinauf auf den Paß.

Tankstellen gibt es natürlich auch hier schon nicht mehr, aber bei einem Fuhrunternehmer können wir den notwendigen Kraftstoff kaufen. Dann lassen wir die paar Häuser und die mit Soldaten besetzte Grenzstation hinter uns. Die Leute schauen uns etwas ungläubig nach und halten es sicher für ganz ausgeschlossen, daß mein kleiner Mercedes das schaffen soll. Vorläufig sind Stimmung und Lage noch recht gut. Die ersten dreißig bis vierzig Kilometer geht es auf Schotterwegen immer bergauf. Ich muß meistens im zweiten oder ersten Gang fahren, nicht nur wegen der Steigung, sondern auch wegen der teilweise recht tiefen Löcher im Weg. Dieser ist oft kaum mehr als drei Meter breit, an manchen Stellen ist er auch ganz weggerutscht und hat ein kraterähnliches Loch von fünf bis sieben Metern Tiefe hinterlassen. Wenn man da einen Augenblick nicht aufpaßt, ist die Achse weg oder man liegt ganz drin. Es besteht auch keinerlei Aussicht, daß irgend jemand kommen würde, um einem wieder herauszuhelfen. Zwar sollen zwischen Piambala und Chachuel gelegentlich Straßenarbeiter patrouil-

lieren, aber bis so einer kommt, können Tage vergehen, und helfen könnte der alleine ja auch nicht. Es heißt also schon aufpassen und vorsichtig manövrieren, damit unsere Reise nicht ein vorzeitiges Ende nimmt.

Inzwischen passieren wir die ersten Male den Fluß. Er hat doch schon allerhand Wasser, ist zwar nicht sehr breit, aber man kann ihn immerhin nicht im Schwung nehmen. Die Breite mag zwischen 50 und 80 Metern schwanken, und je breiter, desto flacher ist das Wasser natürlich. Wir entwickeln bald eine gewisse Technik im Durchqueren und lernen, daß man grundsätzlich nur dort hineinfahren darf, wo kleine Wellen zu sehen sind, denn dort kann man mit festem Untergrund rechnen. Wo das Wasser dagegen ruhig zu stehen scheint, reicht es vermutlich bis zum Motor oder kommt zur Türe herein. Nachdem wir ein paarmal schlechte Erfahrungen gemacht haben, schauen wir uns die Oberfläche vor dem Hineinfahren immer erst genau an.

Die Strömung ist so stark, daß es nicht ratsam erscheint, zuerst zu Fuß hineinzugehen. Ich selbst möchte mein Holzbein nicht riskieren und mein Begleiter ist nicht übermäßig kräftig und fürchtet umgerissen zu werden. Es kommt also immer auf den Versuch an, und man kann nur hoffen, auf der anderen Seite wieder herauszukommen, bevor der Motor abgesoffen ist. Ich habe zwar Verteiler, Kerzen und Kabel mit Gummi abgedichtet, aber das würde im Ernstfalle nicht ausreichen. Auch hatte ich versäumt, den Auspuff verlängern und soweit hochlegen zu lassen, daß er immer über der Wasseroberfläche liegt. So behindert das Wasser im Auspuff die Arbeit des Motors und diese Flußdurchquerungen kosten uns verhältnismäßig viel Zeit.

Schon geht es auf den Abend zu. Wir sind vielleicht fünfzig Kilometer von Chachuel entfernt und kommen an die Hütte eines Straßenwärters. Da gerade ein Gewitter aufzieht und es zu regnen beginnt, bitten wir den Mann, in seiner Hütte übernachten zu dürfen. Er lädt uns dazu ein, hat auch ein paar Decken zur Verfügung. Wir nehmen die unseren noch dazu und liegen bald ausgestreckt neben dem Straßenwärter und hören, wie draußen ein furchtbares Unwetter niedergeht. Das Rauschen des Regens wird von gewaltigen Donnerschlägen unterbrochen, und in der Hütte wird es von den Blitzen zuweilen taghell. Bald ist auch ein ununterbrochenes dumpfes Rumoren und Getöse zu hören. Ich hielt es zunächst für eine noch nicht erlebte Art von fortgesetztem Donnern, konnte es mir aber nicht erklären und fragte schließlich den Straßenwärter, was für eine Art von Gewitter das wohl sei. Nein, sagte er, das ist kein Gewitter mehr. Das sind die Steine, die der Fluß mit sich herunterreißt!

Wir können uns aber nur nach dem Geräusch noch keine Vorstellung davon machen, was das bedeutet. Der Straßenwärter sagt uns allerdings gleich, daß wir seiner Meinung nach weder hinauf- noch zurückkommen werden. Das Flußbett, wie wir es bisher gesehen und durchquert hätten, gäbe es nun schon nicht mehr. Was wir morgen sehen würden, sei etwas völlig anderes. Auch stände ja noch gar nicht fest, wie lange das Unwetter andauern würde, und wenn es auch hier aufhöre, so könne es doch hinten in den Bergen weiterregnen, und das gesamte Wasser aus diesem ganzen Gebirgsteil liefe eben in diesem Flusse hier zusammen. Seine Arbeit und die seiner Kameraden auf zehn Kilometer Länge sei daher oft völlig umsonst, denn, wenn sie die Übergänge gerade neu angelegt hätten, genüge ein einziges solches Wetter, und das ganze Flußbett verändere seine Lage und mache die ganze Arbeit wieder zuschanden. Es müßten oft riesige Steinblöcke bewegt werden, um den Weg wieder freizuräumen. Bei dem Getöse draußen konnte ich mir das lebhaft vorstellen. Das mußten schon riesenhafte Apparate sein, die da heruntergepoltert kamen.

Indessen schliefen wir wieder ein und waren morgens schon wesentlich zuversichtlicher, verabschiedeten uns von dem Straßenwärter, traten auf den Anlasser und fuhren weiter bergauf. Wir schienen auch Glück zu haben, denn es kam längere Zeit kein Übergang mehr, aber dann plötzlich hatten wir die erste Furt erreicht. Der Fluß war weit über seine Ufer getreten. Von unseren kleinen Wellen, die festen Untergrund verrieten, war nichts mehr zu sehen. Das ganze war eine tiefe, gleichmäßig schnell dahinschießende Wassermasse. Aber weil ich einfach nicht wollte, daß unser Unternehmen hier zu Ende sei, fuhr ich mit anständigem Schwung und viel Vertrauen hinein. Die Folge war, daß ich drei oder vier Meter vom Ufer entfernt plötzlich bis zum Bauch im Wasser saß. Sitze unter Wasser, Motor unter Wasser, und andächtige Stille, denn der Motor sagte natürlich nichts mehr. Ringsum eilte das Wasser an uns vorbei, wir saßen drin, konnten nicht mehr vorwärts, nicht rückwärts, schauten uns an und überlegten, was zu tun sei.

Meine größte Sorge war, daß mein Holzbein aufweichen könnte. Ich war daher nicht ganz aktionsklar. Aber es gab nur eine Möglichkeit: aussteigen, Wagenheber nehmen, den Wagen hinten anheben, Steine unter die Räder packen und den Wagen herunterschieben. Damit gewinnen wir etwa dreißig Zentimeter, und das Ganze muß eben so lange wiederholt werden, bis wir durch sind. Gedacht, getan. Es war eine Sisyphusarbeit. Aber wir durften nicht verzweifeln. Was blieb denn schon anderes übrig? Wir mußten durchkommen und wir kamen durch. Aber nach dieser ersten Furt kam die zweite und dann die dritte. Wir brauchten mit unserer Wagenhebe-

und Steinpackmethode durchschnittlich eine Stunde. Dann aber wurden die Furten schmäler und damit tiefer und die Geschwindigkeit der Strömung größer, so daß es vorkam, daß der gute Frank sich vorn an der Stoßstange anklammern mußte, da es ihm die Beine wegzureißen drohte. Er verlor zu guter Letzt fast die Nerven und unser bis dahin gutes Verhältnis wurde leicht getrübt. Er sagte immer wieder mit Recht: „Sie da drinnen haben gut reden, aber mir reißt es hier die Beine weg!"

Leider war er sehr leicht. Wenn er mein Gewicht von achtzig Kilo hätte, würde er fester stehen. So gab er schließlich auf, und da ich restlos auf ihn angewiesen war und alleine nicht weiterkonnte, mußte ich bei der übernächsten Furt schließlich umkehren, und wir mußten uns auf die gleiche mühselige Art, durch Hochkurbeln des Wagens mit dem Wagenheber, Steine unter die Räder packen und den Wagen dann herab- und vorwärts schieben, Schritt für Schritt durch alle bereits durchquerten Furten wieder zurückkämpfen.

Indessen schien die Strömung immer noch stärker zu werden, und uns wurde langsam klar, wie leichtsinnig unser ganzes Unternehmen war. Jeder neue Regenfall weiter in den Bergen konnte ja zu einer Flutwelle führen, wie wir sie in der Nacht am Poltern der Steine verfolgt hatten. Und wenn uns die erwischte, dann würden wir oder doch wenigstens unser Wagen fortgeschwemmt werden wie nichts. Schon jetzt war die Strömung so stark, daß sie unseren kunstvollen Unterbau aus Steinen wegschwemmte und der Wagen plötzlich in anderer Richtung stand. Die Stimmung meines Begleiters sank damit endgültig unter den Nullpunkt und damit auch die meine, denn ich wußte, daß ohne ihn das, was ich mir vorgenommen hatte, nicht durchführbar war.

Schließlich langten wir nach zwei Tagen wieder unten in Piambala an. Der Wagen sah schlimm aus. Das ganze Innere voller Schlamm und Sand, denn wir waren ja oft genug bis zum Bauch im Wasser gewesen. Die Leute im Ort wunderten sich weniger über den Mißerfolg als darüber, daß wir überhaupt wieder heruntergekommen waren. Wir hatten auf der ganzen Strecke außer unserem Straßenwärter keine Menschenseele getroffen, mit einer Ausnahme.

Da waren aus dem Busch am Ufer plötzlich zwei Indios aufgetaucht, hatten uns eine Weile geholfen und waren dann genau so lautlos, wie sie gekommen waren, wieder verschwunden. Und merkwürdig, auch bei diesem plötzlichen Auftauchen der beiden dunkelhäutigen Menschen unmittelbar neben uns war uns nicht einen Augenblick ein Gefühl der Sorge oder gar der Bedrohung gekommen, sondern wir empfanden nur Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Unwillkürlich ging mir wieder Fontanes Gedicht

durch den Kopf: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen!" und ich fragte mich zum hundertsten Male, mit welchem Recht hier kolonisiert und missioniert worden ist.

Von Piambala fuhren wir wieder nach Tinogasta zurück, jene Strecke, auf der wir schon während der Anfahrt gesehen hatten, welche Wirkungen ein Unwetter hier haben kann. So waren wir dann auch nicht besonders überrascht, als wir nun an die erste der Übergangsstellen auf dieser Strecke kamen und vor uns einen Strom sahen, so breit wie der Rhein. Die Einfahrt war ein ausgesprochenes Wagnis, aber wir hatten ja nun einiges gelernt, und ich richtete mich beim Steuern nur danach, wo die Wasseroberfläche verhältnismäßig flache Stellen verriet. Wo ich keinerlei Wellenbildung entdecken konnte, riskierte ich die Weiterfahrt in dieser Richtung nicht. Auf solche Weise kann man Flüsse natürlich nicht rechtwinklig überqueren, soll der Wagen nicht mit Sicherheit in einer tiefen Senkung des Flußgrundes versinken. Wir mußten vielmehr oft im Fluß ein Stück stromauf oder stromab fahren, um flachen Grund unter den Rädern zu behalten, und uns langsam dem anderen Ufer entgegen mogeln. Dabei kamen wir häufig mehrere Kilometer seitwärts des Weges wieder heraus, und es war jedes Mal ein Kunststück, durch das völlig zerrissene, bergige und steinige Gelände wieder auf den Weg zurückzugelangen.

Als wir endlich, endlich wieder in Tinogasta eintrafen, waren wir daher verständlicherweise heilfroh, hielten uns auch gar nicht lange auf, sondern machten uns gleich wieder auf den Weg, um über Rioja nach Cordoba zu fahren. Ich hatte versprochen, möglichst schnell wieder dort zu sein, und wir waren durch das Mißgeschick mit dem Wetter schon recht lange aufgehalten worden. Aber wir hatten unsere letzte Überraschung noch keineswegs hinter uns. Zwanzig Kilometer von Tinogasta entfernt wurde die Straße wieder von Stromläufen überquert. Da ich in der Nähe Menschen sah und auch Vieh vermutete, riskierte ich es, in einen der Flüsse hineinzufahren, in der Hoffnung, daß man mich schlimmstenfalls mit einem Ochsengespann wieder herausholen würde.

Und so kam es dann auch. Nachdem wir mit anständigem Schwung hineingesaust waren und gleich darauf, wie nun schon gewohnt, wieder einmal bis zur Brust im Wasser saßen, kamen diese gutherzigen Eingeborenen mit ihren Verwachsungen und Verkrüppelungen uns zu Hilfe und zogen uns mit vier Ochsen heraus, und zwar gleich nach der anderen Seite. Die Zugketten wurden an der vorderen Stoßstange befestigt, und die Männer schlugen, selber bis zu den Hüften im Wasser, auf die Tiere ein, bis wir durch waren. Ohne diese Hilfe wäre unsere Situation hoffnungslos gewesen. Die Leute meinten treuherzig, die Ochsen funktionierten eigentlich immer,

nur dann nicht, wenn ihnen das Wasser über den Kopf ginge, dann seien auch sie nicht mehr weiterzubewegen. Vorsichtshalber war ich ausgestiegen. Man konnte ja nicht wissen, wie tief es werden würde, und auf eine U-Bootfahrt war ich nicht eingerichtet. So mußte ich also mit der Prothese durchs Wasser waten, und es war nur eine Frage der Zeit, wann dieser Apparat sich in seine Bestandteile auflösen würde.

Als wir dann drüben wieder an Land gekommen waren, dauerte es natürlich geraume Zeit, bis alle Kabel im Motor wieder getrocknet waren. Kabel und Kerzen mußten heraus, aber glücklicherweise schien die Sonne kräftig, und wir konnten bald die Reise nach Chilecito fortsetzen.

Hinter einem kleinen Dorf kamen wir an den nächsten Flußübergang, der zwar schmal, aber wie wir gleich sahen, sehr tief war. Wir beobachteten einige Reiter, die ihn überquerten. Die Pferde schwammen. Einer stieg ab, und es schien uns fast, als ob er durchwate. Aber das Wasser ging den Pferden fast über den Rücken. Hier hätten unsere Ochsen vom vorigen Übergang also für einige Minuten die Luft anhalten müssen. Aber die Leute, mit denen wir verhandelten, meinten, das würden die Ochsen nicht tun und trotz aller Schläge nicht weitergehen. Da wir also für die zehn bis fünfzehn kritischen Meter keine Unterwasser-Ochsen fanden, blieb uns nichts anderes übrig, als wieder einmal kehrt zu machen und zurückzufahren. Wir suchten uns dann unseren alten Weg über Rioja. Und von dort ging es auf der schon sattsam bekannten Waschbrettstraße nach Süden und über Cordoba nach Haus.

Dort war es inzwischen entsetzlich heiß geworden — Januar-Temperatur —, aber da wir ja den See fast vor dem Hause haben, ließ sich auch das ertragen. Mein Wagen hatte unter dieser Gewaltfahrt natürlich furchtbar gelitten. Alle Schrauben und Nieten waren locker, wenn nicht verloren, aber alles in allem hatte er doch brav durchgehalten und uns von sich aus jedenfalls nicht im Stich gelassen. Natürlich war nun eine Generalüberholung fällig.

Die Fahrt selbst war aber ein gutes Training. Denn da es mit dem Cerro San Francisco nicht geklappt hatte, wurde nun natürlich ein neues Unternehmen ins Auge gefaßt und vorbereitet. Inzwischen hatten sich meine Freunde so weit erholt und akklimatisiert, daß sie nun einsatzbereit waren. Wir beschlossen daher, Ende Februar die Vorbereitungen aufzunehmen für eine Expedition auf den höchsten Berg Amerikas, den Aconcagua. Ich hatte schon einiges an Literatur über diesen Berg gelesen und war mit seiner bergsteigerischen Geschichte im großen ganzen vertraut, wußte daher, daß es sich hier nicht um einen Ausflug, sondern um eine letzte Bewährungsprobe

von Körper und Geist handelte, und daher eine außerordentlich sorgfältige Planung und Vorbereitung erforderlich war.

Zunächst bat ich einmal Frau Therese, nach Mendoza zu reisen, dort mit dem Andinisten-Club Verbindung aufzunehmen und sich zu erkundigen, wo man z. B. die Maultiere bekommen könne, die, wie ich wußte, für die Gepäckbeförderung unerläßlich waren. Unsere Zeit war — wie leider fast bei allen meinen Unternehmungen — sehr karg bemessen, da ich in diesem Jahr nur noch wenig Urlaub zur Verfügung hatte. Je besser also alles im voraus organisiert war, desto zweckmäßiger konnten wir dann die Zeit nutzen, die für die eigentliche Expedition zur Verfügung stand. Ich blieb mit Frau Therese telegraphisch in Verbindung, und sobald dort alles geklärt war, wollten wir aufbrechen, und unsere Kräfte an dem größten Riesen der Kordilleren-Kette messen.

Mit meinen Buben am Rhein



Meine Eltern

Unser „Immelmann"-Geschwadertreffen

Kapitel VIII

Kameraden in aller Welt

Was würde ich heute von Deutschland und den deutschen Dingen wissen, wenn ich in den Nachkriegsjahren zu Hause geblieben wäre?

So frage ich mich oft, und das ist keine paradoxe Frage! Ich habe in Südamerika nicht nur Einblick in südamerikanische Verhältnisse bekommen, habe nicht nur die inneren Vorgänge in Nordamerika verstehen gelernt, die für die weltpolitischen Dinge von so überragender Bedeutung sind, sondern ich habe auch, und vor allem in Südamerika — Deutschland ganz neu sehen und erkennen gelernt. Einmal lernte ich es mit den Augen der Auslandsdeutschen kennen, die schon seit Generationen draußen leben, und für die es über alle Kriege, Staatsformen und Regierungswechsel hinweg immer einfach — Deutschland, die Heimat geblieben ist. Und das ist bestimmt keine schlechte Betrachtungsweise. Und dann lernte ich es mit den Augen derjenigen sehen, die mir aus Deutschland nach Übersee schrieben, entweder, weil sie es dort nicht mehr aushielten und gleichfalls hinauswollten, oder weil sie sich Sorgen um das Schicksal des Landes machten, oder auch einfach nur, weil sie erzählen wollten von ihren eigenen Erlebnissen und von den „Zuständen" daheim. Sie alle versuchten, wie man das eben beim Briefschreiben tut, das, was ihnen am wichtigsten erschien, kurz und möglichst anschaulich zu schildern, und aus der Summe der Briefe ergab sich ein Bild, das man vielleicht mit einem Luftbild aus großer Höhe vergleichen kann: Die großen Linien der politischen und geistigen Landschaft traten klar zutage.

Wäre ich zu Hause geblieben, hätte ich dies Bild niemals zu sehen bekommen. Das steht fest. Wenn Deutsche über Engländer sprechen, dann hört man sie oft sagen: „Ja, die Engländer haben es gut, die können ihre jungen Leute jahrelang nach Übersee schicken. Da eignen sie sich dann den politischen Weitblick an. So ist es auch nicht schwer, ein politisches Volk zu sein." Wenn dann aber ein Deutscher die Gelegenheit ergreift, und seinerseits nach Übersee geht, um sich eben auch ein wenig von dem berühmten politischen „Weitblick" anzueignen, dann nennen die selben guten Leute ihn einen „Emigranten" und sprechen ihm jegliches Recht ab,

sich über deutsche Angelegenheiten für den Rest seines Lebens noch ein bescheidenes Urteil zu erlauben.

Oft, wenn ich gerade eben von einer ausführlichen Deutschlandreise nach Argentinien zurückgekehrt war und einen Berg ausgezeichneter Berichte über die Entwicklung in Deutschland durchgearbeitet hatte, die sich dort inzwischen vollzogen hatte, mußte ich mir von so einem politischen Kannegießer bestätigen lassen, daß „es mir niemals möglich sein würde über 5000 Kilometer hinweg einen wirklich zutreffenden Einblick in die deutschen Verhältnisse zu gewinnen." Und das im Zeitalter des Düsenflugzeuges!

O über diese ewigen Michel-Naturen, deren Horizont die Dachrinne ihrer Dorfkirche nie überwindet, und die heute noch von „Deutschen Verhältnissen" sprechen, als existierten diese als ein Ding an sich, unabhängig vom übrigen Weltgeschehen! Wenn wir diese Biertisch-Perspektive nicht endlich aufgeben, werden wir allerdings niemals ein politisches Volk! Aus meiner Korrespondenz habe ich jedenfalls eindeutig ersehen können, daß die besseren Kenner der „deutschen Verhältnisse" die Kameraden in aller Welt sind, aktive, interessierte Deutsche in Skandinavien, Spanien, Algier, Saudiarabien, Südafrika, Indien, Menschen, die sich wirklich den Wind um die Nase wehen lassen, die gelernt haben, das eigene Menschentum und Volkstum mit dem der anderen zu vergleichen und immer wieder zu vergleichen. Nur so kommt man zu einem echten Bewußtsein seiner selbst! Wer dagegen sein ganzes Leben lang niemals den Dunstkreis seiner Dorfkneipe verläßt, der kann weder erfahren, wer er selber ist, noch was die anderen sind. Er wird immer nur jene unglückliche Mischung von Überheblichkeit und kriecherischer Unterwürfigkeit an den Tag legen, die für die kleinen Geister bei uns zu Hause so charakteristisch ist. Dieser Typ wird von unseren Nachbarvölkern niemals verstanden werden, weil er sich — aus Mangel an Vergleichsmöglicheiten — letzten Endes selbst nicht versteht.

Das alles ist mir natürlich auch erst draußen klar geworden. Aber schließlich waren wir ja schon als Soldaten „draußen", und wer Augen hatte, zu sehen, der konnte ja schon im Krieg davon Gebrauch machen. Tausenden sind dort die ersten Erkenntnisse vom eigentlichen Kern des deutschen Wesens und vom Wesen unserer Nachbarvölker gekommen. Für viele war der Krieg eine hohe Schule der persönlichen und der völkischen Selbsterkenntnis und das hat unserer Front-Kameradschaft eine ganz eigene Note gegeben, die sich jetzt, Jahre danach, in Briefen und Berichten ausprägt. Wir sind gewissermaßen hellhörig und klarsichtig geworden, können nun das Beobachten, nachdem wir es einmal gelernt haben, nicht mehr

lassen. Und das Ergebnis dieser Beobachtungen teilen wir uns regelmäßig mit.

Wie ist diese Korrespondenz eigentlich entstanden? Da waren einmal die Kameraden meines Geschwaders „Immelmann“, die sich einer nach dem anderen meldeten, und über ihren Kreis hinaus zahlreiche befreundete Offiziere. Und dann kam das Echo auf mein Buch „Trotzdem“ dazu und auf meine Aufsätze im „Weg“, der ja zeitweilig bis nach Tibet verbreitet wurde, und in Südafrika zum Beispiel einen zahlreichen Leserstamm unterhält. Das waren die ersten Anknüpfungspunkte. Und je klarer mir selbst die Bedeutung dieser Korrespondenz wurde, desto mehr pflegte ich sie natürlich, immer im Rahmen dessen, was mir neben meinen beruflichen Verpflichtungen und den notwendigen Reisen für das Kameradenwerk zeitlich möglich war. Ich verdanke ihr unendlich viel und will versuchen, ein wenig davon hier an Beispielen mitzuteilen:

„Sie fragten, wer ich sei“, schreibt eine Frau aus England, „eine, die früher in der Jugendarbeit aufging, einen Siebenbürgen heiratete, aus Rumänien flüchtete und den Angriff auf Dresden über sich ergehen ließ, von den Kommunisten und Russen eingesperrt wurde und doch entkam — und keinen Deut von ihrer Standhaftigkeit einbüßte, immer noch die „Alte“ ist und das Herz auf dem rechten Fleck behält. Ja, nun bin ich in England, um meinen Kindern d i e weltweite Ausbildung zu ermöglichen, zu der mir selbst die finanziellen Mittel fehlen.“

Ob man dieser Frau in der Heimat auch das Recht absprechen wird, sich ein Urteil über die „deutschen Verhältnisse“ zu bilden? Sicherlich! Dafür gehört sie aber fest zu unserer weltweiten deutschen Kameradschaft und leistet hundertmal mehr für eine deutsche Zukunft als alle Schwätzer in den Parlamenten. Eine andere deutsche Frau, die in Brasilien eine eigene Buchhandlung leitet, schreibt:

„Was für Deutschland und Europa klug, umsichtig, beharrlich und mutig zusammengetragen werden muß, mit Mosaiksteinen, vielleicht auch einmal mit Felsblöcken, muß in jedem Federstrich und jedem Wort, in jeder Handlung und scheinbaren Passivität wissend überdacht sein. Gab es eine verteufeltere Situation — sachte ausgedrückt — wie seit 1945?! So einfach an eine ausgleichende Gerechtigkeit können wir nicht mehr glauben, wir sind im Denken und Empfinden härter geworden und wissen, daß wir alles nur erkämpfen müssen, dem Ungeist den Geist entgegensetzen müssen, den billigen „Verkäufern“ den königlichen Kaufmann, den gewissenlosen Schwätzern die absolut verläßlichen Charaktere.“

Was für einen unwägbaren und gänzlich unveräußerlichen Schatz besitzt Deutschland doch an so klarblickenden Menschen draußen in der Welt. Es

hätte allen Grund, auf sie zu hören! Natürlich kommt eine solche Reife des Urteils nicht von ungefähr. Was diese Frauen zum Teil an Schicksalen haben durchmachen müssen, davon mag der Brief einer Dritten, auch aus Brasilien, sprechen:

„Mein Mann war längst in Italien gefangengenommen worden, da mußte ich fliehen, wie das war, das wissen Sie ja auch noch. Mein letztes Wohnhaus in Cottbus habe ich am 15. 2. 1945 durch Bombenangriff verloren, war verschüttet und mußte dann, von der NSV genötigt, fort. Ich wollte zu meiner Mutter nach Brandenburg, Havel, kam aber nur bis Klein-Wusterwitz, weil die Stadt schon umzingelt war. Unterwegs haben mich zwei Kosaken ausgeplündert. In Klein-Wusterwitz traf ich mit Mutter und Schwägerin zusammen und mit unseren Kindern. Ich war damals die Jüngste im Dorf, so daß die einziehenden Russen sich ein Vergnügen daraus machten, mich im Angesicht meines Kindes zu vergewaltigen, von einem Tage zum anderen 34 Russen. Da man meine alte Mutter auch nicht schonen wollte, habe ich mich vor sie geworfen und gebissen, und aus diesem Grunde mußte ich die Rache erleiden. Ein jüdischer Kommandant machte dem Treiben ein Ende, indem er mich in einen Keller einsperrte und am anderen Morgen mit Begleitschutz nach Brandenburg zurückkehren ließ. Unterwegs wurden wir wieder angefallen, vergewaltigt, bis ich am ganzen Körper wund in meinem Blute liegen blieb. Andere Flüchtlinge haben mich dann auf dem Handwagen mitgenommen. In Brandenburg waren die Brücken zerstört, wir mußten über eine Brücke ohne Geländer. Dort wollten entgegenkommende Russen auch passieren. Der Handwagen mit mir war ihnen im Wege, und so warf man mich ohne Besinnen einfach in die Havel. Dort konnte ich mich an einem umgekippten Dampfer festhalten und an einem Stück Holz ans Ufer rudern.

Ich war sehr erschöpft, denn auf der Flucht haben wir ja auch nur in Scheunen geschlafen, wir haben so manche Nacht unseren unvergeßlichen lieben Soldaten den letzten Trunk vor dem Tode gereicht, so manchem das Sterben leicht gemacht, indem wir ihn, wie eine deutsche Mutter das tut, in den Arm nahmen und beteten. Ich habe in einer Nacht in einem Schafstall übernachten müssen, auf einer Seite die Schafe, auf der anderen Verwundete und Flüchtlinge. Uns sind vierzehn Kameraden unter den Händen verstorben. Als wenn der Satan selbst auf der Erde weilte, so sind dann die Russen über uns Frauen hergefallen.

Indem ich Ihnen das alles schreibe, rinnen mir die bitteren Tränen über das Gesicht, ich kann unsere tapfere Wehrmacht einfach nicht vergessen, jeder Gefallene ist für mich ein Heiliger, die tapferen Matrosen von Narvik, von der Bismarck, die Flieger, das Afrikakorps und alle, alle. Ich kann

auch die Schande nicht vergessen, daß man nachher alle diese treuen Menschen als Kriegsverbrecher hinstellte und sie verunglimpfte.

Als ich dann in russischer Gefangenschaft weilte, da mußte ich für GPU-Offiziere kochen. Sie haben sich immer betrunken und nachgemacht, wie die deutschen Soldaten in Stalingrad mit erhobenen Armen in Gefangenschaft gingen. Ich habe vor Wut darüber einmal einen ganzen Berg Teller auf die Erde fallen lassen und bin dafür mit einer anständigen Wucht Prügel und zwei Tagen ohne Essen abgefertigt worden. Dann hat man mich in Cottbus auf dem Flughafen zum Kochen eingesetzt. Von dort aus konnte ich nach meiner dort befindlichen zweiten Wohnung. Diese war sehr komfortabel eingerichtet. Als ich hinkam, befanden sich deutsche Putzfrauen darin und erklärten mir, sie seien jetzt die Besitzer meiner Sachen. Sie gehörten der Partei an und ich hätte nichts mehr zu sagen. Mein vorgesetzter Major belegte dann die Wohnung und entfernte die Frauen. Aus Rache wurde ich denunziert, im BDM gewesen zu sein und wanderte in den GPU-Keller. Ich habe dort Schreckliches gesehen, wurde aber durch den Einsatz der Gattin meines Majors wieder freigelassen.

Diese beiden Russen verhalfen mir später zur Flucht nach Westdeutschland. In einer fürchterlich frostigen Nacht bin ich mit meinem Jungen von neun Jahren losgezogen, im Bremserhaus eines Güterwagens bis Gunsleben. Von dort in der nächsten Nacht bei großem Schneetreiben (das Wetter hatte gewechselt) in völliger Erschöpfung bis Offleben. Dort haben mich die Engländer sehr liebevoll aufgenommen, verpflegt. Ich habe zwei Tage geschlafen, ohne etwas von der Welt zu wissen. Dann bin ich nach Uelzen gefahren, ins Flüchtlingslager. Dort erfuhr ich an Hand der Liste, daß mein Mann zwölf Tage vorher aus der Gefangenschaft gekommen war und das Lager passiert hatte. Ich bin ihm nachgefahren, denn er war bei Vechta in Oldenburg untergebracht. Dort suchte ich mir das Bauernhaus, es war eine armselige Hütte, aber als die Bewohner hörten, daß ich aus der Gefangenschaft entwichen vor der Türe stand, haben mich diese Menschen mit so viel Liebe aufgenommen, daß man weinen mußte. Als ich die erste Milchsuppe essen sollte, bin ich umgefallen. Mein Mann war wohlgenährt und gepflegt aus Italien gekommen, und ich kam mit meinem Jungen verhungert und ausgemergelt an.

Freunde, denen wir in guten Zeiten mit Geld und anderen Dingen in Brasilien jahrelang ausgeholfen hatten, haben uns gesucht und die Bürgschaft übernommen, der Weltkirchenbund verauslagte die Fahrt, und so wanderten wir aus, weil im Oldenburger Münsterland keine Arbeit zu finden war. Während meiner Reise nach Brasilien ist meine liebe Mutter in der Ostzone den Hungertod gestorben, sie konnte nach dem jahrelangen

Hunger kein Essen mehr annehmen. Das war meine erste Heimatpost, die der hiesige Pfarrer mir überreichte. Meine Verwandten, die in der Nähe von Potsdam ein Rittergut besaßen, Schloß Petzow, Bliesendorf und Neuendorf, sind im Kz. als Adelige geendet."

Ein Brief aus Norwegen heißt: „Hier habe ich mich spezialisiert als technischer Leiter in der Plastikindustrie, Fotograf, Teleprintoperateur, Pianist, genug? Ich bin mit einer Norwegerin verheiratet und habe zwei reizende Mädels von acht und drei Jahren. Daß ich nicht früher schrieb, hat seinen Grund darin, daß ich bis vor kurzem keine offizielle Aufenthaltsgenehmigung hier besaß. Frage nicht wieso und weshalb, auch nicht, wie es mir und meiner Familie gelungen ist, nach dem Mai 1945 von Salzburg nach hierher zu marschieren (mit halbjähriger Zwischenlandung in Kopenhagen). Vielleicht schreibe ich mal ein Buch!"

Hätten nicht viele unserer Landsleute allen Grund, sich nur einen Bruchteil von diesem Unternehmungsgeist und Lebensmut zu wünschen? Es ist ja so natürlich, daß gerade die Aktivsten und Unternehmungslustigsten hinaus wollen aus der Enge, in der sie sich nicht rühren können, und in der sie eine saubere, anständige Atmosphäre vermissen, ohne die sie nun einmal nicht leben können.

„Seither friste ich mein Dasein als Hilfsarbeiter", schreibt ein Hochschullehrer, „mit gelegentlichen Sportkursen usw. Da ich als Lehrer an Sporthochschulen allerhand aufzuweisen habe, bekam ich Angebote. Aber nun setzte der ‚Dank des Vaterlandes' ein. Das Ministerium lehnte mich ab trotz meiner vielen ausgezeichneten Zeugnisse, trotz meiner vielen Auslandsnachweise. Ritterkreuzträger sind keine geeigneten Erzieher und Vorbilder für die demokratische Jugend, war das Argument. Es ist heute widerlich, wenn man mit anständigem Charakter in Deutschland leben muß. Ja, ich könnte in kurzer Zeit die Stelle haben, die mir zusteht — aber nur über das Bett einer Partei. Und das lehne ich ab, ich kann nicht aus meiner Haut. Ich tauge nicht als Gesinnungslump."

So wandert vielfach gerade die Elite ab, die Tüchtigsten und Begabtesten. Hier ein ganz typischer Fall: „Da ich gehört habe, daß viele ehemalige deutsche Jagdflieger in Argentinien Dienst tun und ich selbst mit Leib und Seele Flieger war und bin (war seit 1940 bis 1945 als Jagdflieger-Oberleutnant im Einsatz, habe auch Düsen- und Raketenflugzeuge geflogen (Me 163, Me 262) und hatte 96 Luftsiege sowie Ritterkreuz und Eichenlaub, neben diversen anderen Auszeichnungen), möchte ich Sie fragen: wissen Sie etwas davon — und vor allem, wie komme ich nach Argentinien? Es ist so trostlos hier in diesem Trümmerhaufen Deutschland. Bitte, bitte, helfen Sie einem einsamen jungen Deutschen. Fliegen, ach, nur wieder einmal einen Steuer-

knüppel in die Hand nehmen dürfen! Wie schaut es sonst aus drüben mit Existenzmöglichkeiten? Ich bin staatlich geprüfter Tropenlandwirt und Techniker, spreche fließend Englisch und Französisch und etwas Italienisch und habe gute kaufmännische Kenntnisse. Wir hatten früher eine schöne Pflanzung in Kamerun und ein kleines Gut in der Nähe von Neustettin."

Diesen Brief muß man zweimal lesen, um sich zu vergegenwärtigen, was der Absender alles kann: fliegt die modernsten Maschinen, Landwirt, spezialisiert für die Tropen, Techniker, Kaufmann, vier Sprachen und — last not least — aus bestem Hause. Und dafür ist im heutigen Deutschland keine Verwendung. Das ist symptomatisch. Ein anderer, jahrelang Fluglehrer, schreibt: „Vielleicht können Sie mir einen Weg nennen, der mir meinen einzigen Wunsch, wieder zu fliegen, erfüllt. Ich nehme jede Stellung an, auch wenn vorerst als Propellerputzer. Seien Sie überzeugt, ich bin kein Abenteurer, ich bin lediglich ein Fanatiker der Luftfahrt..."

Natürlich drängt es die Flieger am meisten aus der Heimat heraus, in der ihnen das Fliegen immer noch verboten ist. Aber nicht nur die Flieger. Nach ihnen ist es vor allem die Jugend, die sich meldet, und die einfach ihr gesunder Lebenswille aus der Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit des zerrissenen und gequälten Vaterlandes hinaustreibt. Und hier möchte ich den Brief mitteilen, der mich beinahe am meisten erschüttert hat, obwohl er gar nichts Besonderes enthält:

„Werter Herr Rudel!

Ich, Fritz Hofmann, bin 19 Jahre alt, vollkommen gesund. Von Beruf Schlosser, nicht vorbestraft. Ich möchte nun, da ich keine Eltern und Angehörige mehr besitze, bei Ihnen höflichst anfragen, wie drüben die Arbeits- und Lebensverhältnisse sind. Ich möchte nämlich auch gerne nach Argentinien. Nicht, daß mich Abenteuerlust dazu treibt, sondern vielmehr meine wirtschaftliche Notlage ließ mich zu dem Entschluß kommen, auszuwandern. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir dabei behilflich sein könnten. Mein Vater kehrte leider 1943 vom Feindflug nicht mehr zurück. Meine Mutter kam am 2. Januar 1945 in Nürnberg beim Fliegerangriff ums Leben. Für ihre Bemühungen im voraus bestens dankend schließt hochachtungsvoll Fritz Hofmann."

Gewiß, dieser Brief ist völlig problemlos, aber wer Augen hat zu sehen, der sieht diesen ordentlichen, schlichten, ruhigen, besonnenen Jungen vor sich, elternlos, mit seinem geringen Schlosserlohn sich kümmerlich durchs Leben schlagend, ein Stückchen der Ursubstanz unseres Volkes. Und da zieht er nun eines Tages hinaus in die Welt, die Bilder seiner Eltern in der Tasche, die ihm der Krieg viel zu früh genommen hat. Wenn er Glück hat, dann wird er eines Tages in Südamerika eine Zelle des Deutschtums bilden

können, wie die prächtigen deutschen Familien in Misiones vielleicht, die der Heimat in so vielen Dingen vorbildlich treu geblieben sind, äußerlich und innerlich. Und wenn ihm das gelingt, dann wird er auch zu unserer weltweiten Kameradschaft gehören, die daran arbeitet, daß aus der deutschen Auswanderung niemals eine Diaspora wird, niemals eine ‚Zerstreuung', sondern daß sie immer auf einen inneren Mittelpunkt bezogen bleibt.

Ein anderer schreibt: „Während des zweiten Weltkrieges waren wir leider noch zu jung, um tatsächlich aktiv in die Kämpfe um die Heimat eingreifen zu können. Erst Ende Februar 1945 konnte ich mich, sechzehneinhalbjährig, freiwillig zu einer HJ-Einheit melden. Anfang April wurden wir dann zugweise einer SS-Division als Panzerjäger unterstellt. Ich habe gesehen, wie russische Horden in unserer Heimat wüteten, wie sie die Bevölkerung von Fischbach mordeten und schändeten, und diese Bilder sind mir zu tief in die Seele eingebrannt, um jemals daraus zu verlöschen. Wir sind keine Abenteurer, Herr Oberst, wir sind Idealisten. Wir würden keinen Augenblick zögern, unsere sichere Existenz aufzugeben, unsere Eltern und unsere Heimat zu verlassen ..."

Und wieder ein anderer: „Ich stehe im 5. Semester Pharmazie. In den Ferien wird natürlich nach wie vor gearbeitet, da ein Studium sonst ausgeschlossen wäre. Leider bin ich aber nicht sehr begeistert vom Studium. Ich habe mir immer gewünscht, Soldat zu werden. Aber wo soll ich ein Militär finden, daß meinen Idealen entspricht? Ich bin keine Landsknechtsnatur, die für Geld Soldat werden will. Ich will Soldat sein für mein Vaterland, aber über dem Vaterland weht heute nur eine einzige Fahne, die schwarze Fahne der Not, der Demütigung und einer letzten Erbitterung. Helfen Sie mir, damit ich mich ausbilden lassen kann, bis einst die Heimat wieder befreit wird. Es ist zu dunkel im Vaterland, es muß wieder hell werden!"

Ein junger Fremdenlegionär schreibt in jenem trockenen Stil, den dieses vielleicht hoffnungsloseste aller Schicksale den Menschen aufprägt: „Sonst ist hier bei uns noch das alte, nur ziehen es viele vor, nochmals nach Indochina zu fahren, da sie mit dem jetzigen Deutschland nicht zufrieden sind."

Wer weiß, was Indochina bedeutet, der wird vielleicht aus diesen wenigen Worten heraushören, wieviel Verzweiflung darin mitschwingt. Wie pflegen doch die Spießbürger über die Fremdenlegionäre zu urteilen? ‚Durch den Krieg aus der Bahn geworfene junge Leute, die sich in geordneten Verhältnissen nicht mehr zurechtfänden, straffällig wurden, kriminelle Elemente' usw. Gewiß, solche gibt es.

Aber daß viele anständige junge Menschen, eben weil sie für das Nachkriegsdeutschland zu anständig waren, weil sie diese spießbürgerliche, engherzige, niedrige, schmutzige Atmosphäre, in der es keinerlei Aufschwung und Größe gab, unbeschreiblich anwiderte, aus Ekel zur Fremdenlegion gingen, soweit sie nicht überhaupt aus der französischen Gefangenschaft durch Hunger und Bedrohung mit ‚Kriegsverbrecherprozessen' hineingezwungen wurden, davon wissen die Selbstzufriedenen nichts. In vielen Fällen ist es ja die Schuld der Entnazifizierungsgerichte, daß diese Jungen in der Fremdenlegion kämpfen und sterben, ein Vorgang, den man nur mit den Christenverfolgungen vergleichen kann.

Daß man gar seelisch darunter leiden kann, im Kriege nicht richtig zum Einsatz gekommen zu sein, das können sie sich gewiß nicht vorstellen und werden daher dem Schreiber des folgenden Briefes völlig verständnislos gegenüberstehen: „Wurde entgegen meinem Wunsch (Kampfflieger) zu einem Nachtjagdgeschwader versetzt. Dort verteidigten wir die Heimat einige Monate als Kartoffelschäler und Möbeltransporteure. Ich ärgere mich enorm, daß man auf diese Weise 300 Flugzeugführer zu Hausknechten stempelt und schreibe Versetzungsgesuche am laufenden Band. Ein Besuch des Reichsmarschalls beim Geschwader bringt dann den Erfolg, und ich werde mit anderen zum Kampfgeschwader LG 1 versetzt. Zunächst geht alles wunderbar, wir fliegen laufend, doch als wir frontreif sind, ist wieder Dauer-Startverbot. Ich melde mich dann ab Sommer 1944 laufend zur Reichsverteidigung, in der Hoffnung, dort endlich zum Zuge zu kommen. Pleite! Selbst Versetzungsgesuche zu den Rammjägern haben keinen Erfolg, da angeblich Kampfflieger nicht zu den Jägern versetzt werden dürfen. Ich schreibe in meiner Verzweiflung — nachdem ein Brief an den Reichsmarschall vergeblich war — schließlich sogar an den Reichsführer SS. Die Beantwortung im Januar 1945 bringt mir fast ein Kriegsgerichtsverfahren ein, da man den unbequemen Hetzer wohl mundtot machen will. In der Zwischenzeit fliegen wir von Mitteldeutschland aus einige müde Einsätze an die Oder, da wird Ostern 1945 unsere Gruppe aufgelöst und ich erlebe schließlich beim Kampfgeschwader 26 in Dänemark die Kapitulation. Im Herbst werde ich dann entlassen. Meine Gefühle können Sie sich vorstellen. Das Reich bricht langsam zusammen. Ich versuche, nachdem alles nichts nützt, schließlich, gelinde gesagt, durch Ungehorsam an die Front zu kommen, aber man wird förmlich mit Gewalt gehindert, zu einer Zeit, wo selbst uralte Männer zum Volkssturm eingezogen werden.

„Ich habe mir nun nach dem Kriege ein neues Leben aufgebaut, habe geheiratet, habe zwei Kinder, habe den Maurerberuf erlernt, da mein Vater eine größere Bauunternehmung besitzt, die ich einmal übernehmen soll, und

studiere jetzt Hochbau. Im Herbst bin ich damit fertig, aber die innerliche Leere und das Gefühl, meine Pflicht einmal nicht erfüllt zu haben, bleibt und wird immer bleiben. Es verdirbt mir alle Freude an meinem Beruf."

Auch dieser Briefschreiber hofft, außerhalb Deutschlands ein sinnvolleres Dasein zu finden, und das, obwohl seine berufliche und wirtschaftliche und menschlich-familiäre Existenz klar und geordnet ist. Es muß also wohl noch etwas anderes geben, das zum vollen Leben gehört, als nur diese drei Faktoren bürgerlicher ‚Sicherheit'.

Aus der Ostzone, wo selbst diese Faktoren nirgends gewährleistet sind, klingen die Briefe anders:

„Inzwischen war mein letzter Wohnort Halle (Saale) russisch geworden. Dort saß meine Frau, im letzten Monat schwanger. Ich schlug mich bis Halle durch und mußte am nächsten Tag wieder abhauen. Im Januar 1946 gelang es mir auf Umwegen, in Halle zu bleiben. Ich wurde Schlosserumschüler. Etwa ein Jahr ging es gut. Dann wurde ein Bekannter von mir von der NKWD verhaftet und zum Spitzel gepreßt. Bevor er nach dem Westen flüchtete, denunzierte er mich. Ich sei Stuka-Leitoffizier gewesen, hätte mit Offizieren aus dem Westen Verbindung, nebenbei sei ich HJ-Führer gewesen und dergleichen mehr. An einem Himmelfahrtstag wurde ich von der NKWD abgeholt und in einem Luxuswagen in die Zentrale gefahren. Die Schilderung des Verhörs will ich mir ersparen. Nahezu zwei Jahre lang mußte ich dreimal monatlich an verschiedenen Stellen erscheinen und sollte immer wieder meine Verbindungen bekanntgeben. Etwa drei Monate hindurch konnte ich mich den Verhören entziehen, indem ich mich durch bekannte Ärzte Tbc-krank schreiben ließ. Dann ging es wieder los."

„Ich war inzwischen selbständig (Handwerksbetrieb mit 14 Mann) und errichtete 1949 im stillen nach Urlaubskundschafterreisen einen Zweigbetrieb an der Nordspitze Rügens, sechzig Meter vom Meer entfernt. Ziel: nach einiger Zeit übers Meer nach Schweden und von dort nach Brasilien zu Bekannten. Meinen Betrieb in Halle verkaufte ich. Meine Brasilienreise scheiterte, weil mich meine Bekannten im Stich ließen. Von meinem ganzen Vermögen, welches in Paketen nach drüben gegangen war, habe ich bis heute nichts erfahren.

Mitte 1950 holten mich Bekannte nach Westberlin und zeigten mir den ‚Stern' (Argentinienbericht). Ein zweites Mal konnte ich aber nicht mehr fahren. Ich wurde plötzlich wieder überwacht. Meine Belegschaft wurde vom Sicherheitsdienst unter Schweigebefehl ausgehorcht, welche Verbindungen ich nach Westdeutschland habe, ob ich im Schriftwechsel mit dem Ausland stünde, warum ich mich so nahe am Meer niedergelassen hätte usw. Im November wurde ich unterwegs, anläßlich einer Geschäftsreise ver-

haftet, zur Landeshauptstadt gebracht und vom Staatssicherheitsdienst vernommen. Später wurde ich durch die Polizei von Überwachungsaufträgen in Kenntnis gesetzt, am 8. und 9. Januar 1951 wieder vom SSD auf Rügen verhört und wieder gewarnt. Am 3. Februar stand vor meinem Betrieb ein Polizeiposten vor Gewehr. Zwei meiner engsten Mitarbeiter waren mitgefährdet und flüchteten mit mir. Alle anderen Belegschaftsmitglieder wurden festgenommen. Fünf flüchteten nur mit dem, was sie auf dem Körper hatten, nach Westberlin. Meine Frau wurde telegrafisch gewarnt und floh vier Tage nach mir von Halle. Mein fünfjähriger Junge sitzt noch in der Ostzone. Wie wir ihn herausbekommen, wissen wir noch nicht ...“

Und nach dieser Schilderung eines jahrelangen, unglaublich tapferen und trotzigen Versuchs, sich unter der kommunistischen Herrschaft trotz allem menschlich und beruflich zu behaupten, schreibt derselbe Kamerad dann weiter: „Wir haben einmal den Standpunkt vertreten, Deutschland ist erst tot, wenn der letzte Deutsche tot ist. Ging damals leicht von den Lippen. Bald wird der Zeitpunkt gekommen sein, wo wir für unser Bekenntnis stehen müssen. Ich bin kein 45er. Gehöre zur realistischen Kriegsgeneration. Bin Zweifler, aber kein Verzweifelter. Keine Ressentiments. Bin weder Kommiskopp noch Tagespolitiker. Gehöre einer xten Garnitur an, die unter dem Zwang der Verhältnisse für die erste oder zweite einspringen muß. Die Aufgabe der letzten fünf Jahre, Substanz zu erhalten, zu retten, zu pflegen und reifen zu lassen, erfährt eine Wandlung. Zum mumifizierten Zielbewußtsein muß wieder Zielstrebigkeit kommen ...“

Das ist die Stimme der Ostzone! Ein anderer erzählt: „Nach dem Kriege habe ich mit meiner Frau und sechs Mädchen im Alter von siebzehn bis vier Jahren zunächst im Vogtland gesessen und Einkäufer für den Lebensmittelgroßhandel gespielt. Wegen Differenzen mit den Kommunisten bin ich aber schon 1945 nach Stendal ausgerückt und habe mir von dort aus die Bahnhofswirtschaft Bernburg-Saale erobert. Meine Tarnung hat nicht zu lange vorgehalten, da mich Kameraden als Offizier gekannt haben, und somit war das erste Delikt falscher Angaben bei den Russen fällig. Erst ist alles gut gegangen und ich sollte in die SED eintreten. Diesen Gefallen tat ich ihnen nicht, denn in dem Fragebogen war ganz groß die militärische Laufbahn anzugeben, abgesehen davon, daß mich diese Schweine niemals in ihre Reihen bekommen hätten. Am 7. April 1948 bin ich dann ganz plötzlich wegen angeblicher Spionage für den Westen verhaftet und mein sogenanntes Restvermögen ist einschließlich Kinderkonten sofort beschlagnahmt worden. Selbstverständlich ist auch die Bahnhofswirtschaft schlagartig anderweitig vergeben worden, und ich persönlich habe Gelegenheit gehabt, die Welt aus sicherer Warte betrachten zu können. Durch einen

günstigen Zufall ist es mir gelungen, auf Grund einer Kriegsverletzung in die Nervenheilanstalt zu kommen und hier wiederum habe ich es geschafft, so krank zu werden, daß ich zur Herstellung meiner Gesundheit aus der Haft entlassen werden mußte. Innerhalb von achtundvierzig Stunden war ein Wagen organisiert, und meine ganze Familie hat mit mir erneut den Weg in die Freiheit angetreten. Ein ganz klein wenig abenteuerlich war die Angelegenheit an der Grenze, da der Iwan mich gegen nur oder erst DM 2000,— durchfahren ließ. Immerhin trotz vorheriger Vorbereitung und Genehmigung zwei Stunden in größter Unruhe unter seiner Obhut.

Der Start im Westen war sehr schwierig, da völlig verarmt und keine Kreditmöglichkeiten. Ich bin heute Staatsbeamter mit 40 DM Wochenlohn. Trotz allem bin ich sehr fleißig und verdiene mir meinen Unterhalt mit Vertretungen. Ich will hier unbedingt meine Familie sicherstellen, um drüben in Ruhe und Ordnung den Neubau vornehmen zu können. Im übrigen ist es mir ziemlich gleichgültig, in welcher Sparte ich mich dort betätigen soll, da es fast keinen Beruf gibt, den ich nicht aus der Praxis kenne. Es ist nur bedauerlich, daß solche Naturen wie ich durch des Schicksals Tücke zur offiziellen Arbeitslosigkeit verdammt sind, da das Angebot an Arbeitskräften riesig ist und ein Mann von zweiundvierzig Jahren als sage und schreibe zu alt angesehen wird. Ich werde denen schon zeigen, was 42 Jahre für ein junges Alter sein können ..."

Der will also auch raus, ebenso wie der folgende, den ich bewußt ans Ende dieses Kapitels setze, damit zum Schluß auch der Humor zu seinem Recht kommt, der gesunde, männliche Humor des schlichten deutschen Landsers:

„Deswegen schreibe ich an Herrn General mit der Bitte, mir drüben eine Arbeit besorgen zu wollen. Die Aussichten auf eine Arbeit hier sind gering. Ich bin total nüchtern. Aber weil ich lange genug Soldat war, weiß ich, daß ein kleiner Mann auch bei einem General mal Glück haben kann. Wenn es auch selten vorkommt ... Ich bin 30 Jahre alt. Bäcker, gute Zeugnisse. Kenne mich in der Landwirtschaft aus. Habe auch schon als Holzfäller gearbeitet. Bin gesund und kräftig und würde jede Arbeit annehmen. Wenn Herr General wollen, dann klappt es mit meinem Absetzen aus dem müden, uneinigen, phrasenreichen Europa. Für heute reicht es. Muß erst mal abwarten, ob mein Brief Herrn General an einem günstigen Tag erreicht hat. Das ist auch sehr wichtig. Wenn ich keine Antwort erhalte, so habe ich halt eben Pech ...

Ihnen, Herr General, erlaube ich mir, alles Gute wünschen zu dürfen. Ärgern Sie sich nicht über Herrn ... aus Bonn und wie diese Leute alle heißen. Denn sie sind halt von einer anderen Feldpostnummer. Aber diese

kleinen Beamten gehen nicht in die Geschichte ein. Ich habe nur Volksschule besucht. Aber den Heldenmut einer Eleonore Prohaska bei den Befreiungskriegen mußte jeder wissen. Auch die Tat des Pioniers Klinke im dänischen Kriege 1864 wurde uns oft genug erzählt. Wie der damalige Innen-Außenminister oder Hofmeister oder Marschall oder Zeremonienchef hieß, das wurde uns nicht gesagt... Es genügte, wenn man den Namen des Königs wußte. Leute wie Graf Bismarck sind ja nun einmalig gewesen. Und von den Heldentaten der Großen des letzten Krieges wird man den Kindern erzählen, solange Menschen auf dieser Erde wohnen. Denn das gab's auch nur einmal. In diesem Sinne muß ich nun enden, denn der Brief ist schon voll. Gesund bleiben und nicht ärgern, Herr General! Hochachtungsvoll..."

Man wird mich hoffentlich nicht überheblich schelten, wenn ich behaupte, daß in den wenigen Briefausschnitten dieses Kapitels mehr vom deutschen Wesen zu spüren ist, als in einer ganzen Sitzungsperiode der beiden Rumpfparlamente. Diese Briefe, die in ihrer Gesamtheit noch einen ganz ungehobenen Schatz von unermeßlichem Wert darstellen, sind ja in gar keiner Weise etwa mein Verdienst. Im Gegenteil, ich betrachte sie als ein wunderbares, aber unverdientes Geschenk, als ein Geschenk der großen Kameradschaft deutscher Menschen in der Welt, und als die Stimme des wirklichen Deutschland!

Kapitel IX

Tenniskampf um Maultiere

Nachdem längere Zeit kein Telegramm mehr aus Mendoza gekommen war, kehrte Frau Therese eines Tages selbst zurück und meinte, es sei noch nicht ganz sicher, ob sich unser Vorhaben überhaupt durchführen ließe. Auf jeden Fall ließe sich Endgültiges nur an Ort und Stelle besprechen und veranlassen. Sie habe einige der maßgeblichen Herren vom Club Andinista näher kennengelernt, und mit deren Hilfe würde sich wohl eine Möglichkeit finden lassen. Vor allem aber habe sie einen Mann kennengelernt, der schon zweimal auf dem Aconcagua-Gipfel oben gewesen sei, einen ehemaligen italienischen Olympia-Teilnehmer im Skispringen, namens Carneva. Der sei ehrlich begeistert davon, daß ich mit einem Bein hinauf wolle, besonders da er selber aus dem Kriege eine Armverletzung habe, und wolle gerne mit hinauf, hoffe auch, die Maultierfrage lösen zu können. Darüber hinaus sei er mir sicher sympathisch, da er bis zum Kriegsende auf deutscher Seite gekämpft habe und deswegen in Italien zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden sei. Er habe in Argentinien Zuflucht gefunden und bis jetzt beim argentinischen Heer als Bergführer und Skilehrer gearbeitet.

Mit dieser Nachricht ist unser Entschluß natürlich gefaßt. Innerhalb weniger Tage sind wir aufbruchbereit, und ich richte die Nase meines kleinen, tapferen Mercedes nach Westen, Mendoza entgegen.

Zu Frau Therese und mir soll noch ein Bekannter aus Buenos Aires stoßen, Lehner, der schon einen Versuch am Aconcagua gemacht hat und in einigen Tagen nachkommen will. In Mendoza angekommen, wende ich mich sofort an die zuständigen Heeresstellen und an den Club Andinista, die mir über Möglichkeiten und Erfordernisse einer Aconcaguabesteigung am besten Auskunft erteilen können. Und jetzt erweist es sich als vorteilhaft, daß Frau Therese schon vorgearbeitet hatte, denn allein das Ausfindigmachen der zuständigen Leute hätte uns sonst schwer aufgehalten. Die Bergsteigerei ist hier immer noch, trotz Link und allen den anderen Pionieren des Andinismus, ein verhältnismäßig unbekanntes Ding. Es gibt nur wenige Menschen, die zuverlässige Auskünfte geben können, und es vergehen zwei, drei Tage, ohne daß sich die Frage, wie wir zu Maultieren kommen,

ganz hätte lösen lassen. Für die Verwendung von Heeres-Maultieren verlangt man plötzlich eine Genehmigung von Buenos Aires. Aber bis wir die beschaffen könnten, wäre unser Urlaub längst vorbei. Darum gibt es nur eins, wir müssen versuchen, sofort privat Tiere zu erhalten.

Carneva hatte schon gesagt, daß es in Puenta de Inca, dem Ausgangspunkt der Expedition, Möglichkeiten gebe. Es gibt dort ein Hotel, Durchgangsstation für alle Reisenden, die an dieser Stelle nach Chile hinüber wollen, und zu diesem Hotel gehört ein Maultierverleiher, der seine Tiere den Hotelgästen zur Verfügung stellt. Aber diese Möglichkeit scheidet für uns der hohen Kosten wegen aus. Wir brauchen viele Tiere und für längere Zeit, und das wäre nicht zu erschwingen. Außerdem sind diese Tiere an größere Märsche und Höhenlagen nicht gewöhnt. Bis zur ‚Plaza de Mulas' am Fuße des Aconcagua kann nicht viel passieren, aber oberhalb fangen erst die eigentlichen Schwierigkeiten an. Nach einigen vergeblichen Versuchen und Überlegungen fällt dann Carneva ein, daß es in Puente de Vaca, einige Kilometer vor Puente de Inca, einige gewerbsmäßige Berggänger gäbe — ich weiß nicht, ob das hier der amtliche Ausdruck für Schmuggler ist —, die uns die Tiere vielleicht billiger zur Verfügung stellen würden. Puente de Vaca ist nicht auf Fremdenverkehr eingestellt und hat daher vernünftigere Preise. Auch sind die Tiere dort sicher anstrengendere Touren gewöhnt als die Hotel-Mulas. Kurz entschlossen besteigen wir wieder unseren kleinen Mercedes und fahren nach Puente de Vaca, Frau Therese, Löllmann, der mit mir im Flugzeugwerk arbeitet, Carneva, Vater und Sohn, und ich.

Bei Villa Vicencia passieren wir ein Quellgebiet herrlichsten Sprudelwassers, das bereits zu einem berühmten Bad hier in der Kordillere geworden ist. Und nun beginnt die große Steigung. Der Weg führt in weiten Serpentinen über 3000 Meter, senkt sich dann wieder auf 1800 und erreicht schließlich die Ortschaft Uspayata. Die starke Steigung bringt unseren Motor bei der herrschenden Hitze schnell über die zulässige Temperatur, und so müssen wir halten, um das Wasser wieder abkühlen zu lassen. Auf diese Weise wird es natürlich eine Ewigkeit dauern, bis wir die Paßhöhe von 3000 Metern erreichen. Langsam wird auch das Kühlwasser knapp, und da ich bei meinen Bergfahrten in der Nähe von Cordoba schon oft ähnliche Erfahrungen gemacht habe, kommt mir der Gedanke, es sei doch weit zweckmäßiger, einen Jeep zu fahren, als diesen kleinen Mercedes zu quälen, der ja schließlich auch nicht mehr der jüngste ist und für sein Alter seine Schuldigkeit wahrhaftig getan hat. So überlege ich mir, was ich für den Mercedes wohl noch bekommen könnte, und ob dafür ein Jeep zu haben wäre. Die Preise für Autos sind ja hierzulande ganz unverhältnismäßig

hoch, und der Erwerb eines Wagens ist daher stets ein Problem. Da die Qualität der gebrauchten Fahrzeuge infolge der Straßenverhältnisse meist nicht mehr gut ist, muß man beim Kauf schon etwas nachdenken und aufpassen. Mit solchen Gedanken füllen wir die erzwungenen Kühlpausen und ich schwärme schon von den Möglichkeiten eines Jeeps, der uns auch über die Schwierigkeiten, die wir am Passo San Francisco hatten, hinweghelfen könnte und frage Carneva, wieviel Bodenfreiheit, also Höhe des Differenzials über dem Boden, wohl der Jeep habe, da ist es gerade wieder soweit, daß das Kühlwasser kocht und wir anhalten müssen.

Wie ich aussteige, sehe ich hinter mir plötzlich einen Jeep stehen. Wenn man vom Teufel spricht... Wie der nun gerade hierher gekommen ist, weiß ich auch nicht. Da wir uns aber in Gedanken gerade so intensiv mit ihm beschäftigt haben, lege ich mich gleich darunter, um zu sehen, wieviel Bodenfreiheit er hat. Der Wagen war geschlossen, ich konnte keinen Menschen darin erkennen. Wie ich aber gerade darunter liege, schält sich einer heraus, spricht mich spanisch an und fragt, ob ich vielleicht sonst noch etwas wünsche, als unter seinen Wagen zu schauen. Ich antworte ihm, ehrlich gestanden brauchte ich Mulas, erstens den Jeep und zweitens Mulas, denn wir wollten auf den Aconcagua. Aufgrund meines mangelhaften Spanisch fragt er mich sofort, ob ich Deutscher sei, und als ich bejahe, sagt er, wenn ich Deutscher sei und Mulas brauche, könne ich die von ihm bekommen. Natürlich bin ich nun ganz Ohr, obgleich dieses Zusammentreffen hier in der Einöde mir mehr als merkwürdig vorkommt. Ich bitte den Mann um nähere Erklärung. Da stellt sich heraus, daß er Oberstleutnant der Gebirgstruppen ist, die hier stationiert sind, ebenfalls auf der Reise nach Uspayata und tatsächlich bereit, uns die erforderlichen Tragtiere zur Verfügung zu stellen. Er nennt mir auch bereitwillig seinen Namen und braust dann mit seinem Jeep in Richtung auf die Paßhöhe davon, so daß wir vor Neid erblassen. Über einige Serpentinen können wir ihm noch mit den Augen folgen und uns ausmalen, wie oft wir bis dahin noch werden halten müssen. Aber in Uspayata hoffen wir ihn dennoch zu erreichen, um ihn an sein Versprechen zu erinnern.

Endlich kommen wir nach vielen weiteren Kühlpausen auf der Paßhöhe an. In 3000 Metern Höhe ist es schon empfindlich kalt. Wir steigen aus und schauen uns um, haben einen herrlichen Blick auf die Kordillere vor uns, und dann geht es bergab durch stellenweise tiefen, lockeren Schutt, Uspayata zu. Dort fragen wir uns nach den Kasernen der Gebirgstruppen durch, um unseren Oberstleutnant Rodriguez zu erreichen. Er empfängt uns freundlich und mit leichtem Schmunzeln, denn er weiß ja, warum wir kommen, führt uns ein wenig herum und zeigt uns die Anlagen. Die Kaser-

nen machen einen ausgezeichneten Eindruck, es ist alles sehr sauber und ordentlich aufgeräumt, ich möchte fast sagen preußisch. Auch was uns der Oberstleutnant über die Ausbildung der Soldaten erzählt, ist sehr erfreulich und erinnert mich vielfach an die einstige gründliche Ausbildung bei uns in Deutschland. Anschließend an diese Besichtigung führt er uns ins Kino, wo gerade gegessen werden soll, und wir müssen selbstverständlich mithalten, was wir auch gerne annehmen. Andererseits wird es mir langsam unangenehm, daß wir noch nichts über unser eigentliches Anliegen, die Packtierfrage, gehört haben. Wir haben ja schon Puente de Vaca ausfallen lassen im Vertrauen auf die Zusage des guten Oberstleutnants hier. Inzwischen beginnen wir also zu essen und hoffen auf eine Chance, nach den Maultieren zu fragen. Nach dem Essen zeigt unser Gastgeber uns einen großen, neuen Basketballplatz, auf dem erst vor wenigen Tagen die argentinische National-Mannschaft gespielt hat, weiter die Tennisplätze, und dabei klagt er dann sein Leid, wie gerne er Tennis spiele und wie wenige Partner es hier gäbe, die wirklich gut spielen könnten. Er sei früher ein guter Spieler gewesen und habe jetzt keine Gegner mehr, um auf der Höhe zu bleiben. Hier schlüge er alle 6:0, 6:0. Das scheint mir eine günstige Gelegenheit, und ich biete ihm an, mit mir zu spielen. Wenn er mich nicht 6:0, 6:0 schlüge, dann möge er mir die erwähnten Maultiere geben. Er greift den Vorschlag lachend auf und wir verbleiben bei dieser Vereinbarung.

Daraufhin geht es mit frischem Mut nach Mendoza zurück, wieder über den Paß und von dort auf einer anderen Serpentinenstraße hinab. Die Bremsen erweisen sich leider nicht als ganz zuverlässig und das Licht ist schwach, aber schließlich kommen wir an. In Mendoza erstehe ich mir eine Tennisausrüstung, denn auf diesen Fall war ich ja nicht vorbereitet. Und dann gibt es eine ungestörte, erfrischende Nachtruhe in der Zuversicht, daß unser Unternehmen nun so gut wie gesichert sei. Morgens fahren wir wieder in Richtung Villa Vicencia. Carneva kommt diesmal nicht mit, sondern verspricht, nachzukommen. Wir wollen uns in Puente de Inca treffen. Mir macht das allerdings etwas Sorge, denn wenn wir uns verfehlen, haben wir zwar Tragtiere, aber keinen Führer, der den Weg kennt. Ich hatte schon bei unserem letzten Zusammentreffen den Eindruck, daß Carnevas Frau nicht sehr davon angetan war, daß er wieder hinauf sollte. Sie hielt wohl die zwei gelungenen Besteigungen für vollkommen ausreichend, und es fehlte nicht viel, daß sie ihre Antipathie gegen einen nochmaligen Aufstieg auf uns als die ‚Versucher' übertrug. Als er daher nun vom Nachkommen sprach, hatte ich kein gutes Gefühl, konnte aber meinen Verdacht natürlich nicht aussprechen, weil ich dann erst recht alles verdorben hätte. Ich sage

also, daß wir mit besonderer Vorsicht zu Werke und bei schlechtem Wetter natürlich überhaupt nicht gehen werden. Eigentlich kann ich mir doch wieder nicht denken, daß er überhaupt nicht erscheinen wird.

Glücklicherweise ist der Tag nicht so heiß und wir überwinden die Steigung bis zum Paß hinter Rio Vicencia besser als am Tage zuvor, wenn wir auch oft voller Verlangen an den Jeep des Oberstleutnants denken müssen, mit dem wir nicht ein einziges Mal zu halten brauchten. Bis wir in Uspayata sind, wird es wieder Nachmittag, und es dauert einige Zeit, bis wir in irgendeinem Dienstraum des Kasernements den guten Oberstleutnant Rodriguez auftreiben. Er gibt mir in seiner Wohnung Gelegenheit, mich umzuziehen, und dann geht es auf den Tennisplatz, die Maultiere zu erkämpfen. In Mendoza hatte ich jemanden getroffen, der vom Tennisspielen in großen Höhen etwas verstand und mich gleich darauf vorbereitete, daß das Spielen in 1800 Meter Höhe mit einem normalen Tenniskampf wenig zu tun hätte. Man ermüde sehr schnell, denn die geringe Sauerstoffmenge mache sich erheblich bemerkbar. Ich solle mich also nicht vorzeitig ermüden lassen, so daß ich nicht mehr in der Lage sei, einen zweiten und dritten Satz zu spielen. Aber soweit brauche ich es ja gar nicht zu treiben, ich gewinne meine Tragtiere ja schon, wenn ich nicht 6:0 verliere. Und das dürfte mir wohl selbst in 3000 Metern nicht passieren.

Ohne lange Vorrede beginnen wir mit dem Spiel. Der Oberstleutnant hat noch ein paar Bekannte mitgebracht, Offiziere, die sehen wollen, was ihr Herr und Meister mit dem armen Fremdling macht, wie er ihn über die haushohen Zäune jagen wird. Keiner von ihnen weiß, wer ich bin, und daß ich mit einer Prothese spiele. Störend ist, daß der Platz völlig im Freien liegt und dem Wind stark ausgesetzt ist. Auf alle diese Dinge muß man sich natürlich einstellen. Der Boden ist hier oben nicht so gepflegt wie auf den Club-Plätzen in Cordoba, aber ich merke doch nach den ersten Schlägen schon, daß sich eine recht ordentliche Partie wird spielen lassen. Rodriguez ist sicher zehn bis zwölf Jahre älter als ich, und mir kommen Erinnerungen an die Zeit beim Fliegerausbildungsregiment in Stangelsdorf bzw. Crailsheim, wo ich gegen den alten Oberstleutnant Schlag spielte, der ja unser Vater hätte sein können, und wo ich immer versuchte, meine Vorteile in bezug auf Jugend und Schnelligkeit auszunützen. Aber es gelang mir selten, den Alten zu besiegen, weil er so sicher war und einen so harten Schlag hatte. Ich sagte mir nun, wenn ich Pech hätte, könnte mir hier oben in Uspayata das gleiche passieren, denn Rodriguez würde bald merken, daß ich nicht alzu schnell laufen könne, und seine Bälle dementsprechend lenken.

Aber dann ließ sich das Spiel doch wesentlich besser an, als ich mir das vorgestellt hatte, und es dauerte gar nicht so lange, da hatte ich den ersten

Satz mit 6:3 gewonnen. Damit war die Maultierfrage also schon gelöst, und es fragte sich nur noch, ob es gelingen würde, auch den zweiten Satz zu gewinnen und damit das ganze Spiel für mich zu entscheiden. Ich spielte im zweiten Satz zunächst etwas weniger konzentriert, auf Grund des Erfolges im ersten, und als ich dann aufholen wollte, machten sich doch gewisse Ermüdungserscheinungen bemerkbar. Dazu kam das nun konzentrierte Kämpfen meines Partners um jeden Punkt, der natürlich den zweiten Satz nicht verlieren wollte, weil damit das Spiel entschieden gewesen wäre. Es war daher durchaus verdient, daß er den zweiten Satz mit 6:4 für sich gewann. Nun kam also alles darauf an, was im dritten Satz geschehen würde. Würden die Routine des Alten und seine Gewöhnung an die Höhenlage den Ausschlag geben oder würden Angriffsgeist und zähes Kämpfen von meiner Seite entscheiden? So kämpften wir beide verbissen Punkt um Punkt, und ich lief auch den aussichtslos scheinenden Bällen nach. Der Satz zog sich über knappe dreiviertel Stunden hin und das Ergebnis hieß am Ende 6:3 für mich. Es waren also nicht nur die Maultiere gewonnen, sondern auch der Tenniskampf für mich persönlich.

Mein Partner hätte sich das natürlich nicht träumen lassen. Ich hoffte nur, daß er seine Niederlage nicht tragisch nähme, denn es gab hier oben wenig gute Leute, mit denen er sich selber hätte in Form halten können, vielmehr stand er weit und breit allein auf weiter Flur und nun war eben jemand gekommen, der auch etwas Tennis spielen konnte. Im ersten Augenblick machte er ein recht ernstes Gesicht. So ganz recht war es ihm natürlich nicht, zumal ja ein großer Teil seiner jungen Offiziere zugesehen hatte, die ihn im Tennis für absolut unbesiegbar hielten. Aber diese erste Verstimmung legte sich bald, er wurde wieder gesprächig und führte uns in sein Haus. Ich sollte gleich duschen, was ich natürlich sehr gerne tat, denn trotz der Kühle hier oben war ich natürlich in Schweiß geraten, und ein Bad konnte mir nur angenehm sein. Als ich im Badezimmer war, fiel dem Oberstleutnant ein, daß er vergessen hatte, mir ein Handtuch bereitzulegen. Ich stand indessen schon unter der Dusche, und als er hereinkam, sah er also, daß ich wie ein Klapperstorch auf einem Bein stand und daneben, an der Wand, die Prothese. Da war er doch recht betroffen, und einige Unmutsfalten zogen sich über sein Gesicht. Es ging ihm begreiflicherweise gegen die Ehre, daß ihn ein einbeiniger Mann geschlagen hatte. Er zog sich schnell zurück und saß dann mit seinen Offizieren im Kasino und erzählte ihnen, was er gesehen hatte. Und da ist wohl einer der jüngeren Offiziere stutzig geworden und hat geäußert, es müsse sich wohl um den Flieger handeln, der seit 1948 im Lande sei, nur ein Bein hätte und von dem schon bekannt wäre, daß er gelegentlich Berge bestiege, bzw. trotz der Verwundung noch

Sport treibe. Als ich dann aus dem Bad heraus kam und wieder in den Kreis der Offiziere trat, war das Geheimnis also ziemlich gelüftet, und wir neckten den Oberstleutnant ein wenig, aber selbstverständlich im Rahmen des gebotenen Taktes. Das lag ja auch in unserem Interesse, denn wir waren ganz und gar auf sein Wohlwollen angewiesen. So wie die Stimmung, in der wir ihn verließen, würde auch die Unterstützung während der nächsten Tage ausfallen. Alle militärischen Dienststellen im Umkreis unterstanden ihm, auch die Garnison in Puente de Inca, deren Unterstützung für uns von besonderer Wichtigkeit war.

Als wir beim Abendessen saßen, schrieb Rodriguez eine Bescheinigung aus für den derzeitigen Kommandeur von Puente de Inca, einen Leutnant, der nur mit einem kleinen Kommando oben lag, alles andere war wohl auf Urlaub, er solle alles dafür tun, uns unsere Expedition zu erleichtern. Angefangen bei den Maultieren über Zelt bis zu Bekleidungs- und Spezialausrüstungsgegenständen sollte uns in jeder Form geholfen werden, so daß die Expedition gelingen konnte. Eine Einschränkung wurde gemacht: Die Maultiere sollten nicht über ‚Plaza de Mulas' hinaus mitgenommen werden, weil man fürchtete, daß weiter oben etwas passieren könnte. Die Soldaten waren ja auch schließlich nicht versichert, jedenfalls nicht für derartige Unternehmungen, auch hätte man es schlecht als Ausübung ihres Dienstes bezeichnen können, wenn sie uns begleiteten. Darum wurden wir also gebeten, die Tiere nur bis 5000 Meter Höhe mitzunehmen — ‚Plaza de Mulas' liegt auf 4200 Meter —, um Schwierigkeiten zu vermeiden. Natürlich versprachen wir das, besonders, da wir die Verhältnisse am Aconcagua noch nicht kannten und noch nicht wußten, welche unschätzbaren Dienste uns die Tragtiere auch weiter oben noch geleistet hätten. Als dann am nächsten Tage Carneva kam und wieder sein altes Haus bezog, in dem wir ja schon einmal übernachtet hatten, erklärte er uns sofort, welch ein leichtsinniges Versprechen wir da abgegeben hätten. Da half also nur, noch einmal nach Uspayata zurückzukehren und anzufragen, ob wir uns an diese Höhenbeschränkung unbedingt halten müßten oder die Tiere eventuell doch weiter mitnehmen könnten. Schließlich wurde uns das zugestanden, und zur Nacht waren wir dann in ‚Puente de Inca', dem Ausgangspunkt aller Aconcaguabesteigungen.

Kapitel X

Am Aconcagua

An dem Morgen, an dem wir von Puente de Inca aufbrechen wollen, dauert es lange, bis die Maultiere, die wir uns so redlich erkämpft hatten, zusammengetrieben und tatsächlich zur Stelle sind. Wir sprechen eingehend mit dem Begleitpersonal, und bis wir uns dann aus der Kammer die zweckentsprechenden Ausrüstungsgegenstände herausgesucht haben, ist es schon Mittag. Bis zur ‚Plaza de Mulas' haben wir dreizehn Stunden Marsch und befürchten, daß wir in die Dunkelheit geraten, bevor wir unsere Zelte aufgeschlagen haben. Auch kochen müssen wir noch, und das alles ist bei Tageslicht natürlich wesentlich besser zu bewerkstelligen. Aber trotz dieser Überlegungen wird es doch früher Nachmittag, bis wir loskommen. Neugierige Reisende aus Mendoza stehen am Wege und bestaunen uns in unserer Vermummung, denn wir haben die meisten unserer Sachen schon angezogen, um das Gepäck zu entlasten. In bunter Tracht geht es auf dem Rücken der Tiere in Richtung auf das Horcones-Tal zu, zunächst auf der Straße, die nach Rascuelas führt, dann geht es rechts ab in das Horconestal hinein, ein schmales Tal, in dem uns der gleichnamige Fluß entgegenpoltert. Wir reiten an einer kleinen Lagune mit eiskaltem Wasser vorbei, auf schmalem Pfad, nicht selten hart am Abgrund entlang. Aber man merkt es den Maultieren an, daß sie hier schon oft gegangen sind. Mit schlafwandlerischer Sicherheit setzen sie den Hinterhuf genau in die Spur des Vorderhufes. Zweimal müssen wir durch den Horconesfluß hindurchschreiten, was den Tieren weniger angenehm ist, denn das eisige Wasser reicht ihnen bis zum Bauch. Oft müssen wir sogar die Beine anheben, denn wenn wir sie in den Steigbügeln ließen, würde es ein Fußbad geben. Jeder führt noch ein zweites Maultier, das mit Gepäck beladen ist, am Zügel hinter sich her. Beim Durchqueren der zweiten Furt bleibt mein Packtier plötzlich stehen, das andere Tier, auf dem ich sitze, aber geht plötzlich weiter, und ehe ich mich versehe, krampfhaft die Zügel des Packtieres festhaltend, um es ja nicht zu verlieren, gibt es einen Ruck, und ich liege drinnen. Ich habe mir zwar nicht sonderlich weh getan, aber das Wasser ist, wie gesagt, eiskalt, und ich bin heilfroh, als ich mich endlich wieder herausgearbeitet habe. Diese Eselei gibt mir zu denken,

und ich nehme mir vor, das Tier zukünftig psychologisch richtiger zu behandeln.

So geht es bergauf und bergab, manchmal durch tief eingeschnittene Schluchten, manchmal an ganz schmalen Graten entlang. Man erkennt überall die Spuren von Maultieren, und wir wissen damit, daß wir auf dem richtigen Wege sind. Bald wird der Ausblick landschaftlich interessanter und abwechslungsreicher. Wir können den Cuerno, das Horn, ausmachen, nun muß auch bald der Horconesgletscher kommen, und von da kann es dann auch nicht mehr allzuweit bis zur ‚Plaza de Mulas' sein. Langsam sinkt die Sonne hinter die Berge, und es wird hohe Zeit, daß wir ans Ziel gelangen. Am alten Maultierplatz angekommen, erkennen wir gleich die charakteristischen, vereinzelt stehenden Felsen, die Thomas Kopp in seinem Buch so genau beschrieben hat, den ‚Küchenfelsen' und die kleine Steingruppe, wo früher die Wohnzelte aufgeschlagen wurden. Die späteren Expeditionen aber haben den ganzen Rastplatz weiter am Berg hinaufverlegt, und so müssen wir doch noch von der alten ‚Plaza de Mulas' zur neuen reiten. In Serpentinen geht es durch Schutt und Geröll nach oben. Da der Schotter sehr weich ist, rutschen sogar die Tiere, die sonst absolut sicher gehen, ab und zu aus und treten zurück. Infolgedessen steigen wir ab, denn das Abrutschen ist auf dem Eselsrücken kein Spaß und für die Tiere natürlich auch eine Quälerei. Wir führen sie am Zügel hinauf.

Voraus geht Carneva mit Sohn, dann folgt Löllmann, und den Schluß bilden Frau Therese und ich. Wir haben vielleicht fünfzig bis sechzig Meter Abstand und zehn Meter Höhenunterschied zu den anderen. Mit einem Male höre ich einen erschreckten Ruf, und da stürzt von oben eines der Maultiere herab und reißt noch ein zweites mit sich. Sie überschlagen sich, stürzen ganz dicht an uns vorbei. Schon habe ich Angst, daß sie auch mein Tier mit sich reißen. Es geht um Haaresbreite daran vorüber, und wir stehen und sehen voller Entsetzen den Tieren nach, die sich immer wieder überschlagend den ganzen Abhang hinunterstürzen. Wir glauben nicht, daß eines von ihnen mit dem Leben davonkommt. Das Gepäck hat sich losgerissen und klirrt neben den Tieren hinab. Ich sehe im Geiste die Thermosflaschen zerschlagen und das Gepäck verloren. Dann hat der Sturz ein Ende.

Wir sehen die Tiere unten bewegungslos liegen. Carneva läuft hinab, sein Sohn mit ihm. Wir sind ihnen von Herzen dankbar dafür, denn es wäre bitter genug gewesen, die einmal gewonnene Höhe noch einmal wieder neu erklimmen zu müssen. Unten bemühen sich die beiden, die abgestürzten Tiere wieder auf die Beine zu stellen. Ich wundere mich, daß überhaupt noch Leben in ihnen ist. Die Beladung ist natürlich größtenteils verloren. Das eine Tier trug getrocknetes Heu, das völlig zerstreut und nicht mehr

zu gebrauchen ist. Das war das Futter für die anderen. Was sollen wir nun mit den Maultieren machen, wenn wir kein Futter mehr für sie haben? Das andere Tier, das völlig zerschlagen aussieht, hatte Rucksäcke getragen, in denen Fotoapparate und Thermosflaschen lagen. Die Flaschen sind hin, die Apparate leicht zerdrückt, gehen aber noch. Carneva bemüht sich immer noch um die Tiere. Er meint, wir müßten sie unbedingt mitnehmen, wir brauchten sie als Reservetiere. Er reißt und zerrt an ihnen herum, aber sie wollen nicht mehr. Sogar am Schwanz zieht er die armen Tiere hoch, und — sollte man es für möglich halten — nach einiger Zeit ist sein Bemühen von Erfolg gekrönt. Aber es bleibt ein Teilerfolg, denn die Esel sind nicht mehr zu bewegen, den Hang wieder hinaufzulaufen. Der Schreck sitzt ihnen noch zu tief in den Knochen. Störrisch, wie es Eselart ist, bleiben sie stehen und machen durch ihr Verhalten langsam auch die anderen Tiere kopfscheu und unruhig. Wir müssen uns deshalb auf die Beine machen. Kaum wenden wir uns von den gestürzten Tieren ab, heidi, sind sie schon dahin, das Horconestal entlang, keiner von uns wird sie mehr erreichen. So ist das Problem also sehr schnell gelöst, und wir wissen, daß wir so oder so ohne sie auskommen müssen.

Das Futter ist, wie schon gesagt, in alle Winde zerstreut, im Rucksack ist einiges kaputt, er wird bei einem anderen Maultier mit aufgeladen, und weiter gehts, dem neuen Maultierplatz entgegen. Natürlich führen wir die Tiere auch weiterhin an der Leine, denn jetzt in der Dämmerung ist die Gefahr des Abstürzens doppelt so groß, und wir laufen lieber zu Fuß. Nach einstündigem Anstieg etwa, es ist inzwischen dunkel geworden, erkennen wir größere Steinhaufen und Eisbildungen, wie sie in den Berichten unserer Vorgänger beschrieben wurden, die sogenannten Pentitentes, mehrere Meter hoch. Hier muß also der Küchenfelsen sein, der ‚neue' Küchenfelsen, in dessem Windschutz gekocht und gezeltet zu werden pflegt. Carneva weist uns ein, und wir beginnen, die Maultiere abzuladen. Dann werden die geeignetste Feuerstelle und der beste Platz für die Zelte ausgemacht, mit deren Aufbau wir auch gleich beginnen. Es wird eine Stunde angespannter Arbeit, die uns nach dem dreizehnstündigen Ritt nicht gerade leicht wird. Endlich sind die Tiere versorgt, die Zelte stehen, das Feuer brennt und das Teewasser wird warm. Wer nicht gerade dringend gebraucht wird, liegt im Zelt und freut sich, daß die erste Etappe geschafft ist. Ursprünglich wollten wir gleich in dieser ersten Nacht weiter, um das Mondlicht auszunützen. Aber so gut ist uns nun doch nicht zumute. Auch sind wir zu spät angekommen und müssen den Maultieren Ruhe gönnen, bevor sie weiter mit uns über die ‚ninos de condores', die Kondorfelsen, zur Hütte Plantamura steigen können. Wir bleiben also vorläufig auf der plaza de mulas und

schauen uns am nächsten Morgen die nähere Umgebung an, vor allem die Penitentes, die gewaltigen Eisbildungen. Und schon bei diesen wenigen Schritten in 4400 Meter Höhe merken wir, daß diese nicht ohne Einwirkung auf den menschlichen Organismus bleibt. Abends bereiten wir dann alles für den Aufbruch vor, aber das Einfangen der Maultiere dauert auch wieder länger als vorgesehen, und wir kommen erst verhältnismäßig spät fort. Zunächst sitzen wir alle hoch zu Roß, aber bald kommen schwierige Stellen, steile, lockere Geröllhalden, ähnlich der zwischen dem alten und neuen Maultierplatz, an dem wir am letzten Abend so schlechte Erfahrungen gemacht haben, und wir steigen wieder ab. Nach einigen Stunden nähern wir uns so dem Kondorfelsen, an dem schon frühere Expeditionen gerastet haben. Wir sehen noch einige Blechschachteln herumliegen und andere Reste, wollen aber selber heute noch weiter, bis zur Hütte Plantamura in 6200 Meter Höhe. Darum rasten wir hier nur kurze Zeit. Bei 5800 Meter entsteht noch einmal eine kurze Pause, als Carnevas Junge, der bisher mitgeritten war, und der am Tage zuvor schon beim Einfangen der Mulas einen kleinen Herzanfall bekommen hatte, nicht weiterkann und umdrehen muß. Zu seiner Begleitung muß schweren Herzens auch Frau Therese kehrt machen, die von uns allen die höhenfesteste ist. Für den weiteren Aufstieg bleiben also nur noch Carneva, unser ungarischer Kunstmaler, der zugleich auch Maultier-Sachverständiger ist, Lehrer aus Buenos Aires, Löllmann aus Cordoba und ich.

Während der Tag sich seinem Ende zuneigt, erwarten wir, hinter jedem Felsen, endlich die Hütte Plantamura auftauchen zu sehen. Carneva hat uns erzählt, daß sie ihren Namen von dem ersten argentinischen Offizier erhalten hat, der den Aconcagua bestieg. Schließlich entdecken wir sie dann auch, sehen vor uns einen dreieckigen Giebel mit einem kleinen Türchen darin, das nicht höher ist, als 60 bis 70 cm über dem Erdboden, und in das man nur hineinkriechen kann, ähnlich wie in eine Hundehütte. Die Grundfläche mißt vielleicht 2,50 mal 1,80 Meter. Wie wir hineinschauen, liegt etwas Schnee drinnen, den wir erst hinausschaffen müssen. Auch ist es schon empfindlich frisch, 10 bis 15 Grad unter Null, auch in der Hütte, die eben lediglich Windschutz bietet, ohne den ein Übernachten hier oben unmöglich wäre. Wie die Tiere die Nacht verbringen sollen, ist schon ein Problem, und wir überlegen gerade, wieviele Decken wir ihnen abgeben müssen, damit sie keinen Schaden nehmen. Wir laden also ab, decken sie einigermaßen zu und kriechen in die Hütte hinein. Nachdem erst einmal der Kocher brennt, wird es da drinnen doch ganz gemütlich, vor allem im Vergleich zu der ungastlichen Umgebung draußen. Bis der Tee genießbar wird, dauert es aber geraume Zeit. Denn das Wasser kocht bereits bei 70 Grad. Füllt

man es in die kleinen Becher, so ist es im Nu wieder kalt, und man hat kaum das Gefühl, etwas getrunken zu haben. Wir essen und trinken kräftig. Der einzige, der sich einige Zurückhaltung auferlegt, ist Carneva, der sich unten reichlich an Fleisch und Cognac gütlich getan hat und daher jetzt noch keinen großen Appetit hat. Auch bei uns ist übrigens der Durst stärker als der Hunger.

Schließlich erweist sich der Raum in der Hütte aber doch als zu eng, und wir müssen wohl oder übel daneben noch ein Zelt aufschlagen, im Windschatten der Hütte, direkt an diese angelehnt. Löllmann und Lehner schlafen dann im Zelt, der ungarische Kunstmaler, Carneva und ich in der Hütte. Es ist auch so noch nicht allzu bequem. Wenn einer sich umdreht, dreht sich der andere am besten gleich mit um. Aber die Enge hat auch ihren Vorteil. Man empfindet die Kälte nicht so stark. An wirklichen Schlaf ist allerdings sowieso kaum zu denken. Der mangelnde Sauerstoff macht Beschwerden, und vor allem Lehner macht uns Sorgen. Er bekommt wohl schlecht Luft, und sein Luftschnappen gleicht dem Röhren eines Hirsches. Jeder Atemzug macht eine so laute Musik, daß man es draußen und auch bei uns in der Hütte noch hört. Aber mit den Kopfschmerzen, die diese Höhe verursacht, wäre auch ohne Lehners Röhren nicht zu schlafen.

Die Gedanken kreisen um den morgigen Tag, um das Wetter, das glücklicherweise noch anzuhalten scheint, und um all das, was wir über den Aconcagua gelesen haben, die Geschichte der einzelnen Expeditionen, der geglückten und der nicht geglückten, der Männer, die für immer hier am Berge blieben. Das alles geht uns hier in 6200 Metern Höhe durch den Kopf, während wir auf dem Rücken liegen und Zeit genug zum Denken haben. Langsam vergeht die Nacht. Gegen morgen höre ich, wie sich Carneva mit dem ungarischen Maler, der ein- oder zweimal draußen war, unterhält, auf spanisch. Ich verstehe zwar nicht alles, aber das Wesentliche schon. Der Ungar rät also Carneva, nicht mit hinaufzugehen. Es wäre zu kalt und zu stürmisch, und man solle doch lieber umkehren. Ich wundere mich nicht sehr darüber, denn der gute Ungar ist schon einmal bis auf 6000 m gestiegen und dann wieder umgekehrt. Aber daß er nun Carneva überreden will, ebenfalls nicht weiterzugehen, finde ich unschön. Zu meinem Schrecken bemerke ich auch bald, daß seine Argumente bei Carneva auf guten Boden fallen, und dieser mehr oder weniger einwilligt, umzukehren, unter den gleichen Gründen übrigens, es wäre zu kalt und zu stürmisch, und er hätte keine Lust, hier oben mit diesem ‚loco aleman‘, mit diesem verrückten Deutschen, vielleicht bei 40 Grad Kälte und hundert Stundenkilometer Wind zu sterben oder irgendwo hinabgeschleudert

zu werden. Ich schalte mich absichtlich nicht in das Gespräch ein, denn ich hoffe noch immer, am Morgen, wenn die Dinge erfahrungsgemäß wesentlich hoffnungsvoller aussehen, Carneva wieder umzustimmen. Aber leider erweist sich diese Hoffnung als trügerisch. Er steht sehr spät auf, und da er selbst ursprünglich gesagt hatte, wir wollten früh um sieben Uhr schon aufbrechen, merke ich nun, daß er fest entschlossen ist, umzukehren. Es geht ihm auch nicht gut — es läßt sich ja nie voraussagen, wie sich bei jedem einzelnen die Höhe auswirkt —, und so ist es sinnlos, noch irgendwelche Überredungsversuche zu machen.

Inzwischen ist es sehr spät geworden, bei den Maultieren zeigen sich doch einige Erfrierungen, natürlich alles Gründe für Carneva, möglichst schnell abzusteigen. Als ich ihm dann sage, daß ich hierher gekommen sei, um den Aconcagua zu besteigen und auf jeden Fall weitergehen würde, entgegnet er, er würde auf jeden Fall sofort absteigen, und zwar mit den Maultieren, der Kunstmaler ebenfalls, Löllmann sei höhenkrank und müsse daher auch mit, und wir sollten von unserem Vorhaben Abstand nehmen. Ich sage ihm in zwei oder drei sehr deutlichen Sätzen, was ich von seinem Vorhaben denke, natürlich mit dem Erfolg, daß er nun erst recht verärgert ist. Wortlos sattelt er die Maultiere, lädt das Gerät auf und bricht innerhalb einer Stunde mit dem ungarischen Maler und Löllmann auf, der tatsächlich so höhenkrank ist, daß er nach unten muß. Es bleibt also jetzt nur noch Lehner bei mir, der die Nacht über so nach Luft gerungen hat. Wir sind nach wie vor fest entschlossen, hinaufzugehen, nachdem wir schon einmal hier sind. Allerdings ist es für heute zu spät, und wir bleiben einen Tag in der Hütte, um am nächsten Morgen früh um sieben loszugehen. Da es uns nicht besonders wohl zumute ist, bleiben wir zunächst liegen und dämmern vor uns hin. Glücklicherweise hat bei Lehner das Röhren etwas nachgelassen. Eine gewisse Müdigkeit und Gleichgültigkeit will mich überkommen, und ich krieche deshalb zum Türchen und denke, es sei ganz gut, einmal hinauszugehen und nach dem Wetter zu sehen, auch hundert Meter zu laufen, um zu sehen, ob ich noch laufen kann. Aber dann sagt mir wieder eine andere Stimme, das sei gar nicht nötig, das könne ich auch später noch machen und ich bliebe besser erst nochmal liegen. So geht es den ganzen Tag. Zwischendurch machen wir wieder den Kocher flott und bereiten uns etwas warmen Tee. Erst am Abend entschließen wir uns endlich, ein Stück zu gehen, und klettern an hundert Meter aufwärts. Es geht zwar nicht gerade leicht, aber wir merken doch, daß wir uns schon ein ganz klein wenig akklimatisiert haben und für den Gipfelaufstieg doch noch einige Kräfte zur Verfügung haben. Nachts liegen wir dann wieder in der Hütte und machen uns Sorge, daß wir den Zeitpunkt unseres Aufbruchs verschlafen

könnten. Dazu ist aber der Schlaf nicht fest genug, wenn man ihn überhaupt als Schlaf bezeichnen will.

Einigermaßen ausgeruht verlassen wir früh um sieben die Hütte. Es ist zwar sehr stürmisch, aber der Himmel ist blau und wolkenlos. Zwischen großen und kleinen Felsbrocken geht es hinauf. Hier und da verraten Spuren, daß wohl schon einmal Maultiere bis zu dieser Höhe vorgedrungen sind. Und wieder müssen wir endlos anmutende Schotterhalden im Zickzack durchsteigen, und dabei fällt mir ein, daß wir Carneva ja wenigstens hätten fragen müssen, ob es weiter oben ein richtiges Wegmerkmal gibt oder ob man sich verlaufen kann. Das ist nun zu spät, und ich hoffe, daß irgendwelche Spuren den Weg anzeigen werden, auf dem es nach oben geht. Nur eines weiß ich, daß in 6800 m Höhe ein zigarrenförmiger Stein kommen muß, der Martinezfelsen, piedra martinez genannt. Aus den Berichten früherer Bergexpeditionen weiß ich auch, daß diese in der Höhe, in der wir jetzt angelangt sind, oft nur noch fünf bis sieben Schritt hintereinander gemacht haben und dann erst einmal stehengeblieben sind. Und darum bin ich mit Lehners und meiner Leistung ganz zufrieden, denn wir schaffen jetzt immer noch dreißig Schritt hintereinander. Dann holen wir etwas Luft und gehen wieder dreißig Schritt. So kommen wir doch noch verhältnismäßig schnell vorwärts. Der Wind hat leider nicht nachgelassen, aber glücklicherweise keine Wolken mitgebracht. Ab und zu schauen wir uns um nach der Pazifikseite, weil wir wissen, daß ein plötzlicher Wettersturz, der von dort jederzeit kommen kann, das Ende unserer Expedition bedeuten würde und schon oft Bergkameraden hier oben zum tödlichen Verhängnis wurde. Die Kälte macht uns ganz erheblich zu schaffen. Nach fünf Stunden etwa haben wir dann den Piedra Martinez tatsächlich vor uns.

Soweit sind wir also richtig gegangen. Hier aber führt uns mangelnde Information zu einem entscheidenden Fehler. Anstatt hinter dem Martinez-Felsen die große Schutthalde zu kreuzen, steige ich schon unmittelbar vor ihm auf. Es geht an einer steilen Felswand entlang. Wir steigen weiter und müßten nun schon längst in der canaleta, dem Einstieg zum Gipfel, sein. Statt dessen kommen wir nun, am zeitigen Nachmittag, an eine Stelle, von der es nach links steil abfällt und weiterhin ein leicht vereistes Schneefeld mit erheblicher Neigung zu überwinden ist, was ohne Steigeisen nicht möglich sein wird. Außerdem fegt der Sturm mit solcher Gewalt darüber hin, daß er uns ohne weiteres mitreißen würde. Ich komme gar nicht auf den Gedanken, daß wir falsch gegangen sein könnten, sondern ich schiebe es auf die fortgeschrittene Jahreszeit. Wir sind nun über 6900 m hoch und machen mehrere Versuche, diese schwierigen Stellen an dem Felsen rechter Hand entlang zu umgehen, vorbeizuklettern oder hindurchzusteigen. Ver-

geblich. Ich sehe schließlich keine Möglichkeit mehr, dort einen Weg nach oben zu finden, und gebe mir selber die Schuld daran, weil ich immer noch der Meinung bin, die Jahreszeit sei eben schon zu weit voraus, und immer noch nicht darauf komme, daß wir uns lediglich infolge mangelnder Information vom Martinez-Felsen aus verlaufen haben. Nach vierstündigen Versuchen und nachdem Lehner bereits einmal auf dem Eis abgerutscht ist und sich nur durch einen Glücksfall wieder fangen konnte, müssen wir schweren Herzens aufgeben.

Es ist inzwischen schon 4.30 Uhr nachmittags geworden, und ich weiß, daß es höchste Zeit ist, nach unten zu gehen, wenn wir noch plaza de mulas erreichen wollen. Lehner hat es aber immer noch nicht aufgegeben. Er will noch oben bleiben und versuchen, doch noch einen Weg zu finden auf den Gipfel hinauf. Es ist ja auch zum Verrücktwerden, daß wir so dicht vor dem Ziel aufgeben müssen. Ich kann Lehner nur zu gut verstehen, weiß aber auch, was ich mir selber zumuten darf und was nicht, mache mich daher allein auf den Rückweg und schaue mir nur noch aus der Entfernung an, in welcher Richtung Lehner seinen nächsten Versuch unternimmt. Nachdem ich etwa 50 Meter abgestiegen bin, drehe ich mich noch einmal um und sehe, daß sich Lehner gesetzt und den Fotoapparat aus dem Rucksack genommen hat. Er will also diese unglückselige Stelle, an der wir so viel Zeit und Mühe angewendet haben, im Bilde festhalten, bevor er weitergeht. Da ich mir nun Zeit lassen kann, setze ich mich einen Augenblick hin, um zu Atem zu kommen. Bevor ich dann wieder aufbreche, schaue ich mich noch einmal um, was Lehner wohl inzwischen unternommen hat, und siehe da, er sitzt noch an der gleichen Stelle, der Kopf hängt etwas nach vornüber, er scheint eingeschlafen zu sein. Das ist in dieser Höhe und unter diesen Umständen natürlich das Letzte, was einem passieren darf, da man aus diesem Schlaf nicht mehr erwacht, jedenfalls nicht in dieser Welt. Lehner droht das Schicksal so manches Bergkameraden, der hier am Aconcagua geblieben ist. Unsere stundenlangen Versuche, das vereiste Schneefeld zu überwinden oder zu umgehen, haben eben doch eine Menge Kraft gekostet, und das macht sich nun auch bei ihm bemerkbar.

Ich steige also wieder bis zu ihm hinauf, rüttele ihn, er wacht davon nicht auf. Ich schlage ihn etwas mit der Hand auf den Kopf. Unwillkürlich will er zurückschlagen, fährt auf und fragt böse: „Warum schlagen Sie mich?“ Ich sage ihm: „Sie haben geschlafen!“ In dem Augenblick ist er schon wieder weg. Ich ziehe ihn am Bein, daß er etwas unsanft von seinem Sitz herunterfällt. Damit kommt er endgültig wieder zu sich, und ich rede ihm gut zu, daß es mittlerweile auch für ihn zu spät geworden ist und wir nun zusammen absteigen wollen. Vielleicht ergibt sich in den nächsten Tagen

noch einmal eine Gelegenheit zu einem neuen Versuch. Aber für heute wollen wir es lieber aufgeben. Lehner sieht das ein und schließt sich mir an. Wir gehen durch die große Schotterhalde, eine Riesenhalde, sie mag fünf oder sechs Kilometer lang sein, nach unten. Die Steinbrocken sind mal größer, mal kleiner bis hinunter zum Geröll, manchmal kugeln sie vor uns her, dann wieder sinken wir ein, und so geht es hinunter, immer weiter hinunter. Vorne, weit voraus, sehen wir den Manzofelsen liegen. Darunter muß dann die plaza de mulas kommen, die wir doch möglichst vor Einbruch der Dunkelheit erreichen wollen und wo die anderen auf uns warten, die sich bestimmt schon Gedanken machen. Also weiter bergab! Daß wir noch frisch wären, kann man sicher nicht behaupten. Dafür sind wir ja schon den ganzen Tag auf den Beinen, gelaufen, marschiert, geklettert. Darum legen wir ab und zu eine Pause ein, setzen uns auf einen Stein und ruhen ein wenig aus. So, abwechselnd sitzend und laufend, geht es einige Stunden lang, bis wir in der schon beginnenden Dämmerung in der Höhe des Manzofelsen einige Gestalten sehen und, näher herangekommen, Carneva und Frau Therese erkennen, die uns entgegengekommen sind und Sorge um uns hatten, da sie den ganzen Tag versucht haben, mit dem Fernglas unseren Weg zu verfolgen. Sie hatten uns dann nicht mehr gesehen, weil wir eben beim Martinezfelsen nicht an diesem vorbeigingen und sie annehmen mußten, daß uns etwas zugestoßen war. Es war übrigens Freitag, der 13., und das mag bei Carnevas Befürchtungen auch eine gewisse Rolle gespielt haben. Man kann sich seine Freude ausmalen, als wir nun leibhaftig vor ihm stehen, trotz Freitag, trotz 13. Als wir dann erklärten, daß wir den Weg nicht gefunden hatten, gab er sofort zu, daß er vergessen habe, zu sagen, daß wir den Martinezfelsen umgehen und hinter ihm aufsteigen müßten. Wir wollten am nächsten Tag wieder hoch, aber Carneva teilt uns nun mit, ein Teil der Maultiere sei während der Nacht fortgelaufen und der ungarische Kuntsmaler sei hinuntergesandt worden, um erst wieder neue Tiere zu holen. Wenn er mit diesen ankäme, müßten wir nach Hause, weil wir kein Futter mehr hätten. Außerdem sähe es nach schlechtem Wetter aus.

So steigen wir mit sehr gemischten Gefühlen weiter ab, einerseits froh, daß wir wieder da sind, andererseits aber unzufrieden, weil wir den Gipfel diesmal nicht mehr schaffen sollen und den Ansturm nicht noch einmal versuchen können. Der Dämmerung folgt nun sehr schnell die Dunkelheit, aber da der Pfad hier weiter unten schon etwas ausgetreten ist und Carneva die Gegend gut kennt, besteht keine Gefahr mehr. Als wir dann die plaza de mulas erreichen, steht schon Tee für uns bereit. Und wir sind froh, als wir kurze Zeit darauf wieder im Zelt liegen. Wenn auch draußen der Sturm tobt und es in der Zeltleinwand knistert und knattert, als wolle es das Zelt

umreißen, so ist es doch ein wunderbares Gefühl, in ihm geborgen zu liegen.

Erst am nächsten Tage kommt dann der Ungar mit den Ersatzmaultieren wieder, die er nur gegen das Versprechen eines ansehnlichen Geschenkes erhalten hat. Er bringt aber kein Futter mit, und damit ist also ein nochmaliger Versuch, den Aconcagua zu bezwingen, für diesmal endgültig gescheitert. Auch das Wetter ist nun tatsächlich umgeschlagen, und wir müssen schweren Herzens das Horconestal mit seinen vielfältigen herrlichen Farben verlassen und zurück nach Puente de Inca reiten. Unterwegs bekommen wir eine Ahnung von den unerschlossenen Reichtümern dieser Gebirgszüge. Das Gestein spielt in schwarzen Tönen, die auf Kohle schließen lassen, dann wieder in roten, gleich daneben in weißen Farbtönungen, die dem Geologen verraten, was für Schätze sich hier anbieten, die aber aus verkehrstechnischen Gründen für lange Zeit nicht werden erschlossen werden können. In Puente de Inca liefern wir dann unsere Maultiere und alles Gerät, das wir von den Soldaten erhalten haben, wieder ab.

Diese Maultierreiterei gehört zum Bergsport in den Anden absolut dazu. Meist sind die Anmarschwege bis zum Fuß des Berges, der bestiegen werden soll, so weit und führen durch so unwegsames Gelände, daß das Maultier eben die einzige Möglichkeit darstellt, sie zu überwinden und womöglich auch noch ein gutes Stück am Berg selbst hinaufzureiten, um Kräfte für den eigentlichen Gipfelanstieg zu sparen.

Im Farmatina-Gebirge, das zur Vorkordillere gehört, sich aber im Nevado Mejicano immerhin zu 6300 Metern Höhe erhebt, ist das Bergsteigen noch unbekannter, als in den eigentlichen Anden selbst. Das hat den Vorteil, daß die Maultiere dort noch weit billiger zu mieten sind als beispielsweise in Puente de Inca, wo es mittlerweile schon Mode geworden ist, ein Stück in das Horconestal hineinzureiten, auf den Aconcagua zu. Wir bekamen daher, als wir uns den Nevado Mejicano vornahmen, die Tiere recht preiswert, mußten dafür aber bald feststellen, daß sie kaum höhenfester waren wie wir selber, da sie eben noch niemals in größere Höhen geführt worden waren.

Während wir das Tal hinaufritten, unserem Berg zu, sahen wir auf einmal mitten in dem Bach, der uns entgegenrauschte, Kinder sitzen, die Gold aus dem Flußsand wuschen. Unsere Begleiter, die Maultiertreiber, erzählten uns, daß sie es auf ein paar Gramm in der Woche brächten. Ihre Waschgeräte waren denkbar primitiv, wohl aus Kistenbrettern zusammengestückt. Das Wasser war reißend und führte allerhand Schutt und Geröll mit, so daß es ein mühseliges Arbeiten war. Wohlhabend wurden die Familien scheinbar nicht dabei. Wahrscheinlich benutzte das Familienober-

haupt die paar Körnchen Gold, die die Kinder in der Woche gesammelt hatten, dazu, ein- bis zweimal im Monat in den nächsten Ort zu fahren und sich einen anständigen Rausch anzutrinken.

Inzwischen kamen wir immer höher, und bald stellte sich heraus, nicht nur die Tiere selbst waren gänzlich höhenungewohnt, das gleiche galt für die Maultiertreiber, die uns begleiteten. Sie hatten sich als berggewohnt ausgegeben, waren es aber nicht, und als sie dann sehr bald die Kräfte verließen, schoben sie die Schuld auf ihre mangelhafte Ausrüstung. Wir zogen Socken und Mützen ab, um die Kerle besser zu bekleiden, aber es half nichts, sondern wir standen vor der Tatsache, daß weder die Tiere noch ihre Treiber mehr fortzubewegen waren. Das war natürlich ein schlechter Start, besonders da es in der Nacht zuvor schon Ärger und Verzögerung durch fortgelaufene Tiere gegeben hatte, und wir also bei unserer ewig knappen Zeit schon sehr spät daran waren. Heinsheimer aus Cordoba hat den Gipfel dann trotzdem noch erreicht, während Frau Therese und ich bei einbrechender Dunkelheit umkehren mußten und auch bei einem zweiten Versuch, mehrere Wochen später, vom Nevado Mejicano abgeschlagen wurden. Man darf also die Bedeutung der Maultierfrage, von der in diesen Bergkapiteln so viel die Rede ist, nicht unterschätzen. Meist hängt von ihrer Lösung das Gelingen des ganzen Unternehmens ab, wie es sich ja nun auch gerade am Aconcagua gezeigt hat.

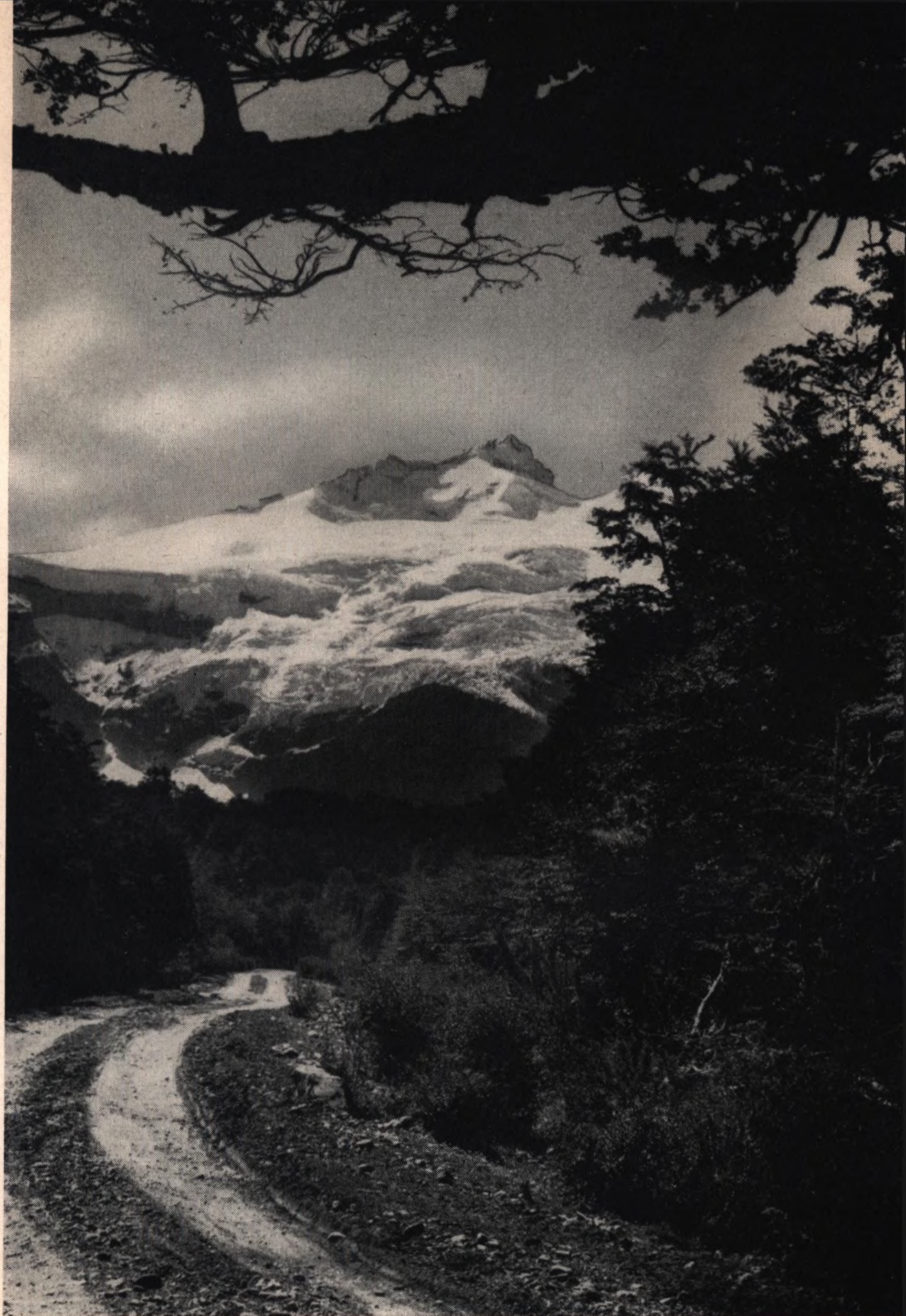
Wie wir dort nun unsere Tiere abgeben, stellt sich heraus, daß die beiden Ausreißer, die uns nach ihrem Sturz zwischen der alten und der neuen plaza de mulas davongelaufen waren, mittlerweile auch wieder eingetroffen sind. Leider sind sie aber ohne das Sattelzeug angekommen. So wird jedenfalls gesagt. Natürlich kann das auch ein Trick sein. Denn das Sattelzeug ist wesentlich wertvoller als das ganze Tier, und wenn die Tiere unkontrolliert allein durch die Landschaft laufen, ist es kein schlechtes Geschäft, ihnen das Sattelzeug abzunehmen, zu verkaufen, und die Tiere selbst brav abzuliefern. Das oder ähnliches wird wohl auch hier geschehen sein, und so gibt es zum Schluß noch einmal Ärger der Esel wegen, und am Ende und am Anfang unseres ersten und späteren zweiten Aconcagua-Unternehmens, wie auch unsere beiden Versuche am Nevado Mejicano, stehen in der Erinnerung unauslöschlich eingebrannt: die Maulesel, diese störrischen, eigenwilligen Tiere mit den langen, beweglichen Ohren und dem unergründlichen Blick ihrer schwarzsamtenen Augen.

Kapitel XI

Der Pulqui II

Nachdem nun so viel von Freizeitgestaltung, Sport und Bergbesteigung die Rede war, von Landschaft, Reisen und der nie abreißenden Verbindung zur Heimat, kann vielleicht der Eindruck entstehen, als läge mir meine Arbeit, deretwegen ich nach Argentinien verpflichtet wurde, weniger am Herzen. Aber dieser Eindruck trügt. Die Freude, endlich wieder mit Fliegerei und Flugzeugbau in Kontakt zu stehen, die Dankbarkeit für das Vertrauen, das man uns entgegenbringt, und für die wahrhaft großzügige Behandlung, die man uns angedeihen läßt, sind aufrichtig und kommen mir jeden Tag neu zum Bewußtsein. Wenn ich bis jetzt noch wenig von meiner Berufsarbeit gesprochen habe, so liegt das am Tempo des Geschehens. Denn das Tempo in meiner freien Zeit, in meinem Privatleben, bestimme ich selbst, das Tempo im argentinischen Flugzeugbau aber wird von den Verhältnissen und Möglichkeiten des Landes bestimmt, dem es nicht hoch genug angerechnet werden kann, daß es mit seinen 16 Millionen Einwohnern den Elan aufbringt, sich eine eigene Entwicklung und Erprobung schnellster Flugzeuge zu leisten. Es ist hinlänglich bekannt, wie hoch die Kosten der Entwicklung wirklich neuer Typen sind, wie viele Rückschläge dabei in Kauf genommen werden müssen, wieviel Geduld dazu notwendig ist. Und wenn nicht die tödliche Bedrohung eines Krieges dahinter steht, dann gebietet die Sparsamkeit einem immer noch menschenleeren Lande ein gemäßigtes Tempo.

Als die deutsche Wehrmacht 1945 kapitulierte und die besten Kräfte, wie auf allen Gebieten so auch im Flugzeugbau, von heute auf morgen ohne Beschäftigung im Heimatland, dafür aber der Menschenjagd durch die Siegermächte ausgesetzt waren, die ja alsbald untereinander schon wieder in einen Rüstungswettlauf von fieberhafter Eile verwickelt waren, da war Argentinien eines der ersten Länder, die auf deutschem Boden wieder eigene Konsulate errichteten, und seine Augen wachsam öffnete. Es dauerte auch nicht lange, da wurden namhaften deutschen Experten Angebote gemacht, die sie vor der Verschleppung nach Rußland oder auf das Ewinetok-Atoll und vor gewaltsamer Ausbeutung ihrer Fähigkeiten



Der 3700 m hohe Tronador bei Bariloche

Es geht auch ohne Ski-Lift

Skiparadies Bariloche

schützen und gleichzeitig ihre Kräfte in einem geregelten und großzügigen Anstellungsvertrag dem Aufbau Argentiniens nutzbar machen sollten. Einer der ersten, der einem solchen Angebot Folge leistete, war Prof. Tank, der bekannte Chefkonstrukteur der Focke-Wulff-Werke in Bremen, der nicht nur über konstruktive Ideen, sondern auch über ein starkes organisatorisches Talent verfügt und außerdem selber leidenschaftlicher Flieger ist, mit seinen 55 Jahren heute wohl der älteste Pilot auf unserer Erde, der Düsenflugzeuge nahe der Schallgrenze fliegt. Damals sammelte er seine Gruppe bewährter Mitarbeiter und Fachkräfte um sich, ohne die Aufmerksamkeit der Besatzungsmächte allzu sehr zu erregen, und wartete auf Angebote. Das erste kam von den Sowjets. Tank fuhr nach Karlshorst und verhandelte. Dabei erkrankte er und kehrte in seinen damaligen Aufenthaltsort in Niedersachsen zurück. Das zweite Angebot kam von den Engländern. Das lohnte nicht einmal eine Erkrankung. Tank legte den Hauptwert darauf, unter allen Umständen selbständig arbeiten zu können, eigene Ideen entwickeln zu dürfen, mit einem Wort: frei zu sein. Das dritte Angebot war dann das argentinische. Es entsprach seinen Erwartungen. Paß und Überfahrt auf dem Luftwege auf Staatskosten wurden zugesagt. Der Abflug sollte von Kopenhagen aus erfolgen. Tank mußte also irgendwie nach Dänemark gelangen, ohne daß die Besatzer es merkten und verhindern konnten. Damals bestanden in Dänemark noch die großen Flüchtlingslager für die ostdeutsche Bevölkerung, der es gelungen war, den Sowjets über die Ostsee zu entkommen. Der Sanitätsdienst dieser Lager hatte ständige Einreisemöglichkeit in die westdeutschen Zonen und zurück. In den ersten Oktobertagen 1947 gelang es Tank am Steuer eines solchen Sanitätsfahrzeuges die dänische Grenze und alle Kontrollen zu passieren. In seiner Aktentasche lagen die neuesten Konstruktionspläne und auch die einiger schon bewährter Focke-Wulff-Typen. In Kopenhagen fand er das argentinische Konsulat und war kurz darauf schon auf dem Flug nach Buenos Aires.

Mit ihm, bzw. kurz nach ihm, kamen, teils auf dem gleichen Wege, teils — nachdem die Engländer diesen unterbunden hatten — über die Schweiz und ein italienisches Kloster — weitere Ingenieure. Focke-Wulff war ja für Argentinien kein unbekannter Begriff, nachdem der ‚Stieglitz‘ dort schon vor dem Kriege in Lizenz gebaut wurde. So entstand die deutsche Konstruktionsgruppe in Cordoba, zahlenmäßig zunächst noch klein, aber in ständigem Wachstum begriffen, da der argentinische Staat Anregungen zu weiteren Verpflichtungen einschlägiger Fachkräfte stets zugänglich blieb. Dieses langsame Wachstum der Gruppe und ihre innere arbeitsmäßige Geschlossenheit ließen sie zu einem festen Körper werden, zu einem wesent-

lichen Element der argentinischen Industrie und Luftfahrt. Sie wandte sich von Anfang an ausschließlich der Entwicklung von Hochleistungsflugzeugen zu, und zwar zunächst einem von Tank entworfenen Düsenjäger, dem nach dem indianischen Wort für ‚Pfeil' benannten ‚Pulqui II'. Als Triebwerk war eine britische Rolls-Royce-Turbine vorgesehen. Der Jäger selbst war als Schulterdecker mit ungewöhnlich stark nach rückwärts gepfeilten Flächen konstruiert, die eine Spannweite von 10,6 m und eine leichte Neigung nach unten aufweisen, einem umgekehrten V entsprechend. Zu dieser Konstruktion der V- und Pfeilform der Flächen kommt noch als weiteres kennzeichnendes Merkmal das ungewöhnlich hochgezogene Leitwerk.

Zunächst wurde für die erforderlichen Stabilitätsprüfungen ein Segelmodell im Verhältnis 1 : 1 gebaut und mit einer Landekufe versehen, und mit diesem Modell wurden ein halbes hundert Segelflüge durchgeführt, unterbrochen von laufenden Umbauten und Verbesserungen. Parallel dazu liefen die Windkanalversuche an einem kleineren Modell, und dann kam eines Tages die Turbine, und es konnte mit dem Bau des endgültigen Pulqui begonnen werden. Natürlich dauerte das alles seine Zeit, einmal, weil — wie schon gesagt — nicht die unmittelbare Kriegsnotwendigkeit hinter diesen Entwicklungen stand, dann, weil Argentinien nicht kurzfristig unbegrenzte Mittel dafür aufbringen konnte, wie sich das Hundert-Millionen-Völker leisten können oder Staaten mit ausgedehntem Kolonialbesitz. Der ruhige schrittweise Aufbau kam aber dem Ergebnis sehr zustatten. Die ersten Versuchsflüge ergaben eine Geschwindigkeit um 1000 Stundenkilometer im Horizontalflug. Es soll erreicht werden eine Gipfelhöhe von 16 000 Metern, eine Steigfähigkeit von 50 m in der Sekunde, viereinhalb Stunden Flugzeit mit Zusatztanks und eine maximale Reichweite von etwa 3100 Kilometern. Das alles bei einem Gesamtgewicht von 5,5 t. Die Turbine wird mit einfachem Petroleum mit einem geringen Paraffinzusatz gespeist. Die Versuchsflüge machte Prof. Tank zum größten Teil selbst, stets den Notizblock auf das rechte Bein geschnallt, denn er war mit den Eigenschaften noch lange nicht zufrieden. „Man muß drinnen sein in der Arbeit", sagte er einmal „und in der Entwicklung ‚dran bleiben'. Man darf den Anschluß nicht verlieren. Es gibt nämlich keine noch so schöne Theorie, die in der Lage wäre, die Praxis der eigenen Erfahrungen und das Experiment zu ersetzen". Vor allem das neuartige Leitwerk gab noch viele Probleme auf und erforderte auch später noch manche Abänderung.

Aber dann, im Februar 1951, war es endlich so weit, daß die Maschine dem Präsidenten Argentiniens vorgeflogen werden konnte. Es war ein großer Tag draußen auf dem mustergültigen, schlechthin ideal angelegten Flughafen von Buenos Aires, und natürlich herrschte auch rechtes Flug-

wetter. Zehntausende waren mit Omnibussen, eigenen Wagen, Lastautos, Fahrrädern und zu Fuß hinausgeströmt, um Zeuge dieses für die argentinische Luftfahrt entscheidenden Ereignisses zu werden. Natürlich war auch die deutsche Kolonie nahezu vollständig versammelt und man sah viele bekannte Gesichter. Wim Sassen hatte sich ein Magnetophonband besorgt und machte Interviews und Schallaufnahmen, die er später mit einer darüber gesprochenen Reportage dem Nordwestdeutschen Rundfunk anbot, und die meines Wissens dort auch gesendet wurde. Unter den Ehrengästen sah man auch Bernhard von Lippe-Biesterfeld, den Prinzgemahl der holländischen Königin, der tags zuvor von einem größeren Buonarenser Ledergeschäft eine vollständige Gaucho-Reitausrüstung zum Geschenk erhalten hatte und sich mit dieser neben einer Dekorationspalme für das Schaufenster des betreffenden Geschäfts fotografieren ließ. (Kurz darauf äußerte er in Chile, die chilenische Armee erinnere ihn zu sehr an die deutsche, worauf die chilenische Presse ein Bild veröffentlichte, das ihn in SS-Uniform neben Himmler zeigte.) Von der Konstruktionsgruppe in Cordoba waren Prof. Tank selbst und einige andere Ingenieure herübergekommen.

Kurz nachdem der Staatspräsident erschienen und das Begrüßungszeremoniell einschließlich Abschreiten der Front vorüber war, auch die persönliche herzliche Begrüßung stattgefunden hatte („Bunenas días, profesór"), stieg Tank in den Pulqui, setzte sich die Haube auf, schloß das Kabinendach, startete mit ohrenbetäubendem Geheul und flog unter dem Donner der Turbine mehrere weite Runden über den Platz, ließ auch etwas von der Steigfähigkeit des Vogels ahnen und legte schließlich mit 180 Stundenkilometern Landegeschwindigkeit eine elegante Landung hin. Als er herauskletterte und von der Fläche sprang wie ein Junger, landete er in den Armen des Präsidenten, der aufrichtig begeistert war und anschließend in einer kleinen Ansprache den Trinkspruch ausbrachte: „Glück, Ruhe, Erfolg für Tank und seine Mitarbeiter!" Es war ein schöner, harmonischer Tag.

Drei Monate später, im Mai, flogen dann erstmalig auch argentinische Offiziere mit dem Pulqui. Das Land, oder besser gesagt der Präsident, hatte inzwischen englische Gloster-Meteor-Düsenjäger gekauft, um den militärischen Pilotennachwuchs an moderne Geschwindigkeiten zu gewöhnen. Diese britischen Maschinen erreichen zwar nicht die Leistungen des Pulqui II, erwiesen sich aber für Schulzwecke doch recht geeignet, und es zeigte sich, daß das schnelle Reaktionsvermögen der Lateinamerikaner sie zum Fliegen hoher Geschwindigkeiten geradezu prädestiniert. Nur eins erwies sich als verhängnisvoll: die Glosterjäger mußten infolge relativ hoher Flächenbelastung ihres Leitwerks mit viel Kraft geflogen werden, der Pulqui II aber nicht. Denn es gehört zu Tanks Spezialitäten, die Flächenbelastung des

Leitwerks möglichst gering zu halten, also einen geringen Steuerdruck zu erzielen, so daß seine Maschinen beinahe zart geflogen werden müssen. Das bedeutet für die Glosterpiloten natürlich eine ganz erhebliche Umstellung. Ende Mai setzte sich zuerst De Soto, der Geschwaderkommodore der Düsenjägerformation, in den Pulqui II, kam gut vom Boden weg und, nach einigen großen Schleifen über der Sierra auch heil und ohne Schaden wieder herunter. Damit schien der Bann gebrochen und uns allen fiel ein Stein vom Herzen. Dann aber stieg der Adjutant auf und, ob er nun seinen Chef fliegerisch übertreffen wollte oder ob er mit Glostermethoden, d. h. mit zu viel Muskelkraft flog, er stürzte ab. Der Pulqui II hatte sein erstes Opfer gefordert, und die kostbare Maschine selbst war auch hin. Das war der schwarze Tag, der dem glücklichen Buenos Aires mit schicksalhafter Notwendigkeit folgte. Bisher ist noch keine Entwicklung und Erprobung ohne solche ernsten Opfer und Rückschläge möglich gewesen. Und es sollte leider nicht bei diesem einen bleiben.

Inzwischen fiel es in Fachkreisen allgemein auf, daß die sowjetischen Jäger Mig 15 und Mig 19, die im Koreakrieg in zunehmendem Maße von sich reden machten, eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Pulqui II zeigten. Gerade die typischen Merkmale, Flügelfläche, Pfeilung, Spannweite und Anordnung des Leitwerks entsprachen sich so sehr, daß die beiden Maschinen einen gemeinsamen Stammvater zu haben schienen. Und der blieb denn auch nicht lange verborgen. Tank selber löste das Rätsel, indem er die TA 183 als diesen gemeinsamen Stammvater bezeichnete. Dieser Typ ging auf eine Idee von Tank zurück, die er inzwischen im Pulqui weiterentwickelt hat, und wurde damals, 1944 bis 1945, in seinem Auftrag bei Focke-Wulff vom Aerodynamiker und Chefingenieur Hans Multhopp, der jetzt in den Vereinigten Staaten arbeitet, durchkonstruiert. Er ist nicht mehr in die Fertigung gelangt, aber die vollständigen Unterlagen und Pläne dieser TA 183 lagen bei Kriegsende in der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin-Adlershorst und sind dort sehr wahrscheinlich den Sowjets in die Hände gefallen. Multhopp hat sich dieser Auffassung bereits angeschlossen. Seiner Meinung nach besteht der einzige Unterschied zwischen der TA 183 und dem neuen Mig-Jäger in dem etwas größeren Rumpf des Sowjetflugzeuges, der durch die Verwendung einer größeren Turbine bedingt ist, mit doppelt so starkem Schub. Er schreibt dazu: „Und die Russen bekamen ja — außer den Plänen und Entwicklungsprotokollen — einen Mann in die Hand, der alles über unser Flugzeug wußte, als sie Prof. Günther Bock gefangen nahmen, den Leiter unserer Kommission, die die Flugzeugentwicklungsverträge zuteilte. (Bock hat inzwischen aus der Sowjetunion Lebenszeichen gegeben.) Sobald sie diese Unterlagen besaßen, über-

sprangen sie fünf bis zehn Jahre an Forschungsarbeit und begannen dort, wo wir uns befanden. Die russischen Flugzeugentwürfe sind im allgemeinen leichter durchkonstruiert als die westlichen. Da sie alle komplizierten Geräte, die nicht unbedingt erforderlich sind, entbehren, können sie wahrscheinlich in der halben Bauzeit hergestellt werden." Soweit Multhopp. (Wir zitieren ihn hier an Hand von Williams D. Blair aus der in Baltimore erscheinenden ‚Evening Sun'). Diese Verwandtschaft zwischen der Mig 19 und dem Pulqui II war und ist für die Beurteilung des letzteren natürlich nicht unwesentlich. In diesem Zusammenhang stellte Prof. Tank gelegentlich ganz allgemein fest, daß die bis 1945 in Deutschland entwickelten Militär-Flugzeug-Konstruktionen nach dem Kriege allenthalben aufgegriffen und weiterentwickelt wurden. Die Konstruktionspläne bildeten einen wesentlichen Bestandteil der geistigen Reparationsleistungen, die Deutschland nicht angerechnet wurden.

Inzwischen wurde in Cordoba ein neues Exemplar für das im Mai 1951 verunglückte gebaut, gleichzeitig aber ein anderes Projekt in Angriff genommen, IAE 35, genannt ‚Justizialista del aire', ein Mehrzweckflugzeug mit zwei in Argentinien entwickelten Sternmotoren vom Typ ‚Indio'. Der Konstrukteur dieser Maschine ist Klages, der seinerzeit ebenfalls über Dänemark herausgeschleust wurde, und zwar gerade in dem Augenblick, in dem die Engländer dieses Loch im Stacheldraht um Deutschland verschlossen. Klages wurde bei dieser Gelegenheit verhaftet, kam aber dann doch noch fort. Seine IAE 35 ist als Sanitäts- und Transportflugzeug für bestimmte militärische, im ganzen für acht verschiedene Zwecke zu verwenden. Und diese Vielseitigkeit war es wohl auch, die bei den Argentiniern den Ausschlag gab, die Fertigung anzuordnen. Darüber blieb der Pulqui II etwas zurück. Erst Mitte 1952 konnten die Versuchsflüge mit dem neuen Modell beginnen, die natürlich wieder eine Kette von Änderungen und Verbesserungen, vor allem wieder am Leitwerk, nach sich zogen. Die Erprobungsflüge wurden in dieser Zeit mehrfach vom Einflieger unserer Gruppe, Behrens, ausgeführt. Zwei Tage, bevor Präsident Peron in Cordoba erwartet wurde, der sich die neue Maschine vorfliegen lassen wollte, am 9. Oktober 1952, erprobte Behrens sie noch einmal gehörig, vor allem in bezug auf die Steigfähigkeit. Gleich vom Start weg zog er sie steil hoch, flog eine weite Schleife in nördlicher Richtung, um dann wieder über dem Platz von neuem scharf nach oben zu ziehen. Etwa in 800 m aus der Rückenlage geriet er ins Trudeln — sicher ungewollt. Es gelang ihm zwar noch, die Maschine abzufangen, aber wohl eine Idee zu spät. Ganz flach schlug er auf, ein dumpfer Knall, die Maschine brannte. Behrens war tot.

Am nächsten Morgen sprach ich an seinem Sarge. Behrens war einer der aktivsten, lebendigsten und hoffnungsfreudigsten in der deutschen Gruppe gewesen, dazu ein wirklicher, ganz echter Kamerad. Nun war er unser erster Toter in der Gruppe. Ich weiß nicht mehr, was ich gesagt habe, nur daß es mir plötzlich vorkam, als stünde ich wieder in Rußland vor meinem Geschwader und hielt den Nachruf für einen Kameraden, der vom Feindflug nicht mehr zurückgekehrt war. Und war es denn nicht auch so, in übertragener Bedeutung? Und noch eins empfand ich mit aller Deutlichkeit: hier am Sarge unseres lieben Behrens, den jeder einzelne von uns gerne gemocht hatte, hier war die deutsche Gruppe auch menschlich zu einem Ganzen, zu einer wirklichen Gemeinschaft geworden. Ich glaube, jeder hat das damals gespürt, bewußt oder unbewußt. Nach mir sprach einer der argentinischen Offiziere, nicht formal, höflich, ‚dem traurigen Anlaß gemäß', sondern getragen von aufrichtigem, echtem Schmerz und wahrhaftiger Kameradschaft. Und dann trugen junge argentinische Piloten der militärischen Fliegerschule in Fliegerkombination und FT-Haube den Sarg aus der Kommandantur hinüber zur bereitstehenden Sanitätsmaschine, und während alle grüßten und Prof. Tank ihm einige Abschiedsworte nachrief, erhob sich das Flugzeug mit unserem toten Freund, zog eine große Schleife über dem Platz und stieg der Vormittagssonne zu. An diesem Tage waren wir auch mit unseren argentinischen Kameraden fest zusammengewachsen.

Seitdem ist unsere Gruppe auf die ansehnliche Zahl von 62 Mann angewachsen, meist Fachleute von Focke-Wulff, Messerschmitt, Dornier und Daimler-Benz. Das dritte Modell Pulqui ist fertig und wird von dem 23 Jahre alten, immer freundlichen und fröhlichen Oberleutnant Gonzales geflogen. Die Serie ist in Vorbereitung, ebenso die Weiterentwicklung zum Nachtjäger, vor allem aber wird nun an einem ganz großen Wurf gearbeitet, an einem Fünf-Turbinen-Verkehrsflugzeug, der IAE 36, genannt ‚Condor II', einer ausgesprochenen Langstreckenmaschine, bei der Tank den allergrößten Wert auf den Sicherheitsfaktor gelegt hat. Von den fünf Triebwerken können drei unterwegs ausfallen, ohne daß das Flugzeug wesentlich an Sicherheit und Stabilität verliert. Es ist für vierzig Reisende eingerichtet und soll eine Geschwindigkeit von 950 Stundenkilometern erreichen. (Das englische Düsen-Verkehrsflugzeug ‚Comet' fliegt 780 Stundenkilometer). Die Pfeilform der Tragflächen ist ebenso ausgeprägt wie beim Pulqui, die Spannweite 34 Meter, die Reichweite ohne Zwischenlandung liegt bei 5000 Kilometer. Die Verbesserungen gegenüber dem Comet bestehen in einer zweckmäßigeren Anordnung der Triebwerke und eben in der ausgeprägten Pfeilform der Flächen, die bei hoher Geschwindigkeit ein wirtschaftlicheres Fliegen ermöglichen. Mit dem Bau von Verkehrsmaschinen wird Argen-

tinien einen entscheidenden Schritt zu seiner wirtschaftlichen Unabhängigkeit tun.

Nach dem ersten Weltkrieg führten Nordamerika, Frankreich, Deutschland und Italien einen verbissenen Konkurrenzkampf um den Luftverkehr über Südamerika. Bei der Erschließung der besten Flugrouten, vor allem der Trans-Anden-Strecken, taten sich besonders französische und deutsche Flieger hervor (Plüschow) und legten Beweise echten Heldentums ab. Wer Saint Exupery gelesen hat, weiß davon. So behaupteten denn Ende der 30er Jahre auch die Air France und die Deutsche Lufthansa das Feld. Mit Beginn des zweiten Weltkrieges änderte sich die Situation über Nacht. Die europäischen Linien fielen sofort aus und den Pan American World Airways fiel das in einem Vierteljahrhundert Zug um Zug aufgebaute Verkehrsnetz mitsamt der vorbildlichen Bodenorganisation in den Schoß. Diese absolute Monopolstellung eines nordamerikanischen Unternehmens war für Argentinien unerträglich. So wurde dann zunächst unter großen Opfern die Staatslinie Aerolineas Argentinas geschaffen, die aber immer noch auf den Ankauf nordamerikanischer Maschinen angewiesen blieb und daher praktisch jeden verlangten Preis zahlen mußte. Wenn das Land nun selbst Verkehrsmaschinen baut, die dazu noch schneller, moderner und sicherer sind, als die bis jetzt gebräuchlichen, dann wäre es im Luftverkehr tatsächlich völlig autark. Schon wird daran gearbeitet, daß auch die Triebwerke nicht mehr eingeführt zu werden brauchen. Von der deutschen Gruppe sind auch einige Herren an der Konstruktion von Turbinen beteiligt. Daneben gehen zahlreiche andere Planungen her. Der Pulqui II soll auf ein stärkeres Triebwerk umgestellt werden. Außerdem arbeitet außerhalb der Gruppe Tank der deutsche Spezialist für Nurflügel-Flugzeuge, Dr. Horten, an einer Nurflügel-Transportmaschine mit vier Triebwerken.

Tank selbst sorgt dafür, daß die Verbindung zu den in Deutschland verbliebenen Wissenschaftlern und Fachleuten nicht abreißt, nach seinem Grundsatz „in der Entwicklung dran bleiben". Und dann wird natürlich ganz intensiv daran gearbeitet, den argentinischen technischen Fliegernachwuchs so weit zu schulen, daß er einmal in der Lage ist, alle diese Planungen und Arbeiten zu meistern und weiterzuführen. So hat auch Prof. Tank an der Universität in Cordoba einen Lehrstuhl für Luftfahrt. An der Escuela superior de aeronautica, das ist die Ingenieur-Akademie der Luftwaffe, unterrichten ebenfalls einige Herren der deutschen Gruppe. Außerdem geben viele von ihnen Unterricht an der Escuela de dibujantes, einer Art Technikum. Wenn man sich vor Augen hält, daß es sich dabei vielfach um erste deutsche Kräfte handelt, dann darf sich das Land wirklich beglückwünschen.

Es ist nur natürlich, daß die zahlenmäßig so angewachsene und durch ihre Arbeit in sich geschlossene Gruppe nicht ohne Einfluß auf das Leben der deutschen Kolonie in und um Cordoba geblieben ist. Der Deutsche Club ist zu neuer Blüte erstanden, in Carlos Paz hat sich ein Reitclub aufgetan, der fleißig übt und vor allem auch der Jugend Gelegenheit gibt, im europäischen Stil reiten zu lernen, auch die richtige Liebe zu den Pferden vermittelt, die sonst leicht nur als Gebrauchsgegenstände betrachtet werden. Sing- und Laienspielgruppen sind geplant, Sprache und Geschichte werden gepflegt, und vor allem der Austausch von Neuigkeiten innerhalb der Familien ist äußerst rege.

Während ich dies schreibe, kommt die Nachricht, daß Baumbach und Henrici bei einem Dienstflug tödlich verunglückt sind. Die Tatsache selbst und die Umstände sind erschütternd genug. Mit Steinkamp und Behrens sind es nun vier Tote, die die deutschen Flieger dem Lande, das ihnen Schutz, Nahrung und die Möglichkeit, wieder zu fliegen gab, als Blutzoll entrichtet haben. Aber diese vier Toten sind auch Zeugen und Garanten für die innere Verbundenheit der argentinischen und der deutschen Fliegerei.

Kapitel XII

San Carlos de Bariloche

Einer der größten Seen, die sich von Patagonien weit in die Kordillere hineinziehen, ist der Nahuel Huapi. Er ist von zahlreichen, idyllisch gelegenen kleineren Seen und von dichtem Hochwald umgeben, und das ganze Gebiet hinauf bis nach San Martin de los Andes ist zum Naturschutzpark erklärt worden. Seine langen Seitenarme und manche der langgestreckten Nachbarseen ähneln norwegischen Fjorden, so steil stürzen die bewaldeten Berghänge in das Wasser ab, das eiskalt, überall trinkbar und von unbeschreiblicher Klarheit ist. Nicht weit vom östlichen Ausfluß des Nahuel Huapi, dem Rio Limay, streckt sich die Ortschaft San Carlos de Bariloche lang am südlichen Seeufer hin, gerade noch außerhalb der Wald- und Regenzone, und baulich zu bunt zusammengewürfelt, um schön zu sein. Aber sie ist die Zentrale des sich schnell entwickelnden Fremdenverkehrs, hat Eisenbahnanschluß, jeden zweiten Tag kommt ein Zug an, der von Buenos Aires zwei und einen halben Tag unterwegs ist, und hat weit außerhalb eine moderne Start- und Landebahn für die größeren viermotorigen Flugzeuge, die die Strecke in vier- und einer halben Stunde bewältigen. Die ersten Touristen waren natürlich Europäer, dann kamen einige Nordamerikaner, und erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit sind die Argentinier selber auf den Geschmack gekommen, vor allem die Jugend, die sich langsam an den Sport des Wanderns, Steigens und Kletterns gewöhnt, besonders aber an das Skifahren, für das Bariloche wirkliche ideale Gelegenheiten bietet.

Die großen und besseren Hotels liegen nur zum Teil in der Ortschaft selbst. Die meisten haben sich — als echte Pioniere des Fremdenverkehrs — bis weit in die entlegensten landschaftlichen Schönheiten des ganzen riesigen Gebietes vorgewagt. Manche sind im Winter monatelang völlig unerreichbar und abgeschnitten, wie zum Beispiel das sehr schöne Haus von Willi Meier aus Hamburg-Eilbeck am Lago Espejo, am Spiegelsee. Willi klagt dann auch zuweilen sein Leid. Als zwölfjährigen Jungen hat sein unternehmungslustiger Vater ihn und die ganze Familie von Eilbeck direkt an den Spiegelsee geschafft, ohne lange Reisepausen. Aber da war damals noch nichts als paradiesische Einsamkeit. Der undurchdringliche Urwald mün-

dete in eine Wiese, und die Wiese senkte sich in unberührter Unschuld in den See. Wie Meiers dort die ersten Wochen und Monate gelebt haben, weiß ich nicht, kann es mir auch nicht vorstellen. Nicht einmal, wie sie überhaupt dorthin gelangt sind, ist mir klar, denn es gab nicht Weg oder Steg. Aber bis zum Winter mußten sie eine feste Unterkunft haben und Brennholz und Lebensmittel für sechs Monate mindestens. Sonst waren sie verloren. Es grenzt ans Sagenhafte, wie sie es geschafft haben. Heute steht dort ein komfortables Hotel, ein großer, solider Steinbau, der zu jeder Saison ein sehr ausgesuchtes Stammpublikum beherbergt. Die fünf oder sechs hölzernen Wirtschaftsgebäude in seiner Nachbarschaft zeugen noch von dem stufenweisen Aufbau und der unvorstellbaren Arbeitsleistung einer Familie in zwanzig Jahren. Und das ist nur ein Beispiel für viele. So wurde das Gebiet erschlossen, und es hat etwas Rührendes, wenn Willi sich heute an seine Jugendzeit in Eilbeck erinnert und zaghaft andeutet, daß er sich doch nun langsam etwas vereinsamt fühlt, trotz seiner italienischen Frau, und daß er sich so sehr nach einer Skatrunde sehnt.

Natürlich haben auch die Privatleute ihre Sommersitze möglichst aus der Ortschaft Bariloche heraus und in die Waldzone hinein oder an einer der märchenhaft schönen Seen gebaut. Eine Musterauswahl an gutem Geschmack, Wohnlichkeit und schmückender Anpassung an die Landschaft bekommt man zu sehen, wenn man mit dem Omnibus die 25 Kilometer lange Asphaltstraße von Bariloche am Südufer des Nahuel Huapi entlang nach Westen fährt, auf die Kordillere zu, bis zu dem berühmten Hotel Llao-Llao mit seiner wahrhaft einzigartigen Lage. Aber das schönste Privathaus, ein großes, geräumiges Schloß aus Balken, im Blockhausstil erbaut, fand ich unter Blumen begraben an der Nordspitze des Sees auf einer weiten, saftig grünen Wiese, die sich in mehreren Wellen langsam zum See herabsenkte. Es war wirklich wie im Märchen, und die Freude an diesem Bild war so groß, daß sie auch die leiseste Neugierde nach dem Besitzer verdrängte — ebenfalls wie im Märchen.

Der erste Sommer, in dem ich dort war, war so warm und so windstill — eine besondere Gnade im Süden, wo es sonst ununterbrochen heftig weht —, daß man sogar im großen See, im Nahuel Huapi selber schwimmen konnte, und in den kleinen Seen ringsum natürlich erst recht. Ich bin dann auch buchstäblich aus dem einen gleich in den anderen gesprungen, denn sie sind ja oft nur durch schmale Landbrücken voneinander getrennt, wie in Finnland, und das Wasser erschien mir in jedem neuen noch klarer, noch durchsichtiger und noch wohlschmeckender. Wenn ich es beim Schwimmen in langen Zügen trank oder mich auf den Rücken warf und über mir die immer höher sich türmenden Berggipfel und noch über ihnen die weißen

Wolken am leuchtend blauen Himmel segeln sah, dann fühlte ich mich so eins mit dem Wasser, so dazugehörig wie nie zuvor, wie verschmolzen mit der ganzen, im hellen Sonnenlicht strahlenden Natur. In solchen Augenblicken sah ich dann wohl alles mit anderen Augen an, so als wenn mir das Eigentümliche, das Wesentliche dieser Landschaft erst jetzt aufginge.

Der eigentliche Mittelpunkt des Naturschutzgebietes ist die Victoria-Insel mitten im Nahuel Huapi. Sie ist 25 Kilometer lang und größtenteils unwegsam und undurchdringlich. Aber in der Mitte etwa, dort, wo sie am schmalsten ist, hat man ausgedehnte Baumschulen angelegt, in denen vor allem europäische Nadelhölzer, wie unsere kurznadelige Rotfichte, gezogen werden, die dort auch prächtig gedeihen und der ganzen Insel ein heimatliches Gepräge geben. Dort könnte man leben als ‚sei man zu Hause', wenn, ja wenn das eben nicht eine so grundsätzliche falsche Einstellung wäre für jemanden, der in einem anderen Lande heimisch werden will.

An einer anderen Stelle der schmalen Insel, ganz im Walde verborgen, ist die Tierstation eingerichtet, in der die seltensten Tiere dieser Landschaft, die in freier Wildbahn schon fast ausgerottet sind, wie zum Beispiel der zierliche kleine Huemul-Hirsch, gehalten werden. Diese Station stand jahrelang unter Leitung von F. R. Franke, dem Verfasser des wundervollen Buches, ‚Mein Tierparadies', durch das er Zehntausende in Deutschland mit den einzelnen Tieren seiner Station bekannt und vertraut gemacht hat. Franke lebt heute in seinem selbstgebauten Felsennest auf der Halbinsel San Pedro und hat sich dort in luftiger Höhe ein Arbeitshäuschen geschaffen und eingerichtet, das an Landschaftsverbundenheit und echter Atmosphäre nicht mehr überboten werden kann, vollkommen in seiner Art. Dort malt er, gestaltet den Umbruch seiner Zeitschrift oder diktiert seiner Frau die notwendigste Redaktionspost, aber nur am Nachmittag, denn der Vormittag gehört der handwerklichen und gärtnerischen Tätigkeit, die unumgänglich notwendig ist, wenn man sich es in so vollkommener Abgeschiedenheit wirklich wohnlich machen und erhalten will, ebenso notwendig wie die mustergültige Ordnung in seiner gut ausgestatteten Werkstatt. Ein Einsiedler muß eben alles selbst machen können, sagt er, und lebt danach. Der Mann ist ein echtes Original, keineswegs sehr menschenfreundlich. ‚Ein Buch von Tieren und nicht von Menschen' ist der Untertitel seines ‚Tierparadieses', und die durchschnittlichen Barilochenser betrachten ihn als einen Kauz, wie etwa die Einwohner von Capri die mehr oder weniger originellen Nordeuropäer beurteilen mögen, die sich dort niedergelassen haben. Die Inseln und Halbinseln des Nahuel Huapi sind aber auch eine ideale Gelegenheit, sich aus dem großen Getriebe zurückzuziehen.

An der äußersten Spitze der längsten dieser Halbinseln, die so unwegsam und schmal ist, daß man das Ende nur übers Wasser mit einem schnittigen, schnellen Motorboot erreichen kann, liegt die vielleicht größte Kostbarkeit des gesamten Naturschutzgebietes, ‚Los Arrayanes', das Myrtenbaumwäldchen, das in dieser vollkommenen Schönheit nur noch ein einziges Mal auf der Erde vorkommen soll, in Japan. In Buschform stehen die weißblühenden Arrayanes mit ihren dunkelgrünen, dicken Buchsbaumblättern und ihren hellrot leuchtenden Stämmchen an den Ufern fast aller der vielen Seen um den Nahuel Huapi. Aber als ein kleiner Wald von bis zu fünfzehn Metern hoch aufgeschossenen schlanken Bäumen gibt es sie nur hier. Da sie niemals gerade wachsen, sondern stets in bizarren, eigenartig verschlungenen Windungen, mutet das Gewirr der dichtwachsenden Stämme mit der hellroten Rinde, die sich übrigens immer auffallend kühl anfühlt, ganz und gar märchenhaft an, ein richtiger Märchenwald, in den man sich träumend versetzt glaubt. Dieser Eindruck ist so überwältigend, vor allem auch, wenn man auf der kleinen, von den dunkelgrünen, weißgetupften Myrtenbaumkronen gesäumten Waldwiese steht, daß Walt Disney mit seiner ganzen Filmkarawane einschließlich Gerät eigens zweimal hierher kam, um den natürlichen Hintergrund für seinen Bambi-Film aufzunehmen. Wer also diesen entzückenden Trickfilm gesehen hat, bekam auch einen Eindruck von ‚Los Arrayanes'.

Als unser Boot dort anlegte, kam sogleich ein argentinischer Soldat von ausgesprochen mongoloid-indianischem Typus auf uns zu und übernahm die Führung. Denn das Wäldchen ist selbstverständlich bewacht, um die Bäume gegen Beschädigung und Andenken-Raub durch die Besucher zu schützen. Der Soldat wußte ausgezeichnet Bescheid, er machte auf die besonders grotesk verkrümmten Stämme, auf die niedrige Temperatur der Rinde, auf ihren pulverigen roten Farbstoff, den man mit den Fingern abwischen kann, auf das langsame Wachstum — sechs Zentimeter im Jahr — aufmerksam, aber die Damen unserer kleinen Reisegesellschaft interessierten sich viel mehr für das Schicksal dieses Soldaten. Ob er denn wirklich ganz alleine auf der Halbinsel hause? Während der ganzen Saison? Ob ihm das denn nicht langweilig würde? Ob er eine nobia — eine Braut — hätte? Probrecito, der arme Junge! Es war nicht ganz leicht, die Damen schließlich wieder ins Boot zu bekommen.

Die Anden sind hier im Süden, wie gesagt, nicht sonderlich hoch. Der mächtigste Gipfel im Naturschutzgebiet von San Carlos de Bariloche ist der Tronador mit etwa 3600 Metern, der aber über riesige Schneefelder und einen gigantischen Gletscherbruch verfügt. Die Besteigung dieses Berges stellt daher eine durchaus achtbare alpine oder vielmehr andinistische

Leistung dar, und wenn sich die junge Mannschaft vom Club Andino von Bariloche alljährlich dazu rüstet, dann wird das jedesmal eine kleine Expedition. Das Wetter am Berg ist vollkommen unberechenbar, und Schneestürme sind schon der Tod vieler Bergsteiger geworden. Andererseits locken die ungeheuren Schneeflächen des Tronador natürlich alle Sportler mächtig an. Die Mühe des Steigens wird mit fast endlos anmutenden Abfahrten belohnt, mehr noch als am Monte Catedral, dem allgemeinen und leicht erreichbaren Barilocher Ski-Zentrum. Auf den Catedral führt bereits eine moderne Seilbahn hinauf, an seinem Fuße liegt ein glänzend eingerichtetes großes Ski-Hotel, und zu den Rennen und Torläufen, die hier veranstaltet werden, melden sich regelmäßig bekannte Skiläufer von internationalem Rang. Das ist etwas anderes als bei den Rennen der noch jungen Clubs von Mendoza und San Rafael, und so wurde es mir auch in Bariloche erheblich schwerer gemacht, erfolgreich zu sein. Immerhin konnte ich auch dort seit 1949 mich in der Klasse I an Rennen beteiligen, und dann passierte mir dort ja auch die schon oft erzählte Geschichte mit dem Holzbein, das mitten im Torlauf aus den Fugen ging und mir — zum Entsetzen der unwissenden Zuschauer — auf dem einen Ski vorauseilte, während ich auf dem anderen zu folgen versuchte. Das hat sich dann herumgesprochen. War ja auch wirklich ein tolles Bild. Ich muß heute noch manchmal lachen, wenn ich daran denke.

Inzwischen ist die Ski-Schule von Hans Nöhl immer bekannter geworden, und vor allem auch die Familie Lantscher hat dafür gesorgt, daß sich der sportliche Ruf von Bariloche weiter und weiter ausbreitet, nicht zuletzt durch ihren glänzenden Film von der Besteigung des Tronador, der allerdings geschäftlich nicht gehalten hat, was sich die Lantschners von ihm versprachen. Das liegt aber nicht an dem Film, der völlig gelungen ist, sondern an dem bis jetzt noch begrenzten Interesse des argentinischen Publikums für den Bergsport. Filme scheinen in Bariloche überhaupt eine zweischneidige Sache zu sein. Sollte da ein Propagandafilm für den Fremdenverkehr gedreht werden, ein Querschnitt durch die Saison sozusagen. Erste Szene — wie könnte es auch anders sein — Ankunft der Reisenden auf dem Bahnhof, mit dem Staub der Pampa bedeckt. Die Kamera ist aufgebaut, der Zug naht in der Ferne. Aber bei den Eisenbahnern hatte sich die Sache in Windeseile herumgesprochen. Und schon nahen von allen Seiten die Eisenbahnerfamilien — Urahne, Großvater, Mutter und Kind — natürlich um mit auf das Bild zu kommen. Bald ist der Bahnsteig mit Eisenbahnerangehörigen bedeckt. Für die aussteigenden Reisenden wird kein Platz mehr sein. Schon läuft der Zug ein. Die Assistenten des Kameramannes suchen Platz zu schaffen, erst mit gutem Zureden, dann mit mildem Druck, endlich

mit Gewalt. Es entspinnt sich eine handfeste Prügelei. Die Reisenden bleiben total verängstigt im Zuge, denken wohl, Bariloche hätte soeben seine Unabhängigkeit vom Mutterland ausgerufen. Der Kameramann tut das einzige, was er tun kann, er filmt. Bariloche wartet noch heute auf die Uraufführung dieses Streifens. — — —

Eine meiner ersten Fahrten in dieses einzigartig schöne Gebiet ist mir noch ganz besonders in Erinnerung geblieben. Sie fing gleich damit an, daß mein kleiner Mercedes nicht ganz betriebsklar war. Er hatte zwar gerade eine Generalüberholung hinter sich, die Zylinder waren ausgeschliffen, Kolbenringe erneuert, aber schon auf der guten Straße von Cordoba nach Buenos Aires gefiel mir der Klang des Motors gar nicht. Immerhin erreichten wir am zweiten Tage bereits Bahia Blanca, die Hafenstadt siebenhundert Kilometer südlich Buenos Aires, und dann ging es auf Erdwegen nach West-Süd-West, nach Patagonien hinein. Es hatte lange nicht geregnet, und die Straße bestand zum Teil aus tiefem Sand, Staub, in den so tiefe Fahrrinnen eingewühlt waren, daß ich Angst um das Differential bekam. Doch die größere Sorge blieb der Motor, und ich konnte nur hoffen, wenigstens bis Bariloche zu kommen, um dort durch eine entsprechende Reparatur die Rückreise möglich zu machen. Die patagonischen Straßen zogen sich endlos in unvorstellbarer Eintönigkeit dahin, nur die Farben in der Pampa änderten sich langsam mit dem Sonnenstand und der Bewölkung. Wir kamen nach Neuquen, wo es langsam wieder gebirgiger und damit die Straßen fester und steiniger wurden. Mehrfach überquerten wir Flüsse mit Hilfe von Fähren und arbeiteten uns langsam aber sicher an Bariloche heran.

Es ging nun schon ständig bergauf und bergab, die Straßen wurden schmaler, voll tiefer Löcher, und unser Reisetempo dementsprechend immer langsamer, je weiter wir uns dem Ziele näherten. In Confluenca, wo der Rio Limay und der Rio Traful zusammenfließen, schlugen wir unser Zelt auf, übernachteten und fuhren den Rio Limay hinauf, einen wunderbar klaren Fluß, der aus dem Nahuel Huapi kommt. Der Versuchung, in diesem herrlichen, kristallklaren Wasser zu schwimmen, konnten wir nicht lange widerstehen, ließen also den Wagen stehen und trieben durch die Strudel und Schnellen ein Stück flußab. Doch der Wunsch, endlich ans Ziel zu kommen, und die Sorge um den Wagen, der immer unerfreulichere Motorengeräusche von sich gab, trieb uns bald wieder weiter. Und plötzlich erreichten wir den See, den Nahuel Huapi, und sahen über die weite Wasserfläche hinweg auf dem gegenüberliegenden Ufer Bariloche liegen. Es zeigte sich von seiner besten Seite, in strahlendem Sonnenschein. Und auch der Mercedes gab gerade noch die Fahrt um den See herum her. Als ich ihn dann allerdings in die erste Werkstatt stellte, die ich in Bariloche erwischen konnte, sagte mir

der italienische Mechaniker schon nach kurzem Abhorchen, daß ich mit dem Motor keine zehn Kilometer mehr weitergekommen wäre. Der Motor müßte raus, wahrscheinlich seien ein paar Kolbenringe kaputt und wer weiß, wie sie die Zylinderwände zugerichtet hätten.

Das war nun ein schöner Schreck. Was tut man in Bariloche ohne Wagen bei den Entfernungen? Der Ort selbst ist ja, wie schon anfangs gesagt, nicht gerade der schönste Punkt in diesem Gebiet. Wir mußten uns also auf nähere Ziele beschränken oder versuchen, uns von Bekannten mitnehmen zu lassen. Es war um die Weihnachtszeit, und der Reiz, vormittags am Catedral Ski zu laufen und nachmittags in einem der Seen zu schwimmen und aus dem Wasser zwischen den hohen Baumwipfeln hindurch auf die weißglänzenden Schneehänge zu schauen, auf denen man sich am Morgen getummelt hat, war groß. Es gelang uns dann auch, unsere wenigen Urlaubstage gut und erholsam auszunützen, und während dieser ganzen Zeit wurde auch in der Werkstatt an unserem Wagen gearbeitet. Ich bekam ihn schließlich gerade noch rechtzeitig, um zum Urlaubsende wieder in Cordoba zu sein. Man sagte mir, man habe den Schaden provisorisch behoben und für die Rückreise würde es schon reichen. Ich fuhr darum mit etwas schlechtem Gewissen los auf der nördlichen Route. Auf der östlichen, auf der wir gekommen waren, hätte doch etwas mehr Aussicht bestanden, jemanden zu treffen, wenn man liegen blieb. Die Nordstrecke an der Kordillere entlang, die natürlich landschaftlich viel reizvoller ist, wird wenig befahren, und das Risiko war ungleich größer. Es sind dort Pässe von 3000 Metern Höhe zu überwinden, und das mit dem nur provisorisch geflickten Motor und überhaupt mit einem so kleinen Wagen. Ortschaften größerer Art gibt es überhaupt nicht, aber völlig menschenleere Gebiete von bis zu hundert Kilometern Durchmesser. Es ist ein Hochplateau, eine Steinwüste, die sich zwischen der Kordillere und der Ebene hinzieht und die nur von den wenigen Straßen, die ins Gebirge führen, durchquert wird.

Ich entschloß mich doch für diese Route, trotz des Risikos, und wir fuhren zunächst wieder um den Nahuel Huapi herum, badeten zum Abschied noch einmal im Rio Limay, und erreichten dann über Angosturas die Waldgebiete innerhalb der Regenzone, gegenüber vom Hotel Llao-Llao, über Corentoso, Ruca Malin, eine herrliche kleine Siedlung mit dem gepflegten Touristenhotel, in dem besondere Freunde des Angelsportes absteigen, um Forellen von mehreren Kilo Gewicht zu fangen. Bei Willi Meier am Lago Espejo sprangen wir noch einmal ins Wasser. Der See war wirklich glatt wie ein Spiegel und leuchtete wie Silber. Aber Willi meinte, er mache seinem Namen nur selten Ehre. Oft stürmte und tobte er wie toll. In diesem Bereich sind die Wege noch verhältnismäßig gut, so daß wir meist 50 bis

60 Stundenkilometer fahren konnten. So ging es bis San Martin de los Andes. Der kleine Ort liegt in einem Talkessel eingebettet zwischen hohen Gebirgszügen, wie Innsbruck, und nahe an einem großen See. Die Berge sind dicht bewaldet und zwar mit richtigem Hochwald wie am Nahuel Huapi. Auch soll es viel Wild geben, wahrscheinlich weil hier weniger Durchgangsverkehr ist als in dem Gebiet östlich von Bariloche. Einige Deutsche sind auch schon hierher vorgedrungen, meist ausgesprochene Naturfreunde, die gern jedes Opfer an Bequemlichkeit und Komfort bringen, wenn sie nur in einem ganz ursprünglichen Landschaftsgebiet leben können.

Ob sich der Ort noch einmal stärker entwickeln wird, hängt von dem Ausbau des Straßen- und Eisenbahnnetzes ab. Bis jetzt ist er nur sehr schwer zu erreichen. Im Winter liegt rings umher tiefer Schnee. Die Straßen sind dann gar nicht befahrbar. Was der Entwicklung des ganzen Gebietes entgegensteht, ist das Fehlen menschenreicher Städte in unmittelbarer Nachbarschaft. Buenos Aires, das große Sammelbecken moderner, für Berg- und Wintersport zu gewinnender Menschen, ist viel zu weit entfernt. Da liegen die Verhältnisse in Mendoza weitaus günstiger. Als viertgrößte Stadt des Landes und Universitätsstadt fast unterhalb der Kordillere gelegen, in einer der reichsten Provinzen der Republik überhaupt, bringt es die besten Voraussetzungen für eine Entwicklung zum Wintersportzentrum mit sich. In etwa 100 km Entfernung im Raum von Potrrillos verfügt es über ein erstklassiges Skigebiet, das zwar verhältnismäßig hoch gelegen, aber sehr reizvoll ist. Universitäten ziehen meist eine Menschenart an, die auch für Sport in der freien Natur Sinn hat, und so hat dort das Skilaufen in allerjüngster Zeit sprunghafte Fortschritte gemacht, und es ist sehr gut möglich, daß Mendoza eines Tages Bariloche überrunden wird. Freilich fehlt dort der Wald, die üppige Vegetation, die eben das Gebiet um den Nahuel Huapi und um San Martin de los Andes für uns Europäer so anziehend macht.

Wir verließen den Ort in Richtung auf Junin de los Andes, eine gute Stunde weiter, und sahen schon von ferne einen imposanten Berg liegen, einen einzigartigen spitzen Kegel, den Lanin. Er sieht von unten fast unbesteigbar aus, ist aber in Wirklichkeit nicht allzu schwer und erst unlängst von hundert Soldaten des argentinischen Heeres in einem sportlich glänzenden Unternehmen bestiegen worden. So oft ich an ihm vorbeifuhr, freute ich mich an dem herrlichen Bild, besonders frühmorgens, wenn es in den Tälern noch dunkel war, aber die riesigen Schnee- und Eisflächen des gewaltigen Kegels im rötlichen Sonnenlicht funkelten und glitzerten. Hier bei Junin de los Andes im Bereich des Lanin hört die waldreiche und farbenprächtige und abwechslungsreiche Vorgebirgslandschaft der Südkordillere

Die argentinischen Skimeisterschaften



Am Start mit Peter Zimmermann
(Meister im Abfahrtslauf)



Schwere Konkurrenz

Beim Torlauf



Der „Internationale Zug" in 4300 m Höhe

Indios an der Hochgebirgsstation

auf, und wir fuhren nun wieder durch pampaähnliches patagonisches Gebiet auf Zapala zu, einen Eisenbahnknotenpunkt. Die Straße dorthin wurde sehr schlecht, und wir kamen nur langsam vorwärts. Ich hatte kein gutes Gefühl wegen meines Wagens, hatte auch schon unverhältnismäßig oft Öl nachtanken müssen. So ganz dicht schienen die Kolbenringe also doch nicht geworden zu sein. Aber am Öl sollte es gewiß nicht liegen, wenn wir nur überhaupt nach Hause kämen. Da würde sich der Schaden denn schon beheben lassen. Das war es, was mir beim Tanken in Zapala durch den Kopf ging. Denn Zapala ist ja auf dieser Route der letzte größere Ort auf mehr als tausend Kilometer hin. Bevor man sich dieser Steinwüste anvertraute, hätte der Wagen schon zuverlässiger sein dürfen. Aussicht auf Hilfe bestand, wie schon gesagt, kaum. Von Zapala aus ging zum letzten Male eine Straße hinüber auf die belebtere Ostroute nach Neuquen. Aber nach dem Motto ‚Bange machen gilt nicht!' fuhr ich dann doch nach Norden, hinein in die heiße Pampa.

Wir waren kaum zweieinhalb Stunden unterwegs, da heulte der Motor plötzlich auf, und ich merkte, daß er nicht mehr zog. Nach einigen Versuchen wurde mir mit leichtem Grausen klar, daß an einer Schweißstelle an der Hinterradachse, der Steckachse, ein Bruch erfolgt sein mußte. An Schweißen war natürlich hier gar nicht zu denken, weit und breit kein Mensch, Zapala 80 km hinter uns. Bis jemand vorbeikam, konnte es Tage dauern. Und wir waren zu viert und hatten wenig Verpflegung, vor allem wenig Trinkbares mit. Die Sonne brannte unbarmherzig, der Durst wuchs. Wir bauten aus unseren Decken einen Sonnenschutz vor die Fenster. Außerhalb des Wagens konnte man sich auch nicht aufhalten. Da gab es keinen Baum, keinen Strauch, der Schatten gespendet hätte, nur Stacheln und Steine. Aber es blieb uns nichts anderes übrig als zu warten. Der Tag verging. Abends legten wir uns teils in den Wagen, teils draußen hin. Im Laufe des nächsten Tages kam von Zapala in flotter Fahrt ein Lastwagen her. Schon von weitem erkannten wir ihn als einen Wagen der argentinischen Petroleumgesellschaft YPF und faßten neuen Mut in der Hoffnung, daß der uns abschleppen könnte. Als er uns erreicht hatte und der Fahrer sich erkundigte, was uns passiert sei, sagte ich ihm, daß wahrscheinlich die Achse gebrochen sei und er uns doch mitnehmen möchte. Aber der Lastwagen konnte bestenfalls erst abends oder am folgenden Tage zurückkommen, mußte im Augenblick unbedingt weiter und hatte es eilig. Wir hofften also, daß bis zu seiner Rückkehr jemand anders gekommen sein und uns geholfen haben würde, und warteten weiter.

Am späten Abend näherte sich dann aus der anderen Richtung eine Staubwolke. Es war wieder ein Lastwagen, mit einer großen Plane bedeckt,

und da beugte sich einer heraus und sagte auf spanisch: Ja, was machen Sie denn hier, Sie sind doch der Rudel! Und es stellte sich heraus, daß er dem Club Andinista von Mendoza angehörte und mich vom Vorjahre her kannte, als wir zum Aconcagua unterwegs waren. Aber als ich ihm nun meine Bitte vortrug, uns abzuschleppen, da wurde das abgelehnt, weil die Gruppe noch weit in den Süden wollte, um den Fitz Roy zu besteigen, und ihr eigenes Fahrzeug nicht gefährden und keine Zeit verlieren wollte. Aber mich selbst wollte man gern bis Zapala mitnehmen, damit ich mir dort einen Mechaniker holen könnte. Es blieb mir nichts anderes übrig, und ich fuhr mit den lustigen Andinisten aus Mendoza nach Zapala, suchte mir dort eine Werkstatt und traf einen jungen Mechaniker, der aber nur schwer zu überreden war, mitzukommen. Wir müßten uns ein Taxi nehmen, das uns hinausführe, und er müsse genügend Werkzeug mitnehmen, um die Achse auszubauen und zum Schweißen mit nach Zapala zu nehmen. Gesagt, getan, nach einer halben Stunde waren wir wieder auf dem Wege zu unserem Mercedes in der Wüste. Nach einigen vergeblichen Versuchen, die Achse auszubauen, meinte der Mechaniker, der Schaden müsse im Differential liegen. Dafür habe er keine geeigneten Schlüssel mit. Während er nun mit Steinen am Differential herumschlug, so daß ich schon Angst um diesen empfindlichen Teil meines Wagens bekam, schien aber plötzlich sein Wirken von Erfolg gekrönt, denn das Rad faßte wieder ein wenig, und ich sah uns schon im Geiste weiterreisen, optimistisch wie ich nun einmal bin. Da fiel mir das Sprichwort ein, das nach meiner Ansicht außerordentlich passend war: Man kann so dumm sein wie man will, man muß sich nur zu helfen wissen. Und in meiner Freude über dieses so passende Wort, versuchte ich mit meinem damals noch sehr mangelhaften Spanisch dem jungen Mechaniker den Sinn zu übersetzen. Aber der muß das in den verkehrten Hals bekommen haben, machte plötzlich ein unbeschreiblich finsteres Gesicht, packte im Nu sein Werkzeug zusammen, rannte damit zu dem wartenden Taxi hinüber, sprang hinein und war weg. Es ist eben doch besser, wenn man die Landessprache richtig beherrscht, und mit der Übersetzung von Sprichworten sollte man überhaupt vorsichtig sein. Die anderen fragten, wo denn der Mechaniker hin sei, ob er vielleicht etwas holen wolle. Nein, sagte ich, der kommt niemals wieder. Und so saßen wir da, den zweiten Tag schon, hilfloser noch als zuvor, zu essen nichts mehr, zu trinken nichts mehr.

Am dritten Tag kam endlich wieder eine Staubwolke aus Richtung Mendoza. Es war der YPF-Wagen. Ich versuchte, dem Fahrer die Geschichte mit dem Mechaniker zu erzählen, aber vorsichtig, um nicht neues Unheil anzurichten. Er verstand mich denn überhaupt nicht, hing dafür aber sofort

meinen Wagen an mit einer ziemlich kurzen Kette, und da die Besatzung den Eindruck wilder Fahrer machte, die beim Abschleppen nicht viel Rücksicht nehmen würden, wäre ich bedeutend lieber bereits in Zapala gewesen. Aber kaum hatten die ihre Kette an der Stoßstange meines kleinen bedauernswerten Mercedes fest, da fuhren sie auch schon los. Erster, zweiter, dritter Gang, es staubte gewaltig. Ich versuchte zu hupen, aber das Horn funktionierte gar nicht erst, es hätte ja doch nichts genützt. So ging es bergauf, bergab, ab und zu mußte ich scharf bremsen, um bei dem kurzen Abstand nicht in den Lastwagen hineinzurennen. Langsam gingen dabei auch die Bremsen kaputt, und die Sache wurde immer gefährlicher. Wir fuhren siebzig, manchmal achtzig Stundenkilometer, und von den Fahrern des YPF-Wagens schaute nicht einer nach, ob wir überhaupt noch dranhingen. Vermutlich war am Vortage wieder irgendwo in der Welt ein Rennen gefahren worden, bei dem der argentinische Champion Fangio siegreich gewesen war. Wir saßen also in unserem kleinen Fahrzeug, schaukelten und schleuderten wild durch die Gegend und erwarteten jeden Augenblick das, was ja kommen mußte. Denn daß diese Raserei an der kurzen Strippe nicht gut ausgehen konnte, war uns allen klar, und Verständigung mit dem Zugwagen war unmöglich. Auf einmal gab es dann auch einen anständigen Knall, ein Stein und die ganze Windschutzscheibe kam herein, glücklicherweise Sekuritglas, der Vorderwagen hatte einen Klotz von Stein hochgeschleudert, der uns genau getroffen hatte. Und nun flog mir der ganze Sand und Schotter von den Hinterrädern des Lastwagens immer ins Gesicht, ich mußte mich bücken, peilte nur mit einem Auge über das Instrumentenbrett, beide Beine auf der Bremse, die Hände kaum noch am Steuer, auch die anderen hatten gegen den unaufhörlich hereinprasselnden Schotter volle Deckung genommen. Einer schnitt schnell einige Sehschlitze in eine Decke und hielt mir die vors Gesicht, damit ich etwas Schutz hätte. Damit konnte ich mich wieder aufrichten, und wir rasten weiter und warteten auf den Augenblick, in dem die abgenutzten Bremsen ganz versagen würden und wir entweder aus einer Kurve herausfliegen oder in den Kasten vor uns hinten hineinrennen würden.

Und schon gab es wieder einen kräftigen Ruck — es war ja längst wieder eine neue Überraschung fällig — und auf einmal war der Abstand zu dem Lastwagen wesentlich größer, die Kette mußte sich gestreckt oder ein Glied geöffnet haben oder Gott weiß, was geschehen war, jedenfalls hatte ich jetzt etwas mehr Spielraum, um zu manövrieren, auch war die größte Steigung überwunden, das Gelände wurde flacher, die Straße weniger kurvenreich, und schließlich kam Zapala in Sicht. Auf einem freien Platz in der Ortschaft hielt der Lastwagen an, einer der Fahrer stieg aus und wollte uns

wohl mitteilen, was wir für das Abschleppen schuldig wären. Ich konnte noch nicht wieder sprechen, war noch völlig außer Atem und nur froh, daß ich den Wagen noch rechtzeitig zum Stehen gebracht hatte. Mittlerweile stiegen auch die anderen YPF-Männer aus, schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, als sie sahen, wie sie uns zugerichtet hatten. Vorne alle Lampen zerschlagen, die Windschutzscheibe sowieso, die Stoßstange auf der einen Seite völlig herausgerissen, daher die plötzliche Vergrößerung des Abstandes also. Da verzichteten die Leute dann doch auf ihre Abschleppgebühr, wandten sich wortlos ab, stiegen in ihren Wagen und fuhren davon. Ihre kindlichen Gemüter konnten nicht anders reagieren. Es war ein Ausdruck der Trauer, daß ihre gutgemeinte Hilfe so ausgegangen war. Wir aber standen in Zapala mit unserem zerschlagenen Wagen, selber restlos verdreckt, nicht nur mit Staub, sondern buchstäblich mit Sand und Steinen bedeckt, und waren froh, daß noch niemand gekommen war, um uns neugierig zu bestaunen.

Ich machte mich dann auf, um wieder einen Mechaniker zu finden, der den Mercedes in seine Werkstatt schleppte und ihn einigermaßen fahrbereit machte. Ich ging zu dem gleichen, den ich am Vortage aufgesucht hatte, in der Hoffnung, daß seine Verärgerung sich inzwischen gelegt hätte. Aber kaum schaute ich in seine Werkstatt hinein, da erkannte er mich, machte ein böses Gesicht, hob den Hammer, und ich trat schnell einen Schritt beiseite und wartete, daß der Hammer durch die Tür geflogen käme. Der kam zwar nicht, aber mir wurde klar, daß dieser Mann wohl nie mehr im Leben etwas für mich tun würde. Ich mußte mir also einen anderen suchen und entdeckte dann auch ein kleines Schild ‚Ford'. Es war aber Samstag nachmittags, und ich traf dort nur einen Mann an, der sich gerade feiertäglich putzte und schniegelte und sichtlich ausgehen wollte. Als ich ihm den ganzen Fall auseinandersetzte und sagte, daß ich doch am Montag wieder in der Fabrik sein müsse und bis dahin fast noch 2000 km zu fahren hätte, erklärte er mir, daß es in Zapala nur einen Italiener gebe, der elektrisch schweißen könne, und der sei bestimmt nicht mehr da. Es gelang mir aber dann doch mit entsprechenden Versprechungen, daß er wenigstens schon einmal die Achse ausbaute, um zu sehen, was weiter zu tun sei. Mit einem traurigen Blick auf seinen schönen Anzug und wahrscheinlich in Gedanken an das, was er versäumte, zog er sich wirklich wieder um, nahm sein Werkzeug und kam mit mir. Schon beim Lösen der ersten Schrauben sah ich, daß wir Glück gehabt und einen wirklich geübten und erfahrenen Fachmann erwischt hatten. Nach zehn Minuten schon drückte er mir die beiden Teile der gebrochenen Achse in die Hand und zeigte mir den Weg zur Werkstatt des Italieners, dessen Sohn elektrisch schweißen konnte.

Auch dieser hatte sich schon feiertäglich zurechtgemacht, und es kostete mich hier noch erheblich mehr Überredungskunst und Angebote, um ihn an die Arbeit zu bringen, als bei dem anderen. Er war auch gar nicht auf den Mund gefallen. Aber am Ende siegten meine stärkeren Argumente, und auch er entpuppte sich als ein wirklicher Könner seines Fachs. Innerhalb von vierzig Minuten war die Achse geschweißt, geschliffen und neu zentriert, und ich konnte stolz erhobenen Hauptes, diesmal nur mit einem Stück in der Hand, zu meinem Mechaniker zurückkehren, der von diesem Erfolg überwältigt, die Achse sofort wieder einbaute. Inzwischen hatte er sich anderweitig nützlich gemacht und mit Draht alles festgezurrt, was nicht mehr niet- und nagelfest war, und das war nicht wenig. Meine Reisegefährten hatten mir eine große Motorradbrille gekauft als Ersatz für die Windschutzscheibe, und nachdem eine kurze, aber harte Probefahrt die Güte der Schweißnaht bewiesen und wir uns mit reichlich Proviant versorgt und in alle verfügbaren Decken und Ponchos gehüllt hatten, ging es, selbstverständlich wieder auf der Nordroute, vorwärts. In der Abenddämmerung passierten wir die Stelle, an der uns das Unglück zugestoßen war, fuhren die ganze Nacht, den ganzen Sonntag, passierten viele Furten, die glücklicherweise kein Wasser oder doch nur sehr wenig führten, mußten uns einmal mit der Fähre übersetzen lassen und gelangten am späten Sonntagnachmittag nach Sosneado, von wo sich sechzig km weit ein Tal mit den idealsten Skihängen, die ich kenne, bis zu den Schwefelquellen von Los Molles in die Kordillere hineinzieht.

Von Sosneado gelangten wir in kurzer Zeit bei San Rafael in das Weinbaugebiet von Mendoza, und zwar gerade zur Traubenzeit, so daß unsere Ernährung auf die beste Art sichergestellt war. In Mendoza selbst kamen wir spät abends an, wurden aber noch gehörig bestaunt, da ja unser Aussehen und der Zustand des Wagens einfach unbeschreiblich waren. Aber der Motor schnurrte immer noch, wenn man nicht vergaß, ihm alle 100 km seine drei Liter Öl einzufüllen, und die Achse hielt auch. Nachts gerieten wir dann auf der guten Asphaltstraße von Mendoza nach San Luis zuguterletzt noch in eine Überschwemmung hinein, blieben elend darin stecken und konnten erst nach längerem Warten von einem großen Weintransportlastzug rückwärts herausgezogen werden. Während die Kerzen trockneten, sank der Wasserspiegel soweit, daß wir nach einer weiteren Stunde durchkamen. Und weiter ging es über San Luis, Villa Mercedes, Rio Quarto. Ich saß nun fast achtundvierzig Stunden am Steuer und war mehr als müde. Montag mittag durchquerten wir die Sierra Grande, und ich kam gerade noch vor Dienstschluß in der Fabrik an. Aber der kleine, tapfere Mercedes hatte es geschafft, trotz allem, was wir ihm zugemutet hatten.

Kapitel XIII

Kameradenwerk und Deutschlandreisen

Ein deutscher Offizier, der aus französischen Gefängnissen direkt nach Argentinien gekommen ist und von hier aus unermüdlich im Rahmen seiner Möglichkeiten die in Frankreich zurückgelassenen Kameraden mit Paketen versorgt, unter ihnen auch den damals noch gefangenen General Ramcke, erzählt mir ausführlich von dem Schicksal dieser Jahre nach dem Kriege noch eingekerkerten Soldaten, die, zum Teil zum Tode verurteilt, in Ketten jahrein, jahraus ihrer Hinrichtung entgegensehen. Er zeigt mir ergreifende Briefe von Günther Bänsch und anderen, die unschuldig, selbst im Rahmen der nachträglich erfundenen Kriegsverbrecher-Gesetze unschuldig, den Tod erwarten und dieses Schicksal seit Jahr und Tag mit vorbildlicher Haltung tragen. Er hat sich bereits bemüht, weitere deutsche Kreise in Argentinien für Hilfsaktionen zugunsten dieser Kameraden zu gewinnen und vier oder fünf wahre Idealisten gefunden, die ihm dabei helfen. Aber sie alle müssen tagsüber hart für ihren Lebensunterhalt arbeiten und kämpfen, und so bleibt ihnen nicht viel Zeit für ihr gutes Werk.

Demgegenüber steht die überwältigend große Zahl derer, denen geholfen werden muß, und denen sonst niemand hilft. Denn es handelt sich ja nicht nur um die Kameraden in französischen Gefängnissen. Da sind die vielen Schicksalsgenossen in den Zuchthäusern und Strafanstalten von Holland, Belgien, Dänemark, die zum Teil unter ganz menschenunwürdigen Verhältnissen seit Jahren gefangen gehalten werden, weil man ihnen eben sogenannte Kriegsverbrechen zur Last legt, die erst nachträglich gesetzlich als strafbar erklärt wurden und den Opfern dieser vollkommen willkürlichen Siegerjustiz meist nicht einmal nachgewiesen werden können. Oft handelt es sich dabei um Tatbestände, die gleichzeitig in Korea als besondere Heldentaten mit hohen Auszeichnungen belohnt werden, soweit sie von alliierten Soldaten begangen werden. Genau das gleiche gilt für die vielen Opfer der auf deutschem Boden von den Besatzungsmächten veranstalteten Kriegsverbrecher-Schauprozesse, die in Landsberg, Werl und Wittlich gefangengehalten werden und zum großen Teil infolge der erlittenen schweren Folterungen und Mißhandlungen bleibende Schäden an ihrer

Gesundheit davongetragen haben. Ihr Zustand und ihre Lage sind furchtbar, und in Deutschland hat, mit wenigen Ausnahmen, auf die wir noch zu sprechen kommen werden, niemand den Mut, diesen Kameraden, die menschlich oft eine ausgesprochene Elite darstellen, zu helfen.

Den sieben Häftlingen in Spandau kann leider auf keine Weise irgendwelche Hilfe zugeleitet werden. Aber da sind die Angehörigen, die oft in bitterer seelischer und materieller Not leben. Da sind die Familien von allein an 300 in Nürnberg und Landsberg Gehängten, um nur ein Beispiel zu nennen, die Witwe des Thüringer Gauleiters Sauckel mit neun Kindern, die in kaum vorstellbarer Armut dahinvegetieren, weil niemand es wagt, dieser Frau zu helfen, im Gegenteil, die Gehässigkeit kleiner, schmieriger Geister sich hemmungslos an dieser Familie austobt. Dabei hat weder Frau Sauckel noch eins ihrer Kinder je einem Menschen etwas Böses getan. Solche Schicksale gibt es zu hunderten. Dann sind da die Tausende von kriegsinvaliden Heimkehrern, denen die Behörden nur sehr unvollkommene Unterstützung gewähren, und die Hunderttausende von Angehörigen der in Rußland, in Polen, in Jugoslawien und der Tschechei Gefangenen, Vermißten, Verschollenen und Ermordeten. Man könnte schier verzweifeln angesichts dieser ungeheuren Ausdehnung der Not und des Elends, an denen ja auch der Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft wenig oder nichts ändern kann oder ändern will.

Aber zum Verzweifeln ist keine Zeit. Also packten wir die Aufgabe an. Natürlich mußte das auf breitester Basis geschehen, wenn es überhaupt einen Sinn haben sollte. So entstand das Kameraden-Werk mit seinem Hauptsitz in Buenos Aires. Wir beschafften uns zunächst aus den westlichen Gefängnissen Listen der Angehörigen, denen es am schlechtesten ging. Und dann machten wir uns systematisch an die Arbeit. Bald zeigte sich der gute Kern des Deutschtums in Übersee und die besondere Art seiner Heimatverbundenheit, die sich nicht in vielen Worten und Redensarten ergeht, sondern es vorzieht, praktisch wirksam zu sein. Schon Weihnachten 1951 konnten 1500 Pakete versandt werden mit Lebensmitteln und Kleidung. Ein Jahr später waren es schon wesentlich mehr. Zwischendurch erhielten besonders dringliche Fälle laufende Hilfe. Und dann versuchten wir in die Gefängnisse auch Bücher und Zeitschriften beständigen Inhalts und bleibenden Werts hineinzubringen. Denn für einen Mann, der seit Jahren eingesperrt ist, bedeutet eine innere seelische Aufrichtung oder auch nur das Wissen darum, daß es noch Menschen gibt, die ebenso denken wie er, oft weit mehr als irgendeine materielle Hilfe.

Ich warb in Argentinien, Brasilien und — seit 1952 — auch in Chile. Überall entstanden feste organisatorische Grundlagen, in deren Rahmen

ehrenamtliche Helfer und Mitarbeiter wirkten, und überall zeichneten sich bald einzelne besonders opferfreudige Spender aus, denen nicht nur die Heimat allgemein, sondern gerade das Schicksal der verfemten, von allen verstoßenen, oft treuesten Söhne dieser Heimat, eben Opfer der Siegerjustiz, am Herzen lag, und die bedeutende Teile ihres Vermögens bedenkenlos an diese Sache verwandten. Natürlich blieb trotz alledem unser Bemühen angesichts dessen, was zu schaffen notwendig gewesen wäre, nur Stückwerk. Oft kam mir der Vergleich mit unserem Kampf gegen russische Panzer in den letzten Kriegsmonaten: der Versuch mit einigen wenigen eine Flutwelle aufzuhalten. Aber wie damals, so ist und war auch bei unserem Kameradenwerk nicht die Menge des aufgebrachten Geldes oder der versandten Pakete ausschlaggebend, sondern die Tatsache, daß überhaupt noch jemand da war, der den von allen am meisten verlassenen Kameraden und ihren Angehörigen die Treue hält.

In dieser Auffassung von unserer Aufgabe traf ich mich dann auch mit der Mutter Elisabeth, der Prinzessin von Isenburg, die allen Landsbergern und vor allem den Frauen der letzten sieben 1951 in Landsberg Gehängten ein Begriff ist, und die ich bei einer meiner Deutschlandreisen kennenlernen durfte. Mutter Elisabeth hatte zuerst ganz allein, später mit einem bescheidenen kleinen Mitarbeiterstab innerhalb Deutschlands dasselbe in Angriff genommen, was wir in Übersee versuchten: Hilfe für die von allen Verlassenen. Sie war dabei durchaus nicht nur bei materiellen Hilfeleistungen stehen geblieben, sondern — nach langen, sie zutiefst erschütternden Gesprächen mit Ohlendorf, kurz vor dessen Hinrichtung — zu der Überzeugung gelangt, daß diesen Männern Unrecht geschähe, hatte sie sich mit ihrer ganzen Kraft für Revision der Urteile und Abwendung des Schlimmsten eingesetzt. Es war vergeblich. Seitdem ist diese Frau, wenn überhaupt möglich, noch unermüdlicher in ihrer Hilfstätigkeit geworden. Als wolle sie allein alles Unrecht der ‚Sieger' wieder gutmachen. Sie und ihr Werk, die ‚Stille Hilfe', sind uns bei unserer Tätigkeit in Südamerika immer leuchtendes Vorbild gewesen. Mutter Elisabeth war es auch, die uns dann die zuverlässigsten Namens- und Anschriftenlisten der Hilfsbedürftigen mitteilte, die sie oft selbst in nächtelanger Arbeit zusammenstellte, und die ich von meinen Deutschlandreisen mit zurück nach Argentinien und Brasilien nehmen konnte, um unsere Hilfsaktion wirklich in die richtigen Kanäle zu leiten.

Am schwersten ist es immer, die Mittel zusammen zu bekommen, um einen guten Rechtsbeistand zu finanzieren, wenn wieder einmal einem der Kameraden ein Prozeß droht. Denn die Verfolgungen hörten ja auch acht Jahre nach dem Kriege noch nicht auf. Und im Zeitalter der ungeheuer ver-

breiteten ‚Justiz-Irrtümer' wurden natürlich gerade die tüchtigsten Anwälte so gesucht, daß sie beim besten Willen nicht mehr in der Lage waren, in jedem derartigen Fall auf ihre Gebühren zu verzichten. Also müssen die Mittel her, damit der betreffende Kamerad nicht ohne guten Rechtsschutz dem Haß und der Willkür gegnerischer Staatsanwälte oder gar dem ‚Gutachten' von ‚Moral-Theologen' ausgeliefert ist. Es hat manche Mühe erfordert, um einem der treuesten Spender einen solchen Fall besonders ans Herz zu legen. Man konnte ja noch von Glück sagen, wenn es überhaupt zu einem ordentlichen Prozeß kam. Wir erstrebten in jedem Fall ein klares Urteil. ‚Amnestien' schätzten wir gar nicht, denn sie dienten nur dazu, früher begangene Justiz-Verbrechen der ‚Sieger' zu verschleiern. Das galt übrigens nicht nur der deutschen Bevölkerung gegenüber. Wissen doch Frankreich, Belgien, Holland und selbst Dänemark heute noch nicht, wie sie ihrer Bevölkerung die Tatsache beibringen sollen, daß dort von 1944 bis 1946 Hunderttausende ohne Prozeß und Urteil ‚hingerichtet', das heißt bestialisch ermordet worden sind. Zur Entschuldigung dieser ungeheuerlichen Vorgänge während der ‚Befreiung' erfand man in allen diesen Ländern ganz neue Begriffe, nachträglich, zur Vertuschung der Tatsache, daß sich mitten im 20. Jahrhundert Instinkte von erschreckender Primitivität ausgetobt haben, die sich von denen des asiatischen Kommunismus nur durch ihre Perversität und Dekadenz unterschieden.

Schon aus diesen Gründen hatten wir unsererseits also gar kein Interesse an derartigen Vertuschungsmanövern, auf die ja eine Amnestie in Kriegsverbrecherfällen meist hinausläuft. Lieber versuchten wir, die Mittel für eine anständige Verteidigung aufzubringen. Und die einzige Gewähr dafür, daß diese Verteidigung dann auch zu Worte kam und nicht, wie in Nürnberg, einfach übergangen wurde, war eben die Autorität eines bekannten Verteidigers, der möglichst über reiche Erfahrungen in den Prozeßverfahren der Sieger- und Besatzungsmächte verfügen mußte. Aber ein solcher Anwalt kostete eben Geld. Einer schrieb mir z. B.: „Im übrigen liegt mir persönlich das Schicksal der Breda-Flüchtlinge erheblich am Herzen, zumal ich als einer der Verteidiger fast Tag und Nacht daran arbeitete (ohne bisher auch nur einen Pfennig dafür bekommen zu haben), und die Aufgabe, diese sieben ordentlichen Kerle den Klauen der Holländer zu entreißen, ebenso schwierig wie verantwortungsvoll ist, zumal ich weder weiß, wie wir genügend Geld beschaffen sollen, um die erforderlichen Gutachten von maßgeblichen Rechtslehrern erstatten zu lassen, noch die Gewißheit haben, ob sich wenigstens die übrigen fünf in Sicherheit befinden. Außerdem ist das auch rein rechtlich vielleicht der schwierigste Fall, mit dem ich jemals zu tun hatte ..." Und an anderer Stelle: „Die Bundesregierung hat

die deutsche Öffentlichkeit über den Komplex der Breda-Flüchtlinge falsch unterrichtet. Mein Mandant ist keinesfalls ein krimineller Verbrecher. Er wäre von einem deutschen Gericht niemals verurteilt worden. Es ist unsere Aufgabe, die Situation dieser sieben Leute so darzustellen, wie sie in Wirklichkeit ist. Wenn die Bundesrepublik die entflohenen Breda-Häftlinge nach Holland ausliefert, haben wir Deutsche das moralische Recht verwirkt, die gegen deutsche Soldaten wegen Kriegsverbrechen ergangenen Urteile jemals anzufechten. Die Bundesregierung würde mit einer solchen Maßnahme sämtliche ‚Kriegsverbrecher-Urteile', die nach dem Kriege gegen Deutsche gefällt wurden, de facto anerkennen."

Wenn ich hier gerade diese Stimme zitiere, so deswegen, weil in diesem Falle — wie leider in vielen anderen auch — alle unsere Bemühungen vergeblich waren und die Breda-Flüchtlinge von der westdeutschen Bundesregierung eben nicht geschützt wurden. Mutter Elisabeth schreibt dazu: „Ist die Not aller Deutschen, die heute noch in alliierten Gefängnissen als sogenannte Kriegsverbrecher eingekerkert sind, groß und schwer, so ist sie doch fast namenlos bei jenen Volksdeutschen oder Angehörigen der benachbarten Staaten, die während des letzten Krieges an der Seite der deutschen Wehrmacht als Freiwillige gegen den Bolschewismus gekämpft haben. Das Gebot primitivster Dankbarkeit verpflichtet uns, ihnen in ihrer Verlassenheit beizustehen. Ein solcher Gefangener schreibt mir aus Brüssel:

„Als Sohn einer deutschen Mutter und eines holländischen Vaters, der selbst deutscher Abstammung und aus der deutsch-holländischen Grenzmark gebürtig war und seine ganze Jugend in Holland verbrachte, bin ich nur Volksdeutscher. Damals in der Not waren wir alle gleichberechtigt, schon 1940 wurde ich auf Grund meiner freiwilligen Anmeldung ohne Schwierigkeiten als Volksdeutscher zu einer SS-Einheit eingezogen. Nach dem Zusammenbruch wurde ich in Soltau vom Engländer verhaftet und nach Holland verbracht; von dort wurde ich illegal an Belgien ausgeliefert, um hier zum Tode verurteilt zu werden. Jahrelang zum Tode verurteilt, wurde die Todesstrafe erst am 10. Oktober 1951 in lebenslängliche Zwangsarbeit umgewandelt. Als Sohn eines Holländers habe ich meine holländische Staatsangehörigkeit wegen meines freiwilligen Einsatzes bei der Waffen-SS verloren und vom heutigen Deutschland werde ich nicht als Deutscher anerkannt ... Es ist hart und bitter, liebe Mutter Elisabeth, im tiefsten Elend, nach sieben Jahren langsamer Zermürbung um meine alte Mutter und meine tapfere Frau sich so verlassen fühlen zu müssen, so ausgestoßen, so verleugnet von jenem Lande, für das ich mich mit meinem Leben eingesetzt und alles geopfert habe, und dem ich bis heute und bis

zum Ende meines Lebens treu sein werde. Ich habe Deutschland nicht verleugnet in den schweren Jahren nach dem Zusammenbruch, als eine Welt von Haß und Lüge sich über die ausgeblutete Heimat gestürzt hat. In der Öffentlichkeit während meines Prozesses habe ich mich zu meinem deutschen Vaterland bekannt, als ich vor dem Kriegsgericht ausrief: ‚Ich bin Deutscher und habe nichts als meine Pflicht meiner Heimat gegenüber getan!'"

Und wenn solche Jungen dann fliehen, natürlich nach Deutschland, von dem sie wenigstens annehmen dürfen, daß es ihnen Schutz gewährt, dann läßt man in den Westzonen nach ihnen fahnden, läßt sie verhaften und ihren ausländischen Henkern zurückstellen, die sich dann natürlich mit verdoppelter Brutalität über sie her machen. Ich muß gestehen, es hat mich lange Zeit schwer deprimiert, daß wir in dieser Sache so völlig machtlos waren. Ich fragte mich manchmal, was denn all unsere Tätigkeit für einen Sinn hat, wenn wir in so klaren und entscheidenden Fällen nicht einmal das Beschämendste verhindern können. Was uns alle nach solchen Niederlagen wieder aufrichtete, war dann immer wieder der Dank derjenigen, denen wir wirklich ein wenig hatten helfen können, und sei es auch nur, indem wir sie fühlen ließen, daß sie nicht ganz vergessen und verlassen waren ..., „weil es mir und meinen Kameraden zeigt, daß weit von unserem Heimatland entfernt deutsche Menschen wohnen, die an uns Verdammte denken und mit uns fühlen. Sie haben wirklich geholfen, das Gefühl des Verlassenseins zu verscheuchen, das uns in den sechs Jahren der Gefangenschaft beschlichen hat". So und ähnlich klingt es aus Hunderten von Briefen, und in ebenso vielen wird erzählt, mit welcher Standhaftigkeit und edlen Haltung das Schwerste ertragen wurde. Und das beweist uns immer wieder, wie unendlich würdig diese Menschen all unserer Bemühungen sind, und daß es sich bei diesen Ausgestoßenen wirklich oft um eine ausgesprochene Elite, um wahren menschlichen Adel handelt:

„Ich habe die letzten Besuche bei meinem Bruder in der Todeszelle gemeinsam mit meiner Frau gemacht, bin Zeuge einer wahrhaft menschlichen, inneren Größe und Tapferkeit, nicht nur meines Bruders, sondern auch meiner Schwägerin gewesen. Wie würden alle die Schmierer und Lügner zum Schweigen gebracht, würde nur ein Bruchteil in der Öffentlichkeit bekannt von dem, was hier geglaubt und gelebt wurde, unter dem Galgen. Darum wollen wir nicht verzweifeln, sondern Ja sagen zu diesem Ringen, auch wenn es noch so hart ist ... Sie haben mit Ihren Worten auch meinen alten Eltern, denen man alles nahm, zuletzt noch ihren ältesten Sohn, und auch mir sehr viel gegeben. Das alles bestärkt uns in dem Glauben, daß es ideelle Werte sind, die das Leben lebenswert machen ..." So heißt es in einem Brief aus der Ostzone, und in einem anderen: „Mitte Mai werde ich

zu meinem Mann fliegen, und wir werden uns 30 Minuten sehen und sprechen können durch den Hühnerdraht. Bleiben für den Rest des Jahres noch 60 Minuten. Die Sieger sind doch großzügig! Falls Sie nach Deutschland kommen, wünsche ich Ihnen sehr, daß Sie nicht nur Schweres erleben und sehen, sondern auch frohe Stunden mit Freunden und Kameraden erleben ...“ Und in einem dritten Brief: „In Anbetracht der großen Not, die zur Zeit in unserem Vaterland unter den Ostflüchtlingen herrscht, möchte ich Sie doch bitten, die mir zugedachte Hilfe lieber anderen zukommen zu lassen ...“ Und wieder aus Landsberg: „Sie dürfen nicht glauben, daß wir kleinmütig oder verzagt wären. Natürlich freuen wir uns nicht über unser Schicksal, aber wir lassen uns auch nicht davon umwerfen. Sie selbst kennen ja unsere frühere harte Schule, und die macht sich nun eben bezahlt. Außerdem sind wir ja von Haus aus keine Waschlappen gewesen, und so wird eben alles genommen, wie es kommt. Das Bittere an der ganzen Sache ist nur, daß wir uns nicht wehren können und von der Gnade oder Ungnade der anderen abhängig sind.“

Wenn ich solche Briefe lese, wird mir klar, daß ich wieder einmal eine Deutschlandreise machen muß, um diesen Männern und Frauen persönlich in die Augen sehen und die Hand drücken zu können. Auch gibt es Fälle, die sich nicht brieflich behandeln lassen. Dazu gehören zum Beispiel neue Verhaftungen von Kameraden auf Grund irgendwelcher obskurser Verdächtigungen. Da kam unter anderen ein Brief direkt aus dem Hamburger Untersuchungsgefängnis, in dem es heißt: „Ich hoffe, daß die deutsche Justiz bei genauer Prüfung des Sachverhalts zu der Überzeugung kommen wird, daß meine Organisation tatsächlich keine Gefährdung der verfassungsmäßigen Ordnung darstellt. Was mich schreiben läßt, ist die Sorge um meine Familie, und darum möchte ich Sie nun an das mir damals scherzhaft gegebene Versprechen erinnern, im Notfalle ein Paket zu schicken ...“ Aus solchen Scherzen kann eben heutzutage sehr schnell bitterer Ernst werden. Aber der Brief lautet dann weiter: „... ferner möchte ich Sie bitten, doch von sich aus an das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe zu schreiben und ihre Überzeugung über Charakter und Wollen meiner Gruppe zu Protokoll zu geben.“ Und solche Wünsche lassen sich praktisch nur persönlich an Ort und Stelle erledigen. Das gleiche gilt für die Affäre eines Kameraden, der gerade jetzt erneut eingesperrt wurde, dessen tapfere Frau schrieb: „Ich erleide wirklich keine Not und es wäre von mir anmaßend, wenn ich Ihnen gegenüber Wünsche äußern würde. Sie kennen ja meinen Mann und somit auch mich. Wenn Sie mir trotzdem noch eine Freude bereiten wollen, dann bitte, lassen Sie die mir angebotene Hilfe den Ostflüchtlingen zukommen. Ich stehe in Arbeit und Brot und kann somit den

inhaftierten Vater unserer Kinder vertreten, während die anderen Menschen aus dem Osten zur Zeit vor dem Nichts stehen."

Solche zu allem bereits bestehenden Unrecht neu hinzukommenden Fälle stehen durchaus nicht vereinzelt da. Sie lassen sich mit ein paar Trostbriefen und gelegentlichen Paketsendungen nicht erledigen. Das Übel muß endlich einmal an der Wurzel gepackt werden. Der Möglichkeit, daß sich der Haß des nach oben gespülten Untermenschentums immer weiter hemmungslos austobt, muß endlich ein Riegel vorgeschoben werden, wenn jemals wieder geordnete und menschenwürdige Zustände in unserer Heimat herrschen sollen. Unsere Hilfsmöglichkeiten reichen bei weitem nicht aus, um dem bereits 1945/46 angerichteten Elend auch nur annähernd abzuhelfen. Was soll aber werden, wenn diese Wahnsinnswelle immer weiter rast?

Solche entscheidenden Dinge lassen sich natürlich nur an Ort und Stelle besprechen. Hinzu kam, daß ich mir von Zeit zu Zeit dringend bei Striede in Kufstein neue Prothesen anpassen lassen mußte, um volle Bewegungsfreiheit zu behalten. Das erste Mal kam ich im Oktober 1950 in die Heimat zurück, also nach zweijähriger Abwesenheit. Und da zeigte sich, daß ich über die wirklich wesentlichen Änderungen, die inzwischen eingetreten waren, immer einwandfrei unterrichtet worden war. Viele schriftliche Schilderungen, die ich von den verschiedenen Seiten, aufgefordert und unaufgefordert erhalten hatte, bestätigten sich und nur sehr wenige erwiesen sich als Fehlbeurteilungen. Ja, ich hatte sogar den Eindruck, daß mir die regelmäßig einlaufenden, auf das Wichtigste konzentrierten Lageberichte mancher Kameraden aus der Heimat dazu verhalfen, die Dinge an Ort und Stelle klarer zu erfassen und zu durchschauen, ohne mich erst von dem Vielerlei der Einzelheiten verwirren zu lassen. Diesen Blick für das Wesentliche hätte ich mir niemals erwerben können, wenn ich die ganzen Jahre über in Deutschland gesessen hätte, ganz abgesehen davon, daß ich mich ja dann auch nicht dem Aufbau und Ausbau des überseeischen Kameraden-Hilfswerks hätte widmen können. Diese ersten Reisen nach Deutschland waren natürlich mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, denn eine legale Einreise war damals ja noch gar nicht möglich, da es noch keine Vertretungen der westdeutschen Bundesrepublik im Auslande gab. Zuständig war die nordamerikanische Botschaft. Sogar 1952 noch, als mein Vater starb, mußte ich die Amerikaner um Genehmigung zur Einreise angehen. Mir war bekannt, daß dort Listen von Personen vorlagen, die eine solche Genehmigung grundsätzlich nicht bekamen. Ich hatte mich durch diese Tatsache bis dahin nicht stören lassen, sondern war immer dann gefahren, wenn ich es für notwendig und richtig hielt. Allerdings erforderten solche

„nicht genehmigten“ Reisen etwas mehr Vorbereitungen als heute. Als ich die Nachricht bekam, daß es meinem Vater sehr schlecht ging, sollte die Abreise natürlich sofort stattfinden. Darum bemühte ich mich ausnahmsweise um die Erlaubnis, in der Hoffnung, daß es dann schneller ginge, und auch, weil ich ja in diesem Falle örtlich an den Wohnort meiner Eltern gebunden war und ein Versteckspielen mit den Behörden, wie bei den Reisen vorher, nicht in Betracht kam. Ich ging also auf die nordamerikanische Botschaft in Buenos Aires und nahm die Benachrichtigung mit, aus der hervorging, daß der Gesundheitszustand meines Vaters auf das äußerste gefährdet war. Natürlich erhielt ich im Augenblick gar keinen Bescheid, sondern mußte unverrichteter Dinge wieder fortgehen. Dann begann das Warten, das um so aufreibender war, weil es für ein Wiedersehen mit dem Vater ja jeden Tag zu spät sein konnte, und endlich, nach einer Zeit, in der ich schon dreimal ohne Genehmigung hätte reisen können, erhielt ich den ablehnenden Bescheid, ohne Angabe von Gründen. Als ich mich nach diesen Gründen erkundigte, sagte man mir kaltlächelnd: Solange wir zu bestimmen haben, werden Sie niemals wieder nach Deutschland reisen können. Denn für uns sind Sie kein Privatmann, sondern eine militärische bzw. politische Persönlichkeit, deren Anwesenheit in Deutschland wir nicht wünschen. Ich war von dieser offenherzigen Antwort so überrascht, daß ich es nicht unterlassen konnte, dem Beamten zu sagen, daß ich ja bisher schon verschiedentlich ohne Wissen und Willen seiner Regierung drüben gewesen wäre, und daß ich mich auch dieses Mal nicht hindern lassen würde, zu reisen.

Um nun die Reise auf die gleiche Art durchzuführen wie die vorigen, bedurfte es, wie gesagt, erheblicher Vorbereitungen, und so geschah es denn, daß mein Vater starb, bevor ich dort sein konnte und daß ich ihn nicht mehr sah. Solche Erlebnisse sind es, die uns formen und prägen und nach denen wir uns letztlich richten, nicht die schönen Worte in den Zeitungen, wie gut man es doch mit uns meine. So mußte ich mir also auch dieses Mal meinen Weg nach Hause suchen und fand ihn auch, wie bisher immer. Natürlich konnte ich nicht einfach hinfahren, sondern mußte unterwegs Station machen und die Gelegenheiten und Möglichkeiten, über die Grenze zu kommen, erforschen. Gute Freunde und Kameraden halfen mir wie immer dabei, und es bewährte sich, wie schon so oft, der Zusammenhalt unserer Gemeinschaft, die eben zu fest geschweißt wurde, als daß sie durch die Zufälligkeiten der Nachkriegs-Grenzziehung erschüttert werden könnte. Glücklicherweise waren fast alle Beamten an der Grenze Frontsoldaten des letzten Krieges, die gar nicht daran dachten, einem gegen mich erlassenen Haftbefehl unserer Feinde bzw. ihrer Helfershelfer und Hand-

langer nachzukommen. Der einfache, schlichte Mensch und Soldat in ihnen hatte für derartige Maßnahmen keinerlei Verständnis, sondern war fast mehr noch als ich selber entsetzt und empört darüber, daß so etwas überhaupt möglich war. So ist mir meist der Wortlaut der gegen mich erlassenen Befehle schon im Augenblick des Grenzüberganges bekannt gewesen oder ich hielt sogar wenige Stunden, nachdem ich den Boden unserer zerrissenen Heimat betreten hatte, eine Fotokopie des Haftbefehls in der Hand und erhielt Bericht über die Maßnahmen, die angelaufen waren. Diese kameradschaftliche Hilfe ermöglichte es mir, bestimmte Termine und Verabredungen einzuhalten und so die kurze Zeit, die mir zur Verfügung stand, wirklich auszunützen. Die Tatsache, daß ein Mann, der jahrelang gegen den Bolschewismus und für sein Vaterland gekämpft hat, nur auf diese Art und Weise, gewissermaßen nur auf eine illegale Kameradschaft gestützt, die Heimat besuchen kann, ist gewiß kein Ruhmesblatt in der Geschichte Nachkriegs-Deutschlands. Darum machte ich mir auch keinerlei Gewissensbisse bei solchen Grenzübergängen, sondern im Gegenteil ein Vergnügen daraus, den Besatzungsbehörden bzw. den von ihnen eingesetzten Dienststellen ein Schnippchen zu schlagen. Und die Beweise echter Frontgemeinschaft, die ich dabei erleben durfte, richteten mich auf und gaben mir Mut und Kraft. Oft genug war es ergreifend, zu sehen, wie sich die Männer Sorgen machten, daß ich eines Tages doch in die Hände der Häscher geriete, und wie sie alles taten, was in ihren Kräften stand, um das zu verhindern. Selbstverständlich nutzte ich diese Treue und Anhänglichkeit nicht aus, sondern nahm die Hilfe der Männer nur soweit in Anspruch, als es unumgänglich notwendig war, um sie nicht unnötig in ihrer beruflichen Stellung zu gefährden.

Einmal ging ich am hellichten Tage in einem hügeligen Waldgebiet über die Grenze, hatte meine Schuhe in die Hand genommen, und ging in Turnschuhen, lediglich die Aktentasche unter dem Arm mit den wenigen Dingen, die ich für kurze Zeit benötigte. So kam ich aus dem Wald heraus, an einer wenig übersichtlichen Stelle, da stand plötzlich ein Grenzer vor mir, den Hund an der Leine. „Haben Sie einen Ausweis? Wo kommen Sie her?" „Ich gehe spazieren, wie Sie sehen. Einen Ausweis habe ich nicht bei mir." „Wenn Sie keinen Ausweis haben, muß ich Sie festnehmen." So gingen wir also gemeinsam weiter und unterhielten uns. Schließlich sagte der Grenzer: „An sich sind Sie doch ein ganz vernünftiger Mann, wenn Sie nur irgendein Papier hätten, würde ich Sie gerne laufen lassen. Haben Sie nicht irgend etwas?" Ich kramte in meinen Taschen und zog ein Kouvert heraus, einen Brief, der an mich gerichtet war. Er sah den Brief und fragte: „Sind Sie etwa der, der da drauf steht?" Ich bejahte. Da schlug er die Hacken zu-

sammen und rief: „Warum sagen Sie das nicht gleich? Ich war doch auch bei der Luftwaffe.“ Ich sagte: „Dann wollen wir mal noch ein Stück zusammen weitergehen, denn wenn wir nicht zusammenbleiben, besteht immer noch die Gefahr, daß einer kommt, der nicht bei der Luftwaffe war.“ Freudestrahlend brachte er mich bis zum nächsten Verkehrsmittel, er und sein Hund salutierten, verabschiedete sich mit rührender Herzlichkeit, und ich war wieder mal auf der anderen Seite.

Kurze Zeit später passierte ich spät abends an einer anderen Stelle die Grenze. Für das betreffende Grenzland besaß ich ordnungsgemäße Papiere. Lediglich der Eintritt nach Deutschland selbst war problematisch. Als ich schon ein ganzes Stück über die Linie hinaus war, hörte ich linkerhand ein knisterndes Geräusch und wußte gleich: das konnten nur Leute sein, die sich dafür interessierten, wer hier noch nachts herumliefe. So war es dann auch. Ich wurde scharf angerufen, und vor mir standen zwei Uniformierte. Ich mußte mit ihnen auf die Wachstube kommen, mein kleiner Koffer wurde sofort untersucht und festgestellt, daß ich keinerlei Schmuggelware bei mir hatte. Dann wurden die Papiere verlangt und ich sagte, daß ich nur eine Photokopie meines Passes bei mir hätte. Den Originalpaß konnte ich natürlich auf solchen Wegen nicht mitnehmen, damit er mir nicht eines Tages abgenommen würde. Ich zeigte also die Photokopie, da sagte der eine: „Das hab' ich auch noch nicht gesehen, daß da einer mit 'ner Photokopie rumläuft, aber, Mensch — das ist ja der Panzertod!“ Und sie beugten sich beide andächtig über meine Papiere, gaben sie mir dann zurück mit einer zackigen, militärischen Ehrenbezeigung, machten auch meinen Koffer wieder zu und sagten: „Wenn wir nicht hier Dienst hätten, dann hätten wir Ihnen ja gerne ein Stück den Koffer getragen. Aber so müssen wir leider hier bleiben. Damit ging ich weiter, erfüllt von Freude und Dankbarkeit, daß wieder einmal echte Menschlichkeit über den Ungeist der Zeit gesiegt hatte, daß die „Wunderwaffe“ unserer Frontkameradschaft sich aufs neue bewährt hatte.

Aber zuweilen leisteten mir sogar die Nachrichtenorgane der Besatzungsmächte selbst wertvolle Dienste. So fuhr ich einmal mit dem Wagen von Hamburg nach München und hatte den Radioapparat auf voller Lautstärke laufen, da hörte ich, wie eine Meldung durchgegeben wurde, dem sowieso sei die Genehmigung zur Einreise nach Westdeutschland erteilt worden. Einige Stunden vorher war ich noch an der Grenze gewesen und hatte festgestellt, daß nach wie vor der Befehl zur Festnahme bestand, sogar neu formuliert worden war. Der Wortlaut dieses Befehls wechselte nämlich von Tag zu Tag. Zunächst besagte er nur, daß ich nicht hereingelassen werden dürfe, dann hieß es, man solle mich festhalten und mir alle Papiere

abnehmen, und schließlich, man solle bestimmte Dienststellen benachrichtigen. Auch diese wechselten. Einmal waren es die Amerikaner, dann eine bestimmte Stelle der Westdeutschen Bundesbehörden. Endlich wurde ganz genau vorgeschrieben, wie man vorzugehen habe, mit allen Einzelheiten, um endlich meiner habhaft zu werden. Da ich aber den Wortlaut dieser Befehle immer sofort erfuhr, manchmal wahrscheinlich früher, als die Grenzposten, für die er bestimmt war, konnte ich mich danach richten und brauchte den Herren den Gefallen nicht zu tun, ihnen auf den Leim zu kriechen. Daß man aber nun die Stirne hatte, über den Rundfunk zu verkünden, daß man mir die Einreise gestattet habe, das bewies mir, wie erbärmlich schlecht das Gewissen dieser Handlanger der Siegermächte dem Volke gegenüber doch war, und daß sie genau wußten, wie unpopulär ihre Maßnahmen waren. Zur gleichen Zeit, da diese Meldung bekanntgegeben wurde, suchte man mich nämlich fieberhaft. Vielleicht war die Meldung überhaupt dazu bestimmt, daß ich mich in Sicherheit wiegen und unvorsichtig werden sollte. An sich überraschte mich diese Taktik nicht, denn die Situation, in der sich Westdeutschland befindet, war mir nur zu klar, gerade weil ich mich nicht dauernd in diesem Hexenkessel aufhielt, sondern von draußen mir den Überblick verschaffen konnte, den man mitten in den Dingen selbst eben nicht bekam. Wenn man ständig in diesem Nachkriegs-Deutschland leben mußte, erlag man trotz aller Charakterstärke nur zu leicht der alliierten Propaganda. Man hielt es einfach nicht für möglich, daß Dinge, die in den Tageszeitungen, in den Illustrierten und im Rundfunk übereinstimmend verkündet wurden, nichts weiter als unverschämte Zwecklügen waren, dazu bestimmt, dem Volke Sand in die Augen zu streuen. Die unbewußte Ehrfurcht vor allem Gedruckten oder vor dem „amtlichen" Charakter einer Rundfunkmeldung saß und sitzt dem Deutschen zu tief im Blut, als daß er die ganze Unverfrorenheit der laufenden Falschmeldungen hätte durchschauen und vor sich selber zugeben können, die ja nur den einen Zweck hatten, ihn gegen sich selbst wüten und blind den Absichten einer internationalen Clique folgen zu lassen. Diese Zusammenhänge lassen sich eben von außen, in einer wahrhaft neutralen, weder dem Westen noch dem Osten hörigen Atmosphäre wesentlich leichter und deutlicher erkennen.

Aber ich glaube nicht, daß dieses Lügennetz, das über Deutschland gezogen wurde, lange halten wird. Eines Tages werden die Massen erkennen, wie tief unser Begriff von Freiheit und Menschenwürde gesunken ist und welch frevelhaftes Spiel jene Kreise, die heute glauben, die Welt zu beherrschen, mit uns getrieben haben. Schon damals traf ich immer wieder nicht nur einzelne Kameraden, sondern auch größere Kreise von Gleich-

gesinnten, die sich dieser Dinge bewußt und alle erforderlichen Konsequenzen aus ihrer Erkenntnis zu ziehen bereit waren. In solchen Kreisen konnte ich mich bei meinen Besuchen und Reisen auch stets sicher und geborgen fühlen. Ihre Solidarität war zu stark und zu lebendig, als daß es irgendeinem Judas, irgendeinem Verräter hätte gelingen können, mich aus einem solchen Kreise heraus verhaften zu lassen. Das galt nicht etwa nur für unsere Geschwadertreffen des Immelmann-Geschwaders, wenn auch dort der Gedanke, daß mich irgendjemand da herausholen wollte, besonders absurd gewirkt hätte.

Ich denke vor allem an unser zweites Geschwadertreffen nach dem Kriege. Das erste hatte nämlich schon im Frühjahr 1947, also noch vor meiner Ausreise stattgefunden, wohl als erstes Treffen eines deutschen Truppenverbandes nach dem Kriege überhaupt und noch inmitten der scharf antimilitaristischen Ära, in der jeder Soldat mehr oder weniger als ein Verbrecher betrachtet wurde. Es konnte naturgemäß nur in ganz kleinem Kreise durchgeführt werden, aber die Stimmung war um so herzlicher. So sahen wir uns doch damals noch ganz auf uns selber angewiesen, da uns die gesamte Umwelt auch im eigenen Vaterlande feindlich gesinnt schien. Da galt es, sich gegenseitig beruflich oder beim Studium weiterzuhelfen und sich beim Zurechtfinden in der Nachkriegsatmosphäre mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Das zweite Treffen fand dann in wesentlich größerem Rahmen 1952 statt. Ich konnte nur „illegal“ daran teilnehmen, da man mir, wie schon berichtet, die Einreise verweigert hatte. Um aber allen Kameraden gerecht zu werden, mußte das Treffen schon irgendwo im Zentrum Westdeutschlands stattfinden, d. h. ich konnte mich nicht in Grenznähe halten, sondern mußte weiter hinein. Und da die Bundesorgane in genauer Kenntnis ihrer ungeheuren Popularität überall, selbst in kleinen Ortschaften, nach sowjetischem Vorbild Beobachtungsstellen unterhalten, war mein rechtzeitiges Eintreffen mit einigen Schwierigkeiten verbunden. Vor allem bestand die Gefahr, daß die Besatzungsmächte sich direkt einschalteten und das Treffen kurzerhand aus „Sicherheitsgründen“ verböten. Aber gerade diese Möglichkeit machte die Durchführung um so notwendiger, denn es wurde damals höchste Zeit, daß einmal gezeigt wurde, wie weit noch ein Widerstandswille gegen den Besatzungsterror vorhanden war. Die Durchführung unseres Treffens war damit geradezu zu einer Prestigefrage geworden. Natürlich mußten darum die Vorbereitungen um so sorgfältiger und gründlicher nach altbewährten militärischen Grundsätzen betrieben werden. Ich mußte dabei an meinen vergeblichen Bittgang zur nordamerikanischen Botschaft denken, der wirklich ein Gang nach Canossa war. Hätte man mich schon nicht rechtzeitig an Vaters Sterbebett

kommen lassen, so sollte man nun gefälligst zur Kenntnis nehmen, daß ich mitten in Deutschland mich mit meinem ganzen Geschwader träfe und tagte, und ich wollte doch den sehen, der mich trotz aller Haftbefehle dort herausholen würde. Da hätte schon eine kampfstarke Truppe anrücken müssen.

Gleichzeitig mit den Vorbereitungen solcher Treffen mit Kriegskameraden oder anderen national empfindenden Menschen, die sich überall wieder zu sammeln begannen, nachdem der erste Schock des Zusammenbruchs überwunden war, nahm ich bei allen meinen Reisen Verbindung zu den Opfern der Siegerjustiz, zu ihren Angehörigen, zu ihrer Betreuerin, der Prinzessin Isenburg und — soweit möglich — zu den Inhaftierten selber auf. Wichtig war vor allem, immer wieder neu zusammengestellte Listen der Hilfsbedürftigen und Betreuungswürdigsten zu erhalten, die wir unseren Aktionen von Übersee her zu Grunde legen konnten. Meine Besuche bei Mutter Elisabeth, der Prinzessin, von deren unermüdlichem Wirken ich schon gesprochen habe, galten in erster Linie den Gefangenen in Landsberg und Werl. Besonders über Landsberg war sie stets hervorragend informiert, und es gab dort kaum einen Fall, den sie nicht bis in alle Einzelheiten kannte. Es ist kaum zu fassen, mit welcher Energie diese Frau ihrer selbstgewählten Aufgabe die ganzen Jahre hindurch nachgegangen ist, und daß sie sich durch das Unverständnis und die Gleichgültigkeit weitester Kreise ebensowenig entmutigen ließ, wie durch gelegentliche offene Anfeindungen. Niemals kam es vor, daß ich sie mißmutig oder verzagt angetroffen hätte, obwohl doch die erdrückende Fülle des geschehenen Unrechts denjenigen, der wirklich helfen will, nur zu leicht zermürben konnte.

Dabei hatte sie in jedem einzelnen Falle einen klaren Blick für die besonderen Schwierigkeiten der Situation und machte sich keinerlei Illusionen über das, was zu tun möglich war. Sie wußte, daß ihrem und unserem Wirken niemals ein voller Erfolg beschieden sein würde, sondern daß wir dankbar sein mußten, wenn es uns nur gelang, das Schicksal des einen oder anderen der am härtesten Betroffenen und seiner Angehörigen ein wenig zu mildern. Besonders hart traf es sie, als ihr schließlich das Betreten der Landsberger Festung untersagt wurde und sie nicht mehr persönlich jedem einzelnen dort Mut zusprechen konnte. Aber bald ergaben sich dann Nachrichtenverbindungen aus den Mauern heraus, so daß Mutter Elisabeth uns trotzdem stets über die neuesten Begebenheiten und Entwicklungen innerhalb der Festung unterrichten konnte. Ich besprach regelmäßig mit ihr, welche besonderen Möglichkeiten zur Hilfe von Südamerika aus neu erschlossen werden könnten, in welchen Fällen Paketaktionen, wo vielleicht besser Geldüberweisungen angebracht schienen. Wir verabredeten auch

gegenseitige Übernahme von zu betreuenden Familien, da zum Beispiel einem Lebensmittelbedarf besser von Übersee aus, Geldbedarf dagegen besser von Deutschland aus abgeholfen werden konnte. Auch bei der Versorgung von Gefangenen in Frankreich, Holland und anderen Ländern ergänzten wir uns in dieser Weise.

Ich erwog auch damals bereits die Errichtung einer Außenstelle unseres Kameradenhilfswerks in Landsberg selbst. Denn dort wurden und werden ja noch die meisten Opfer der privaten Rachegelüste internationaler Gangster, wie Pearl, Kirschbaum und anderer festgehalten, und unter den Angehörigen herrscht eine unvorstellbare Not. Frauen und Mütter, die aus der Ostzone gekommen waren, um einen der Landsberger Häftlinge zu besuchen, hatten oft kein Geld mehr für die Rückreise. Auch mußten sie Repressalien von seiten der ostzonalen Behörden befürchten. Ihre Kleidung war abgerissen und verbraucht. So schien es wirklich angebracht, hier das Übel durch Errichtung einer Außenstelle an der Wurzel zu fassen und im Brennpunkt der Siegerwillkür zu wirken.

Unsere Paketaktionen hatten darunter zu leiden, daß die Gefängnisverwaltung immer wieder neue Anweisungen darüber herausgab, welche Dinge geschickt werden durften und welche nicht. Die Pakete waren sieben bis acht Wochen unterwegs, und bevor sie eintrafen, waren schon wieder neue Anweisungen erlassen worden, so daß ein Teil des Inhalts nicht ausgehändigt oder auch die ganze Sendung zurückgeschickt wurde, wenn wir sie nicht im letzten Augenblick selber noch umleiten konnten. Auch diese Möglichkeiten mußten im voraus erwogen und besprochen werden, damit die Prinzessin und auch wir hoffen durften, für die folgenden Monate jeweils einen möglichst hohen Wirkungsgrad unserer Bemühungen erzielen zu können.

Denn das Elend war, wie gesagt, riesengroß, und es war beschämend, daß das Wiederaufblühen des deutschen Wirtschaftslebens an diesen von der deutschen Niederlage am härtesten Betroffenen so spurlos vorüberging, daß von den sehr erheblichen wieder umlaufenden Beträgen kaum ein winziges Tröpfchen zur Linderung des willkürlichen Unrechts der Siegermächte abgezweigt wurde. Wenn man daran dachte, wieviele Familien nun schon in Deutschland leben, deren Ernährer oder Söhne der grüne Rasen des Landsberger Gefängnisfriedhofes deckt, dann konnte einen angesichts der Gleichgültigkeit der breiten Masse des Volkes schon die Bitterkeit ankommen, besonders wenn sich dann nachträglich herausstellte, wieviele von diesen Toten völlig unschuldig, selbst im Sinne der alliierten Anklage unschuldig, erdrosselt worden waren. Opfer krankhafter Sadisten, wie sie sich zur

ewigen Schande der nordamerikanischen Militärjustiz im Zuchthaus von Schwäbisch-Hall ungestraft, hemmungslos austoben konnten.

Die Tatsache, daß noch acht Jahre nach Kriegsende deutsche Soldaten trotz vielfach erwiesener Unschuld wie gemeine Verbrecher gefangen gehalten oder gar, wie in Frankreich, noch laufend neu verurteilt wurden, daß ihre Angehörigen verantwortungslos dem nackten Elend überlassen wurden, ohne daß eine einzige staatliche Stelle sich ihrer annähme, diese Tatsache hätte im deutschen Volk schon etwas mehr Interesse und aktive Anteilnahme erwecken müssen, wenn man sich nicht schämen sollte, Angehöriger dieses Volkes zu sein. Eine sogenannte Regierung aber, die sich in hündischer Kriecherei zu Füßen der Besatzungsmächte windet, die sich alles, aber auch alles gefallen läßt, für jeden Fußtritt noch dankeschön sagt und sich nicht einmal mit den Angehörigen der Gemordeten solidarisch erklärt, kann nicht als Regierung des Volkes angesprochen werden.

Darum stellt eine Gestalt wie Mutter Elisabeth, die als einzelne inmitten massenhafter Würdelosigkeit eine aufrechte Streiterin für das Recht und wirklich eine Mutter der von allen Verlassenen blieb, eine Quelle der Erhebung und des Glaubens dar. Jeder Besuch bei ihr war eine reine Freude, und ich bin stolz, ihr mit unserer Arbeit in Südamerika in ihrem Wirken zur Seite gestanden zu haben. Wenn vielleicht später einmal unter den deutschen Menschen eine Besinnung um sich greifen wird auf das, was sie sich selber schuldig sind, wenn dann eine allgemeine Anteilnahme an den Opfern der Siegerrache erwachen wird, dann werden wir stille sein in dem Bewußtsein, wie lange wir allein gestanden haben.

Nein, nicht ganz alleine. Noch eine deutsche Frau darf hier nicht ungenannt bleiben, die sich auch damals schon mit charitativer Hilfe für die Vergessenen beschäftigte, die Prinzessin Schaumburg-Lippe. Da sie früher einmal im Rahmen des Roten Kreuzes in Buenos Aires tätig war, fanden sich schnell eine Reihe von Anknüpfungspunkten für eine wirksame Zusammenarbeit. Selbstverständlich fuhr ich auch selbst nach Landsberg, um an Ort und Stelle auch die letzte Möglichkeit, irgendwie zu helfen, in Erfahrung zu bringen.

Zwischen allen diesen Erkundungen und Besuchen mußte ich dann immer wieder nach Kufstein zu Meister Striede fahren, um mein Kunstbein überholen zu lassen oder, wenn es nicht mehr zu reparieren war, ein neues anzupassen. Denn mein ganzes Programm stand und fiel natürlich mit diesem Gehwerkzeug. Zur Erprobung auf äußerste Beanspruchung kletterte ich in den Bergen um Kufstein herum, bestieg zum Beispiel das Totenkirchl im Wilden Kaiser. Das hatte nun, nachdem ich die Kordilleren und die verschiedenen argentinischen Mittelgebirge kennengelernt hatte, seinen ganz

besonderen Reiz. Die Leistung, die beim Klettern in den Alpen verlangt wird, liegt auf einem ganz anderen Gebiet, als die Besteigung der Siebentausender in den Anden.

Auch Abstecher in die Schweiz kamen gelegentlich vor, und ich hatte Anlaß, den Mut dieses Bergvolkes zu bewundern, das sein Land entschlossen zu einem Bollwerk gegen etwaige Angriffe aus dem Osten ausbaut. Als ich aufgefordert wurde, dort Vorträge über die Panzerbekämpfung aus der Luft und Taktik des Schlachtflieger-Einsatzes zu halten, fand ich hier viele dankbare Zuhörer aus Fachkreisen, wenn auch unsere Meinungen über einen modernen Luftkrieg in vielen Dingen erheblich voneinander abwichen. Natürlich kann man da verschiedener Ansicht sein. Meine Auffassung stützte sich in erster Linie auf die Erfahrungen des Ostkrieges und auf Beobachtung der Entwicklung in der modernen Luftfahrt.

Bei der Beurteilung zukünftiger Entwicklungen müssen natürlich praktische Erfahrungen und theoretisch-technische Kenntnisse auf einen Nenner gebracht werden. Die Praxis im Osten bewies, daß eine Überbewertung des rein Technischen unter Vernachlässigung des Menschen nicht zum Erfolge führen kann. Ich erinnerte bei dieser Gelegenheit an den ersten Winter im Rußlandfeldzug, in dem durch die Kälte unsere Technik lahmgelegt wurde und es dann ganz auf die menschlichen Qualitäten unserer Soldaten ankam. Auch die russische Kampfesweise und Bewaffnung selbst bewies ja, daß trotz aller kommunistischen Anbetung der Technik praktisch mit einem Minimum an technischer Ausrüstung größte Erfolge erzielt und unser technischer Apparat oft genug ausgestochen wurde. Es muß immer das rechte Gleichgewicht zwischen der moralischen Kampfkraft der Truppe und ihrer technischen Ausrüstung gewahrt werden. So etwa war der Standpunkt, den ich vertrat, zu formulieren. Es ging damals vor allem um den Einsatz von Düsenflugzeugen für den taktischen Erdeinsatz, dem ich nun einmal vorbehaltlos nicht so ohne weiteres zustimmen kann.

Von solchen gelegentlichen Ausflügen in die Nachbarstaaten Deutschlands abgesehen, waren meine Reisen ausgefüllt mit Besprechungen mit Verlegern, Presseleuten, Militärs und Sportführern. Bei den Verlagsverhandlungen ging es in erster Linie darum, einen Nachdruck meines in Buenos Aires erschienenen Buches „Trotzdem“ in Westdeutschland selbst zu veranlassen. Es war nicht ganz leicht, ein Haus zu finden, das gleichzeitig finanzkräftig und solide genug war und andererseits den Mut hatte, sich in dieser Weise zu exponieren. Nachdem ich einen Fehlgriff getan hatte, ging viel kostbare Zeit mit der Suche nach einem geeigneteren Verlag verloren, bis dann endlich der Plesse-Verlag in Göttingen das Buch übernahm.

Das Zusammentreffen mit hohen militärischen Dienstgraden des letzten

Krieges während meiner Deutschlandreisen stand zum Teil unter dem Eindruck der Lektüre ihrer Memoiren, die inzwischen veröffentlicht worden waren und die mir nicht immer das zu halten schienen, was diese Männer und soldatischen Führer im Kriege versprochen hatten. Ich hatte mir vorgenommen, sie zu fragen, wie diese oder jene Stelle in ihren Büchern zu verstehen sei. Manchmal handelte es sich um die Schilderung von Begebenheiten, die ich selbst miterlebt hatte und die sich nicht in der geschilderten Weise abgespielt hatten. Und ich mußte mich doch sehr über Antworten wie etwa diese wundern: „Ja, mein lieber Rudel, Sie haben leicht reden. Sie veröffentlichen Ihre Bücher im Auslande. Wir erscheinen hier in Deutschland und müssen natürlich die Dinge so darstellen, daß wir unsere Bücher hier verkaufen können und nicht verboten werden."

Eine solche Auffassung zeugt meiner Ansicht nach nicht gerade von historischem Verantwortungsbewußtsein, und mir tut unsere deutsche Jugend leid, die derartige gefärbte Darstellungen als geschichtliche Tatsachen und bare Münze hinnehmen soll, nur damit einige hohe Dienstgrade ihre Erinnerungen verkaufen können. Auffassungen wie sie in dieser Antwort zum Ausdruck kamen, warfen ein nur allzu bezeichnendes Licht auf die moralische Situation in der Bundesrepublik, und ich war doppelt froh und dankbar, einige Jahre in einer sauberen, soldatischen, geraden Atmosphäre verbringen zu können, wie ich sie eben z. B. in Argentinien und Chile angetroffen hatte.

Natürlich kam das Gespräch auch auf eine eventuell neu aufzustellende deutsche Truppe und auf die Wiederverwendung der Berufssoldaten. Und da zeigte es sich dann schnell, daß sich gewiß genügend hohe und höchste Offiziere nur um ihrer beruflichen Wiederverwendung willen bereitfinden werden, ohne Rücksicht auf ihre nach wie vor gefangen gehaltenen Kameraden, ohne Rücksicht auf einen möglichen Ehrenstandpunkt, wieder mitzumachen. Es werden allerdings nicht diejenigen sein, die inzwischen bewiesen haben, daß sie sich auch im zivilen Leben behaupten können und eben jeder Situation gerecht werden, vor die das Leben sie stellt.

Es wäre völlig falsch, sich in dieser Hinsicht irgendwelche Illusionen zu machen. Wir werden die Freilassung unserer Kameraden nicht erzwingen können, indem wir die Aufstellung irgendwelcher deutscher Kontingente, ganz gleich im Rahmen welchen „Planes", davon abhängig machen. Jeder Versuch, die Westmächte vor eine solche Alternative zu stellen, wird an diesen Elementen scheitern, die aus purem Opportunismus alle Bedingungen annehmen, wenn sie nur wieder als Berufssoldaten „unterkommen" können. Die Qualität einer Truppe, die von solchen Elementen geführt wird, ist eine andere Frage.

Männer mit sehr bekannten und klangvollen Namen versuchten sogar, mich in dieser Frage zu ihrem traurigen Standpunkt zu bekehren. Aber ich hatte mich zu lange und zu gründlich mit dieser Problematik befaßt und nicht die Absicht, mich selbst zu einem Landsknecht zu degradieren, dem es völlig gleichgültig ist, für wenn oder für was er kämpft, heute vielleicht für die einen, morgen für die anderen. Und das Erlebnis der Kameradschaft stand mir zu hoch, als daß ich einen Jochen Peiper, um nur einen für viele zu nennen, hätte vergessen können, nur um wieder einen Uniformrock tragen zu dürfen. Ganz davon abgesehen, daß diese vorgesehenen deutschen Truppenkontingente im Augenblick gar keine Gelegenheit haben werden, irgend etwas für ihre eigene Heimat auszurichten.

Denn um an die Aufrichtigkeit des heute proklamierten „Kampfes gegen den Bolschewismus" zu glauben, sind wir nicht mehr naiv genug. Wir wissen, was wirklich Kampf gegen den Bolschewismus ist. Wir wissen aber auch, wo seine größten Helfer und Förderer sitzen.

Daß aber Generale trotz aller dieser hinlänglich bekannten Tatsachen — trotz Landsberg — bereit waren, sich wieder zur Verfügung zu stellen, das gehörte zu den traurigsten Erfahrungen meiner Deutschlandreisen in dieser Zeit. Und als ich aus zuverlässiger Quelle erfuhr, daß für die Führung der geplanten Kontingente Männer vorgesehen waren, die im letzten Kriege eindeutig ihren Eid gebrochen hatten, und von denen man also jederzeit erwarten mußte, daß sie das von neuem tun würden, als ich erfuhr, daß eines der einflußreichsten Ämter in der Regierung Westdeutschlands von einem Manne geleitet wurde, der während des Krieges im Auslande Dienste gegen Deutschland geleistet hatte, da wußte ich endgültig genug und war gegen alle Einflüsterungen von genannter Seite gefeit.*) Als letzte Bestätigung meiner Eindrücke wurde mir dann noch von einem sehr namhaften Herren entgegengehalten, man dürfe mit den Begriffen Verräter und Verrat nicht so genau verfahren, denn letzten Endes sei der größte Verräter Frankreichs, Talleyrand, auch Frankreichs größter Staatsmann gewesen.

Ich selbst stellte und stelle mir noch heute unter deutschen Soldaten, unter einer deutschen Truppe etwas anderes vor, eine Gemeinschaft, in der Verrat unter allen Umständen ausgemerzt und Kameradschaft unter allen Umständen zum obersten Gesetz erhoben wird, und die sich einzig und allein für das ganze Deutschland einsetzen läßt, nicht für fremde Ziele, die ja bei Lichte besehen doch nur auf die Ausschaltung unseres Volkes hinauslaufen und auf die Herbeiführung eines Bürgerkrieges, in dem wir uns gegenseitig zerfleischen sollen, zur Belustigung von West und

*) siehe auch Seite 241

Ost. Solange eine solche deutsche Truppe nicht möglich ist, ruht eben das wahre, das ewige Deutschland tief in den Herzen seiner Söhne. Jeder Versuch einer Gestaltgebung auf anderer Grundlage ist bewußt oder unbewußt Selbstbetrug.

Vielfach wurde mir nahegelegt, bei dem Zusammenschluß aller Soldaten des letzten Krieges mitzuhelfen, in der Art des bereits bestehenden Soldatenbundes, aber ich versprach mir nicht viel davon. So groß der Wert solcher Traditionsverbände für die Erhaltung des Zusammengehörigkeitsgefühls sein mag, vorausgesetzt, daß dort nicht nur von Pensions- und Versorgungsansprüchen die Rede ist, so wenig würden sie von der derzeitigen Regierung geduldet und am Leben gelassen werden, sobald sie sich unter die Führung bewährter Frontoffiziere stellten, zusammenschlössen und also versuchten, eine wirkliche soldatische Körperschaft unter soldatischer Führung und in soldatischem Geiste zu werden. Vor einem solchen Faktor würde eine teildeutsche Regierung so sehr in Furcht geraten müssen, daß sie schon seine Entstehung im Keime ersticken würde mit allen erdenklichen Mitteln. Das Wort Demokratie erweist sich ja erfahrungsgemäß in solchen Fällen als ein erstaunlich dehnbarer Begriff.

Die Industriellen, mit denen ich auf meinen Reisen sprach, standen ganz und gar unter dem Eindruck des unerwartet schnellen Wiederauflebens der Produktion und waren geneigt, daraus zu folgern, daß nun „alles wieder aufwärts" ginge. Über die starke Beteiligung nordamerikanischen Kapitals an diesem „Wunder" machten sie sich wenig Gedanken und erblickten auch durchaus kein Verhängnis in der absoluten Abhängigkeit und Unselbständigkeit unserer industriellen Anlagen, die damit gegeben war, und die doch auf die Dauer den deutschen Arbeiter zu einem Lohnsklaven ausländischer Banken machen muß.

Soweit schien man in Nachkriegsdeutschland selbst in Kreisen der industriellen Führung oft nicht mehr denken und sehen zu können oder zu wollen. Jeglicher nationaler Impuls schien dort manchmal erloschen und nur der augenblickliche Scheinerfolg maßgebend. Es war unfaßbar, wie Kreise, die noch vor einer Generation geradezu als Prototyp des Weitblicks und der Vorausschau gelten konnten, plötzlich derart kurzsichtig und beschränkt sich verhielten.

Die einzige Vorausschau, deren sie noch fähig waren, bestand darin, durch finanzielle Zuwendungen an die Kommunistische Partei sich für alle Fälle dort gut Wetter zu machen oder sich an Lieferungen für Israel im Rahmen des „Wiedergutmachungs"-Programms zu beteiligen, was ja im Endeffekt auf dasselbe herauskam, und wofür sie der alte Ibn Saud prompt auf seine schwarzen Listen setzte und vom Handel mit Arabien ausschloß.

Auch hier glaubte man also, sich für eine der beiden Himmelsrichtungen entscheiden zu müssen und erkannte nicht, daß die einzige Chance, die Deutschland überhaupt noch hat, in einer strikten Neutralität und in einem ständigen Balancieren besteht.

Am erfreulichsten war noch die Situation im Sport. Hier drängte echter Betätigungsdrang und gesunder Kampfgeist von selbst in natürliche Bahnen und ließ sich nicht ohne weiteres verkrampfen, wenn auch das zahlenmäßige Verhältnis von aktiven Sportlern zu nichtaktiven Zuschauermassen, deren einziger Sport in frenetischem Gebrüll besteht, den nordamerikanischen „Stil" immer deutlicher spiegelte. Anders ausgedrückt, das Bedürfnis des einzelnen nach körperlicher Betätigung, nach Aktivität überhaupt, trat bedenklich hinter der Sensationslust zurück.

Alle diese Beobachtungen waren nicht gerade geeignet, mich davon zu überzeugen, daß Deutschland 1945 „befreit" worden war. Sie bestätigten nur zu vollkommen die Berichte, die mir die Kameraden regelmäßig und unter allen nur denkbaren Gesichtspunkten schriftlich nach Argentinien sandten, und vervollständigten das Bild eines gefährlichen inneren Verfalls unserer Heimat, den wir nur mit übermenschlichen Anstrengungen würden aufhalten können, wenn uns das Glück dabei half.

Kapitel XIV

Anmarsch zum Llullay-Yacu

Mitte März 1953 bekam ich den Brief eines Freundes, der als Arzt in einer Mine oben im Norden des Landes tätig war, und von dem ich wußte, daß er drüben, in den heimatlichen Bergen, ein begeisterter Alpinist gewesen war. Während des Krieges war er als Arzt bei den Gebirgsjägern eingesetzt. Er schrieb mir von seiner Tätigkeit auf der Mine und auch davon, daß er nun schon zweimal bei Expeditionen mitgegangen wäre, die sich zum Ziel gesetzt hatten, den höchsten Vulkan der Erde, den Llullay-Yacu, zu besteigen. Dieser läge etwa achtzig Kilometer Luftlinie von seiner Mine entfernt und bilde ein großes Massiv, das aus der Wüste der sogenannten Puna de Atacama hervorrage. Manche Geographie-Bücher gäben an, der Vulkan sei noch in Tätigkeit, andere behaupteten, seit der Jahrhundertwende schweige er.

Er erzählte in seinem Brief, daß nun die letzten beiden, die neunte und zehnte Expedition, an denen er teilnahm, vergeblich versucht hatten, den Gipfel zu erreichen, und daß die Teilnehmer aus irgendwelchen Gründen jedesmal gezwungen gewesen wären, wieder umzukehren. Er fragte an, ob wir nicht einmal heraufkommen wollten, um mit ihm gemeinsam einen elften Versuch zu starten, diesen Berg endlich einmal zu bezwingen.

Etwa am gleichen Tage bekam ich einen Zeitungsausschnitt zugeschickt mit einer Meldung der United Press, daß ich der kommende Kommandeur der sowjetischen Kriegsschule in Dresden sei, daß ich außerdem schon häufig Einladungen aus der Ostzone Deutschlands erhalten hätte, und daß auch mein augenblicklicher Aufenthaltsort nicht bekannt wäre. Dabei kam mir der Gedanke, den Leuten auf einleuchtende Weise zu zeigen, daß mein Aufenthaltsort zur Zeit jedenfalls nicht die Sowjetzone ist, und daß er auch nicht unbekannt ist, sondern daß er in Kürze auf einem Berg der argentinischen Kordillere läge.

Mit mir entschließt sich in Carlos Paz Dr. Morghen, ein Innsbrucker Alpinist, der hier in der Flugzeugindustrie tätig ist und mit dem ich schon einige Berge, unter anderem auch am Aconcagua, geklettert bin. Einige Briefe gehen noch hin und her, zwischen unserem Dr. Dangl, oben auf der Mine,

und uns, und einige Telegramme. Wir schauen auf dem Kalender nach, wie es in der nächsten Zeit mit dem Mond aussehen wird, und wenige Tage später geht es los. Wir beladen meinen Wagen mit allen notwendigen Ausrüstungsgegenständen und fahren spät nachmittags ab, Richtung Norden.

Der Weg führt uns über Cordoba, zunächst auf sehr guten Straßen. Jedoch dauert diese Herrlichkeit nicht allzulange. Schon nach etwa hundert Kilometern kommen wir auf Erdwege, die zum Teil gerade asphaltiert werden sollen und daher aufgerissen und in einem noch schlechteren Zustand sind als sonst. Wir müssen daher langsamer fahren, und so geht es die ganze Nacht hindurch, auf Tucuman und Salta zu. Erst zweihundert Kilometer vor Tucuman kommen wir wieder auf brauchbarere Straßen und erreichen die Stadt ohne größere Pannen.

Sie besitzt wunderbar gepflegte, mit reichen Blumenrabatten geschmückte Anlagen, aber auch Industrie, vor allem in der näheren Umgebung. Unter anderem einige Zuckerfabriken sowie eine Niederlage von Rohmeder. Wir besorgen nach Rücksprache mit erfahrenen Bekannten noch einige Medikamente, die gegen die Höhenkrankheit gut sein sollen, und machen uns nach kurzem Aufenthalt wieder auf den Weg, auf Salta zu.

Die Entfernung beträgt etwa vierhundert Kilometer. Wir legen sie auf guter Straße in wenigen Stunden zurück und kommen frühmorgens dort an, stellen den Wagen unter, packen unser Gepäck zusammen und verfrachten es auf die Bahn, denn wir haben uns vom hiesigen Automobilklub belehren lassen müssen, daß die Straße von hier nach dem Westen, auf die Mine unseres Freundes Dr. Dangl zu, unbefahrbar ist. Schon in dreißig Kilometern Entfernung führt sie durch einen Flußlauf, und wenn dieser Fluß Wasser führt, ist er nicht zu durchqueren und die Straße gar nicht aufzufinden.

Darum wird uns sehr geraten, den Wagen hier stehenzulassen und den sogenannten internationalen Zug zu benutzen, der von Buenos Aires über Santiago del Estero, Salta nach Chile, nach Antofagasta fährt. Kurz vor der Grenzstation liegt die Bahnstation Caipè, die uns Dangl zum Aussteigen angewiesen hatte, und von wo wir mit einem Wagen abgeholt werden sollen.

Wir besuchen in Salta zunächst ein Büro der „Fabricaciones Militares“, wo wir angemeldet sind und wo man uns Hilfe für diese Expedition versprochen hat. Dort läßt sich auch alles wunschgemäß regeln, und wir gehen zur Bahn, um uns nach unserem Zug zu erkundigen, sitzen auch kurze Zeit später schon darin und erwarten die Abfahrt. Nachdem aber eine halbe Stunde vergangen ist, fragen wir den Bahnhofsvorsteher, wie lange wir noch stehen werden. Zu unserem Entsetzen erfahren wir, daß es wahrscheinlich noch Stunden dauern kann, denn ein entgegenkommender Zug ist entgleist und von einer Brücke herabgestürzt. Und nun ist ein Hilfszug unterwegs, der

abgewartet werden muß, weil die Strecke eingleisig ist. Wir werden voraussichtlich mit sieben bis acht Stunden Verspätung abfahren.

Wir bummeln also noch ein wenig durch die Stadt Salta. Sie bietet mit der Kordillere im Hintergrund ein wunderbares Bild. Ich habe mich gleich am Morgen in sie verliebt, als wir von oben her auf sie heruntersahen, und sie in der herrlichen Frühsonne vor uns ausgebreitet war. Wenn man nicht allzu genau hinsieht, läßt sie sich wohl mit einer deutschen Stadt in Tirol oder im Salzburgischen vergleichen. Am späten Nachmittag kommen wir dann wieder am Bahnhof an, und gegen 18 Uhr bläst die Maschine laut pfeifend Dampf ab und der Zug setzt sich in Bewegung.

Man darf sich durch die Bezeichnung „internationaler Zug“ nicht irreführen lassen. Tatsächlich ist es eine Bergbahn mit Schlafwagen. Schon nach kurzer Fahrt sahen wir selber, daß hier mit modernen Luxus-Zügen wahrscheinlich wenig anzufangen wäre. Dieser Zug hier wird jedenfalls den Ansprüchen, die an ihn gestellt werden, voll und ganz gerecht.

Es wird schnell dunkel. Die erste Stunde legen wir noch in der Ebene zurück, und dann beginnt der Aufstieg in Serpentinen in die Kordillere und hinein in die Puna de Atacama.

Wir sind zu dritt, Dr. Morghen, der junge Klaus und ich, haben ein sehr enges Schlafabteil für uns, und betrachten, nachdem wir zuvor im Speisewagen etwas gegessen haben, aus der Horizontallage durchs Fenster die Landschaft. Langsam geht der Mond auf, und wir sehen, wie der Zug die Serpentinen hinaufkeucht. Da wir kurz vor Vollmond stehen, herrscht eine prächtige Sicht und wir erkennen schon größere Berge, hier und da auch schon mit leichten Schneeflecken.

Ganz nahe am Bahnkörper stehen einzelne Lamas oder Vicunjas, manchmal auch herdenweise, und wir staunen, wie wenig sie sich durch den Lärm unseres Zuges erschrecken lassen. Stunden um Stunden dauert es, bis die Bahn die Haupthöhe erklettert hat. Sie steigt bis auf 4000, streckenweise sogar bis auf 4200, 4300 Meter Höhe. Größere Ortschaften oder gar Städte gibt es hier nicht. Erst am nächsten Morgen, nachdem die größte Höhe überwunden ist, kommen wir nach San Antonio de las Cobres, einer größeren Siedlung, die früher einmal von Bedeutung war.

Wir steigen aus, gehen ein wenig spazieren und bewundern die prächtigen Indianertypen, die natürlich keine Federn mehr im Haar tragen. Meist sind es Einheimische, die, angelockt durch das Tagesereignis, die Ankunft eines Zuges, am Bahnhof herumstehen und sich der kräftigen Märzsonne freuen. Eine besondere rassige Indianerin in einheimischer Tracht reizt mich zum Fotografieren. Ich bitte Klaus, ein paar Federn, die er gerade in der Hand hat, hinter dieser Frau hochzuhalten, denn bei uns verbindet

sich ja das Wort Indianer immer mit den Lederstrumpf-Vorstellungen, mit den Indianerköpfen im Federschmuck. Als aber Klaus sich nun anschleicht und die Federn emporhält, dreht sich die Frau derartig drohend zu ihm um, daß ich befürchte, sie wird ihn ohrfeigen, und ich muß von dem schönen Plan eines „echten" Indianerbildes Abstand nehmen.

Gleich hinter dem Bahnhof entdeckten wir eine Art von Restaurant unter freiem Himmel. Zehn bis zwölf Frauen bereiten allerlei merkwürdige Gerichte zu, Mais, Früchte oder beides zusammen, und bieten sie zum Verkauf. So ganz appetitlich schaut die Sache nicht gerade aus, und wir machen von diesen Gerichten lieber keinen Gebrauch, sondern vertrösten uns auf Bananen und Apfelsinen, die wir im Abteil haben. Aber das bunte Bild der Einheimischen mit ihren Trachten, ihren Gebärden und Gewohnheiten fesselt uns lange. Bald pfeift unsere Lokomotive wieder und mahnt zum Einsteigen. Und weiter geht es mitten durch die Puna de Atacama. Wenn wir Glück haben, werden wir noch am gleichen Abend in Caipè sein, und Dangl wird uns hoffentlich erwarten.

Während der Weiterfahrt bietet das Landschaftsbild reiche Abwechslung, obgleich wir uns doch in der Wüste Puna de Atacama befinden. Hinter riesigen Weiten oder auch hinter Hügelketten glitzern am Horizont Bergspitzen weiß herüber. Ob einer von ihnen schon unser begehrter Llullay-Yacu ist? Oder mögen es andere, unbenannte Bergriesen sein? Es sind, soweit es sich aus so großer Entfernung schon sagen läßt, sicherlich Berge von 5000 bis 6000 Meter Höhe, zählen jedenfalls zu den höchsten der Nord-Kordillere.

Wenn ich alle die Spitzen sehe, weiß ich, daß viele, sehr viele von ihnen noch nicht einmal Namen tragen. Fast doppelt so hoch wie manche der bekanntesten in unserer Heimat, etwa der Groß-Glockner, stehen sie hier, unbenamt, unbestiegen, und scheinen darauf zu warten, daß irgendjemand kommt und ihnen als erster den Hauch der Unberührtheit nimmt.

Alle zwei bis drei Stunden hält unser Zug auf einer Station. Das heißt, die Bezeichnung Station mag etwas hochtrabend wirken. Meist ist es nur ein kleines Häuschen oder eine Wellblechbaracke, die den Bahnhof darstellt, und in deren Umkreis nur ein paar Eingeborenen-Hütten zu sehen sind. Zuweilen stehen aber auch modern gebaute Steinhäuser zwischen diesen Ur-Wohnungen, das sind dann Schulen oder Polizeistationen oder irgendwelche Verwaltungsgebäude. Denn auf dem Gebiet der Schulen wie des Gesundheitswesens ist selbst hier oben in der Einsamkeit der Kordillere unendlich viel getan worden von Seiten des argentinischen Staates. Unterdes steigen wieder die interessantesten Typen in den Zug ein, Indianergesichter von scharfer Prägung über prächtigen, handgewebten Ponchos und Umlege-

tüchern in leuchtenden Farben, und haben oft merkwürdige Dinge in der Hand, selbstgewebte oder gebastelte Sachen. Ihre Gesichter sind verwittert, wie Pergament. Es sind sehr alte Leute dabei, wie man sie sonst verhältnismäßig wenig in Argentinien zu sehen bekommt. Hier, in der Bergeinsamkeit hat sie die Natur frisch und auch innerlich jung erhalten. Dem Stolz, mit dem sie ihre heimgewebten Trachten tragen, merkt man deutlich ihr starkes Traditionsbewußtsein und ein Festhalten am eigenen Volkstum an. Sie sind sogar stolz eben auf ihr abgeschiedenes und zurückgezogenes Dasein selbst und fühlen sich als Grenzstamm nach Westen gegen Chile hin und nach Norden gegen Bolivien. Wovon mögen sie leben? Zum Teil wohl von der Instandhaltung der Wege und des Bahnkörpers, die ja beide regelmäßiger Pflege bedürfen, zum Teil auch von der Schafzucht und Weberei. Sie sind genügsam, zufrieden mit dem wenigen was sie haben. Und der eine oder andere von uns uns fragt sich, ob sie nicht alle wesentlich glücklicher sind als wir, die wir den zweifelhaften Vorzug einer „höher“ entwickelten Zivilisation genießen.

Langsam wird es Abend und wir nähern uns unserem Ziel, Caipè. Kurz vorher wird das Auge von einem großen Salzsee angezogen, an dessen Ufer wir entlangfahren, und der gelb-braune Grund, als der sich das Salz hier zeigt, reicht fast bis an den Horizont.

In Caipè angelangt, schauen wir uns fleißig um, es herrscht ein reger Betrieb von Ein- und Aussteigenden, nur Dangl ist nicht zu finden. Einige argentinische Minen-Ingenieure, zum Teil uns schon von früher her bekannt, treten auf uns zu und bedauern sehr, daß der Wagen, der sie abholen kam, zu klein ist, um auch uns noch mitnehmen zu können. Doch hätte ihnen der Fahrer gesagt, daß man uns ebenfalls erwarte, und daher ein weiterer Wagen in absehbarer Zeit kommen würde. Aber dann erfahren wir, daß man sich von der Mine aus per Funk in Salta nach der voraussichtlichen Ankunft unseres Zuges erkundigt und zur Antwort erhalten habe: Heute überhaupt nicht mehr, sondern erst morgen früh. Darum ist also der gute Dangl nicht da! Denn als der Irrtum später aufgeklärt wurde, hat man es unterlassen, ihn zu verständigen. Wir hören, daß die Mine „La Casualidad“ noch etwa 70 Kilometer von der Station entfernt sei.

Indessen wird es schnell dunkler, wir stehen neben unserem Gepäck und frieren. Die 4000 Meter Höhe machen sich bemerkbar. In Cordoba hatten wir 30 Grad Wärme, und die Lufttemperatur nimmt bekanntlich mit hundert Meter Höhe um durchschnittlich 0,75 Grad ab. Wir wollen aber jetzt nicht anfangen, unsere Ausrüstung auszupacken und auseinanderzureißen, sondern möchten alles schön beieinander lassen. Also schlage ich Morghen und Klaus vor, zum Training auf einen kleinen Berg gleich hinter

den Geleisen hinaufzulaufen, die beiden aber haben Bedenken, daß inzwischen unser Wagen kommen könne, und daß man uns dann vielleicht nicht finde, und darum bleiben wir also stehen und frieren weiter.

Nach zwei Stunden etwa kommt ein offener Kastenwagen, lädt unser Gepäck auf, und der Fahrer fordert uns freundlich auf, uns hinten drauf zu setzen und mitzufahren. Leider ist das Fahrerhäuschen schon besetzt, so daß uns tatsächlich nichts anderes übrig bleibt, als hinten Platz zu nehmen, und schon geht es — heidi! — ab. Steil geht es bergab, steil bergauf, Kurven rechts, Kurven links, auf der einen Seite des Weges meist steile Felswand nach oben, auf der anderen der Abgrund. Er ist nirgends durch Erdwälle oder Geländer gesichert, und mehr als einmal drängt sich uns die Vorstellung auf, daß es doch recht unangenehm sein müßte, hier herunterzufallen. Der Fahrer scheint zudem ein besonders wilder Geselle, denn von einem „Fahren" durch die Kurven ist schon gar keine Rede mehr, es ist nur noch eine Art von Schlenkern oder Schleudern mit den Hinterrädern. Ich bin ja sicherlich auch kein sehr zahmer Autofahrer, aber was mir hier geboten wird, das ist doch leicht zum Gruseln. Der Weg ist außerdem stellenweise sehr sandig, so daß das ganze Fahrzeug schlingert, schleift, schleudert. Ich klopfe schließlich ans Fenster und sage dem Fahrer, er möchte doch etwas langsamer fahren, denn es sei doch recht kalt, und wir fielen immer von einer Ecke in die andere, fielen von unserem Gepäck herunter, die Decken rutschten uns vom Schoß. Aber der Mann faßt diese Bitte scheinbar als Kompliment für seine fahrtechnischen Fähigkeiten auf und gibt noch etwas mehr Gas.

Wahrscheinlich hat das Rennfahrer-Idol der Argentinier, Fangio, wieder irgendwo in der Welt ein Rennen gewonnen, und in solchen Zeiten tut man gut, das Mitfahren mit sportlich interessierten Fahrern hierzulande zu vermeiden. Denn dann fühlt sich ein jeder am nächsten Tag oder auch die ganze nächste Woche als ein kleiner Fangio und damit verpflichtet, mit demselben Schneid, wenn auch nicht immer mit demselben Können „ranzugehen". Und das ist sehr unangenehm. Ich habe schon oft auch in Omnibussen mit zahlreichen Fahrgästen erlebt, daß der Fahrer über dem Spiegel vorne das Bild vom Fangio angeklebt hatte, und vor allem montags, einen Tag nach dem Rennen, mit seinem großen Kasten wie irrsinnig durch die Gegend raste, während die Reisenden sich schreckensbleich aneinander und an den Handgriffen festhielten.

Aber nun wird es mir doch langsam zu dumm. Alle Augenblicke stehen wir hart am Abgrund und schon sehe ich an der Felsenseite des Weges ein Steinkreuz stehen. Es sieht nicht gerade sehr freundlich aus, und ich frage durchs Fenster vorne den Fahrer: „Sie, was ist das für ein Kreuz?" „Ja, hier

Auf dem Gipfel des Llullay-Yacu

Blick vom Gipfel auf die prähistorischen Anlagen

Die vorgeschichtlichen Bauten in 6850 m Höhe

Die Teilnehmer der ersten Expedition:
Rudel, Dr. Dangl, Morghen, Deverga

an dieser Stelle ist vor einigen Monaten einer heruntergefallen. Es war auch ein Aleman. Aber der hat den Wagen eben nicht beherrscht, und da ist er halt abgestürzt. Wenn es heller wäre, würden Sie unten noch einige Trümmer liegen sehen. Wieder herauf bekommt man ja die Wagen nicht." Und schon gab er wieder Gas und freute sich scheinbar, daß ich doch von diesem Steinkreuz sichtlich beeindruckt war. Inzwischen kam der Mond hinter den Bergen hervor, es wurde heller, und nach kaum zwanzig Minuten tauchte ein neues Kreuz am Wegesrand auf. Erneute Frage: „Was bedeutet denn dieses Kreuz hier?" „Ja, da ist auch einer hinunter. Der ist, glaub ich, damals eingeschlafen gewesen. Er hatte Schwefel gefahren und hat auf der Rückfahrt von der Bahn zur Mine Holz mitgenommen. Ja, und da ist er eben auch abgerutscht. Da müssen auch noch irgendwo die Trümmer liegen. Es waren wohl drei Leute mit. Waren tot. Und darum steht das Kreuz hier."

So ging es einige Zeit weiter. Bis wir zur Mine kamen, sahen wir noch zwei, drei solche Kreuze, und immer war es dasselbe. Beim letzten haben wir schon gar nicht mehr gefragt, es gruselte uns zur Genüge. Wir flogen hin und her, vor und zurück, guckten uns nur noch böse an, faßten uns zuweilen an den Kopf, meinten damit den verrückten Fahrer, aber zu ändern war ja nichts. Mit etwas Glück werden wir schon ankommen, denn dieser verrückte Mensch mußte ja die Strecke schon öfter gefahren sein. Warum sollte er also gerade heute abstürzen?

Nach etwa anderthalb Stunden, gegen zehn Uhr abends, kommen wir endlich in ein Barackendorf. Es ist unsere Mine „La Casualidad". Der Wagen fährt in flottem Tempo hindurch und hält vor einer großen Baracke, dem Hospital, in dem Dr. Dangl tätig ist. Wir laden unser Gepäck ab, nicht ohne uns besonders herzlich bei unserem Fahrer zu bedanken, reißen die Barackentür auf, schreien „Dangl!", und schon ruft einer im Gebirgsdialekt „I komm schon!", ist auch schon da, umarmt uns, freut sich, daß wir glücklich da sind und sagt: „Mit dem Wetter haben wir auch Schwein, Benzin habe ich schon auf die Strecke gebracht, Holz ist auch oben, also morgen kann's normalerweise losgehen. Nun kommt erst mal rein. Wollen erst mal was essen, Tee trinken, ist zwar alles etwas primitiv, aber fühlt euch wie zu Hause, es wird schon werden!"

Die Baracke enthält außer Dangls Wohnung den Operationsraum und andere Behandlungsräume, und bei einem kurzen Durchgang fällt uns auf, daß hier in dieser Weltabgeschiedenheit wertvollstes Gerät und Behandlungsmaterial eingesetzt wird, um der Gesundheit der Minenarbeiter zugute zu kommen. Dann steht in Dangls Zimmer der dampfende Tee auf dem Tisch. Er hat eine prächtige Farbe, und auf meine Frage, woraus er denn zubereitet sei, meint Dangl: „Ja, das ist eigentlich nichts für Sie. Wenn Sie

hören, daß dies Cocablätter sind, werden Sie es sicher nicht trinken wollen. Aber überlegen Sie sich das gut. Denn die Indianer, die hier zwischen 4000 und 5000 Meter Höhe arbeiten, trinken Tag für Tag, eigentlich ihr ganzes Leben diesen Tee und haben außerdem die Taschen voll dieser Blätter und kauen sie den ganzen Tag, wie andere Leute Kautabak, und verrichten dabei in dieser Höhe ihr volles Arbeitspensum. Es wird also seinen Grund haben, wenn sie ständig Coca kauen, und ich persönlich bin überzeugt, daß sie einen großen Teil ihrer Widerstandskraft und Zähigkeit diesen Blättern entnehmen." Dangls Erklärungen leuchten mir ein. Ich sehe seinen Tee-Beutel stehen und stopfe mir je zwei Hände voll in die Taschen. Für morgen. Im übrigen ist der Durst groß, da die Luftfeuchtigkeit hier oben oft nur zehn, fünfzehn, höchstens zwanzig Prozent beträgt. Wir sprechen dem Tee reichlich zu und entwickeln entsprechenden Appetit. Jedenfalls mit Rücksicht auf die Höhe von 4000 Metern, an die ich mich von der Aconcagua-Expedition, der „Plaza de Mulas" gut erinnern kann. Damals habe ich so gut wie nichts mehr essen können. So bin ich heute also ganz zufrieden.

Nach dem Essen stellt Dangl uns noch ein paar Leute vor, die mitkommen wollen. Da ist zum Beispiel der Ingenieur Deverga, der schon zweimal mit war und jedesmal bis 6400 Meter gekommen ist. Der andere ist ein junger Däne, Müller, ein Prachtbursche, auch er war schon mit am Llullay-Yacu. Er ist von allen Teilnehmern am höchsten gekommen, bis auf eine Spitze 200 Meter unter dem eigentlichen Gipfel, und dieser kleine Vorgipfel wurde nach ihm der Müller-Gipfel genannt. Er soll ein ganz spaßiger Vogel sein, auf den wir uns freuen dürfen, denn er wird sicher Leben ins Haus bringen. Endlich kündigt uns Dangl noch einen Herrn Hirsch an, einen Juden, den Dangl trotz seiner SS-Zugehörigkeit sehr schätzt und sich ausbittet, daß ja keiner die Nase rümpft, weil er vielleicht Manfred Hirsch den Juden ansehe. Er sei ein hervorragender Deutscher und habe in seinem kleinen Elektrizitätswerk, in dem er die Maschinen zu beaufsichtigen habe, schon manchen mit dem Hammer bedroht, der auch nur ein Wort gegen Deutschland und die Deutschen sagte. Er ist ein treuer Freund von Dangl, obgleich er weiß, daß Dangl in der Waffen-SS gekämpft hat, und beide schwören aufeinander.

So dauert es nicht lange, da ist die Stube voll. Alle kommen, um Dangl und seine Gäste zu begrüßen und um zu fragen, ob morgen nun endgültig die Expedition starten solle. Deverga, Müller, Manfred Hirsch und noch ein paar andere kommen. Die Einsamkeit scheint es in sich zu haben, denn bald greift Dangl zu einer großen Flasche. Es ist keine Milchflasche, wie ich sehe, sieht mehr nach Whisky aus. Der Schnaps gehört wohl zu den wenigen Dingen, die das Dasein in der Einsamkeit hier oben verschönern können.

Schnell sitzt eine frohe Runde zusammen. Da wir aber von der langen Reise müde sind, sagen Morghen, Klaus und ich den anderen bald gute Nacht und verschwinden in einem der Krankenzimmer, wo Dangl uns Quartier bereitet hat. Ich schlafe erst spät ein. Die kurze Zeit hat noch nicht ausgereicht, um mich zu akklimatisieren. Ziemlich unruhig komme ich über die Stunden. Den anderen geht es kaum besser. Besonders Klaus klagt früh über starke Kopfschmerzen und Übelsein. Mir selber geht es etwas besser. Aber daß ich mich sonderlich wohl fühlte, kann ich auch nicht sagen.

Draußen scheint schon die Sonne. Wir stehen auf, packen unsere Sieben-Sachen zusammen, die wir auf den Traktor verladen sollen, und da Dangl den Kakao noch nicht fertig hat, streife ich mit Klaus durch die gelb-grün leuchtenden Schwefelberge, die im Sonnenlicht glitzern und blinken, durch das eigentliche Minendorf, und wir fotografieren einige Indios bei der Arbeit und uns selbst im Gelände. Dann versuchen wir zu frühstücken. Der Appetit ist wieder recht bescheiden. Wir machen uns bald an die Arbeit, an das Beladen des Traktors, den Dangl unterdes geholt hat. Ich hatte im Stillen erwartet, einen deutschen Traktor vorzufinden, aber es ist ein englisches Fabrikat und ich muß gestehen, er ist sehr gut gelaufen. Das einzige, was uns Sorgen macht, ist, wie wir alle darauf sitzen sollen. Klaus wird zwar auf der Mine bleiben, aber Dangl, Morghen, Deverga und ich brauchen Platz. Der Trecker hat natürlich nur einen Sitz, stark gefedert, wie bei allen landwirtschaftlichen Maschinen, alle anderen Not-Sitzgelegenheiten, wie etwa die Schutzbleche über den hohen Rädern, sind natürlich ungefedert und reichlich hart. Wir bauen einige Bretter darüber, die uns als Sitzgelegenheit dienen sollen. Das Gepäck und mein paar Kurz-Ski sind bereits verstaut. Jetzt wird nur noch in Dangls Küche gebraten, gebruzzelt und gekocht. Denn vor dem endgültigen Start müssen wir schließlich — mit oder ohne Appetit — noch etwas Handfestes essen. Auch der Reiseproviant muß zubereitet werden.

Unter Dangls Freunden hier ist auch ein Deutscher, der schon früher lange in Bolivien war und jetzt hier oben einige Lastzüge hat, mit denen er den Schwefel von der Mine hinunter nach Caipè bringt, von wo er das Holz wieder zur Mine fährt. Es ist ein ertragreicher, aber auch ein sehr schwerer Beruf, vor allem körperlich sehr anstrengend infolge des mangelhaften Sauerstoffs in dieser Höhe. Vielleicht erleichtert es ihm aber seine Arbeit, daß ihn eine sehr schöne und charmante Frau begleitet, eine Bolivianerin, die schon recht gut Deutsch spricht, und der man kaum noch einen Akzent anmerkt. Sie ist es, die jetzt für uns in einem großen Topf Fleischbrötchen brät, das letzte, worauf wir noch warten.

Wir tanken inzwischen Benzin, soviel der Tank irgend fassen will. Dangl hat zwar an den vergangenen Sonnabenden und Sonntagen schon Holz und Benzin in die Wüste hinein gefahren, in Richtung auf den Llullay-Yacu zu, aber auch für den ersten Streckenabschnitt brauchen wir schon viel. Wir füllen Flaschen und Kanister. Ich habe die Aufgabe, mit einem Schlauch aus einem großen Faß die edle Flüssigkeit herauszusaugen. Zu Anfang funktioniert das recht schlecht, bezw. ich beherrsche die Technik des Ansaugens noch nicht und darf dafür einige kräftige Schlucke Benzin zu mir nehmen. Das macht mein Wohlbefinden auch nicht besser. Kopfschmerzen stellen sich ein. Na, das fängt ja gut an.

Aber da kommt noch ein Freund von Dangl, ein argentinischer Ingenieur, der uns anbietet, er wolle uns die ersten dreißig Kilometer, solange man noch von einem Weg bzw. Spuren in der Wüste sprechen kann, mit dem Jeep fahren. Natürlich wird dieses Anerbieten von uns mit Freuden angenommen. Wir werden nachher noch lange genug auf unserem Traktorenbrett zu schaukeln haben. Dr. Dangl schwingt sich auf seinen Traktorensitz, wir anderen in den Jeep, Dangl wirft an und entschwindet tuk-tuk-tuk-tuk um einige Ecken des Minendorfes unseren Blicken.

Kurz darauf starten auch wir, zunächst noch auf richtiger Straße zur eigentlichen Mine hin, und holen etwa dreißig Minuten später dort, wo wir die Straße verlassen müssen, um in die Wüste hineinzufahren, Dangl ein, steigen um, verabschieden uns von dem Ingenieur und stellen alsbald fest, daß die Ski auf dem Traktor nicht richtig befestigt gewesen, mit den Spitzen unter die Räder gekommen und dabei etwas kürzer geworden sind. Dangl, dem der Erfolg der Expedition wichtiger ist als ein Paar Ski, trägt es mit großem Humor und sagt: „Na ja, wenn die Ski nicht so lang sind, dann hab ich so kurze wie Rudel, das ist sowieso besser." Wir reisen also auf unserem Brett weiter tuk-tuk-tuk in Richtung auf den Salar, einen Salzsee, den uns Dangl schon beschrieben hat, wo wir die erste Nacht lagern wollen. Rechts und links ragen Berge etwa 800 bis 1000 Meter aus der Steinwüste empor.

Nach ein paar Stunden haben wir den Salzsee erreicht. Er ähnelt dem, den wir schon von der Bahn aus gesehen hatten; auch hier wieder diese grau-braun-gelbliche Masse, hier und da von kleinen blauen Äderchen durchbrochen, kleinen Wasser-Rinnsalen. Wir kosten einmal davon, und schmecken den starken Salzgehalt. An einigen Stellen schwimmen Tiere darauf, das Wasser ist ziemlich warm. Wir fahren am Ufer entlang, teilweise auch über das Salz hinweg, dort wo es hart ist, um abzukürzen und möglichst schnell den Ort zu erreichen, den Dangl als den günstigsten Lagerplatz bezeichnet. Am Ufer geht es bergauf und bergab, der Untergrund ist

streckenweise weich, dann wieder steinig, Geröll, Schutt, alles durcheinander. Es mag etwa 5 Uhr sein, als wir an der betreffenden Stelle ankommen, schnell wird das Gepäck abmontiert und das Zelt aufgebaut. Deverga wird dazu bestimmt, den Traktor auf eine kleine Erhebung neben unseren Lagerplatz zu stellen, etwa 20 bis 30 Meter höher, damit er am nächsten Morgen, wenn das Öl von der Kälte dick geworden ist, auf jeden Fall anspringen muß. Wir werden ihn dann einfach herunter rollen lassen, einen Gang einschalten, und dann muß er ja kommen.

Wir anderen, Dr. Dangl, Morghen und ich bauen unterdes das Zelt fertig auf, ich lege meine Gummi-Matte hinein, meinen Schlafsack und einige Decken.

Dr. Dangl macht Feuer, kocht Tee, und als besondere Spezialität werden nun die Fleischbrötchen, von Frau Koch zubereitet, hervorgeholt, etwa fünfzig Stück. Aber es ist noch keine Stunde vergangen, da ist kein Fleischbrötchen mehr zu sehen. Wir sind noch auf gleicher Höhe wie bei der Mine und haben uns scheinbar schon ein wenig daran gewöhnt. Jedenfalls erfüllt uns unser gesegneter Appetit mit der Hoffnung, daß wir es diesmal schaffen werden, den Vulkan zu bezwingen, und aus dem Stegreif entsteht ein kleines Lied, das mit den Worten beginnt: „Der Llullay-Yacu kann gar nicht so hoch sein, daß wir nicht raufkommen können.“ Hoffentlich hält diese zuversichtliche Stimmung an.

Kaum ist die Sonne hinter den Bergen versunken, da wird es empfindlich kalt. Wir kriechen in unser Zelt und schlafen auch nach kurzer Unterhaltung, die sich natürlich um „unseren“ Berg dreht, ein, oder hängen noch etwas unseren Gedanken nach.

Frühmorgens schon laden wir dann alles auf, und Deverga schickt sich an, den Traktor anzulassen. Wir schauen nach oben, da muß er ja jeden Augenblick herunterkommen, und da kommt er auch schon. Aber — welch ein Schreck — scheinbar hat er nur einen kleinen Gang und nicht den größten eingeschaltet, so daß der Traktor nicht etwa herunterrollt, sondern herunterrutscht. So kann er natürlich nicht anspringen. Und ehe sich Deverga versieht und noch umschalten kann, hat er bereits die ganze Höhe verspielt, ist in den Schotter hinuntergerutscht, und jetzt ist guter Rat teuer. Wie sollen wir ihn nun zum Laufen bringen?

Aber wozu haben wir letzten Endes unsere Rußland-Praxis? Sowohl Dangl wie auch mir fällt ein, daß wir nicht nur unter unseren Fahrzeugen, sondern im Raum vor Moskau — 1941, es muß kurz vor Weihnachten gewesen sein — auch unter unseren hochempfindlichen Flugzeugen offenes Feuer unter die Motore legten, um sie anzuwärmen und zum Anspringen zu bewegen. Wir sagten uns damals: springt er an, ist es gut, springt er

nicht an, nützt er uns sowieso nichts. Also wenn dabei ein Flugzeug abbrennt, ist es nicht so schlimm, denn nur Maschinen, die an den Feind gebracht werden können, haben eine Bedeutung. Und ich habe damals im Raum vor Moskau auf diese Weise kein Flugzeug anbrennen sehen, wohl aber, geheilt durch diese Methode, sehr viele Motoren anspringen hören.

Also, kaum die alten Erinnerungen aufgefrischt, haben wir auch schon ein kräftiges Feuer unter dem Motor des Traktors gemacht und Benzin darüber gegossen. Dummerweise liegt der Tank auch noch gerade über dem Motor. Aber das ist nun nicht zu ändern. Die Flammen werden schon so hoch nicht schlagen, es wird schon nichts passieren. Und jetzt zwanzig Minuten lang hellstes, lichtes Feuer. Nachdem es heruntergebrannt ist, lassen wir die Strahlung der Glut noch ein wenig auf die Bodenwanne des Motors nachwirken, und dann geht es — hau ruck — ans Schieben. Dangl sitzt oben, wir andern drei schieben, und siehe da, nach zwei Metern schon mit dem vierten Gang — tuk-tuk-tuk — läuft er! Der Jubel ist groß, lautes Freudengeschrei! Wir werden vielleicht doch eine Stunde verloren haben. Aber das fällt nun nicht so sehr ins Gewicht, wenn uns auch die Sonne mahnt, nun rasch aufzubrechen, um noch vor Anbruch der Nacht möglichst hoch an dem vor uns liegenden Llullay-Yacu das nächste Lager aufschlagen zu können.

Majestätisch grüßt uns der Berg, nicht mehr aus großer Entfernung wie bisher, wir fahren nun genau auf ihn zu, über Stock und Stein, durch schwierigstes Gelände. Vor uns leuchtet und glänzt unser Ziel in Sonne und Schnee. Es scheint wesentlich mehr Schnee zu liegen, als wir uns vorgestellt und Dangl uns geschildert hatte. Wahrscheinlich hat es in allerjüngster Zeit viel Neuschnee gegeben, und uns kommen Bedenken, daß wir dafür nicht die genügende Ausrüstung bei uns haben könnten. Langsam tut auch die Hinterfront von dem ewigen Schaukeln auf unserem improvisierten Sitz erheblich weh.

Rechterhand sehen wir einen Berg liegen, vielleicht 700 bis 800 Meter über die Ebene hinausragend, und da erblickten wir plötzlich eine Traktorspur von der unseren abweichen, und Dangl erzählt, daß das letzte Mal der verrückte Müller, der diesmal so gerne mitgekommen wäre, versucht hätte, mit dem Traktor dort hinaufzukommen, und, nachdem es dann doch zu steil wurde, wieder umgekehrt sei. Auch an vielen anderen Stellen erkennen wir die Spuren unseres Traktors, mit dem ja Dangl schon bei den letzten beiden Expeditionen dabei war, und außerdem Holz und Brennstoff für unser Unternehmen vorausgebracht hat. Wir steigen langsam immer mehr an, es wird für die Maschine schon recht beschwerlich. Große Felsbrocken liegen herum, und es besteht die Gefahr, daß wir kippen. Es wird also Zeit,

daß wir absteigen. Wir sind aber froh, daß das Gepäck wenigstens noch ein Stück weiter gefahren werden kann, wenn das auch allmählich eine immer größere Fahrkunst voraussetzt. Jeder Meter, der so gewonnen wird, erleichtert uns ja die Leistung, die uns noch bevorsteht.

Wir kommen schließlich bis dicht unterhalb der Schneegrenze, laden dort ab, lassen den Traktor stehen und können noch vor Sonnenuntergang in 5300 m Höhe ein Lager aufstellen. In Kürze steht mein Klepperzelt, davor hat Dangl schon wieder sein großes Feuer gemacht, Deverga holt Schnee, der geschmolzen wird. Es soll Tee gemacht werden, eventuell noch etwas Suppe, das Zelt wird wieder eingerichtet, mit Schlafsack und Decken und allem, womit man sich das Leben in dieser Höhe und bei dieser Temperatur verschönern und erleichtern kann. Programmgemäß soll es ja heute Nacht um zwölf losgehen.

Ich fühle mich ziemlich müde, habe Kopfschmerzen, keinen rechten Appetit, und wenn ich mir vorstelle, daß es in fünf bis sechs Stunden schon losgehen soll, so stimmt mich das recht bedenklich. Von dem Spruch: Der Llullay-Yacu kann gar nicht so hoch sein, daß wir nicht hinaufkommen könnten, halte ich nicht mehr allzu viel. Wahrscheinlich ist er doch höher, und da es mit dem Essen fast nichts wird, schlage ich den andern vor, erst morgen zu gehen, den eigentlichen Gipfelsturm um 24 Stunden zu verschieben und morgen erst mal 400 bis 500 Meter zu steigen, um uns so noch mehr zu akklimatisieren. Man soll ja durch längeren Aufenthalt in der Höhe mehr rote Blutkörperchen bekommen und damit den knappen Sauerstoff besser verwerten können. Auch könnten wir dabei feststellen, ob die Route, die wir uns vorgenommen haben, wirklich die richtige ist.

Darum schlage ich vor, daß wir also trainingshalber bis 5800 m steigen, dann wieder zurückgehen, und erst in der folgenden Nacht losgehen. Denn die Route, die wir einschlagen wollen, ist bisher von keiner Expedition versucht worden. Es handelt sich um eine steile, sehr schmale Eis- und Schneerinne, und wir glauben, daß dort der Wind nicht so stark hineinbläst, der Wind, den Dangl und Deverga als Hauptgrund dafür angeben, daß der Gipfel bisher nicht erreicht werden konnte. Sobald man hinter seinem Felsblock sich hervorwagte, erzählen sie, oder sich von allen Vieren auf zwei Beine aufrichtete, wurde man einfach umgerissen. In der schmalen Rinne versprechen wir uns einigen Schutz und bessere Aufstiegsmöglichkeit.

Es ist nicht ganz leicht, die Kameraden davon zu überzeugen, daß es vielleicht doch besser ist, einen Tag zu warten, da sie Bedenken mit dem Wetter haben, das auf Grund des Mondes, der unterdes taghell am Firmament sein Licht verschenkt, zwar noch für den nächsten Tag gut zu bleiben verspricht, aber für längere Zeit nicht vorausgesagt werden kann. Aber als

ich ihnen eingestehe, daß ich für meine Person wenig Hoffnung habe, es bei meinem augenblicklichen Zustand zu schaffen, und glaube, daß es den anderen auch nicht viel besser geht, gewinne ich sie letztlich doch für meinen Plan. Wir bleiben also im Zelt und ruhen die Nacht über. Ich sage absichtlich ruhen, denn an wirklich tiefen Schlaf ist nicht zu denken. Der mangelnde Sauerstoff macht sich eben doch sehr stark bemerkbar.

Am nächsten Morgen verlassen wir unser Zelt trotz strahlenden Sonnenscheins erst recht spät, der scharfen Kälte wegen. Gegen elf Uhr etwa sind wir alle munter, machen Feuer, kochen Tee, und dann entwickelt Deverga seinen neuen Plan. Er ist nicht damit einverstanden, daß wir heute lediglich einen Übungsmarsch machen, abends wieder zurückkommen, und dann nachts endgültig aufbrechen, sondern er will sich auf alle Fälle seinen Schlafsack mitnehmen, will dann in 6000 Meter Höhe bleiben und sich abends hinter einen großen Felsen, möglichst windgeschützt, legen und warten, bis wir nachts vorbeikommen, vielleicht auch, wenn er sich frisch fühlt, schon eher losgehen, um alleine den Anstieg zu wagen und so vielleicht noch eher den Gipfel erreichen als wir.

Wir setzten ihm natürlich auseinander, daß wir es nicht für richtig halten, daß er alleine geht, und daß die Nacht wahrscheinlich nicht ganz angenehm für ihn wird hinter seinem Stein, trotz des dicken amerikanischen Schlafsacks. Aber er läßt sich nicht überzeugen und ist ja schließlich auch Mann genug, daß er wissen muß, was er tut. Nach dem Motto „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ lassen wir ihn also bei seinem Plan, und so nimmt Deverga seinen Schlafsack mit, als wir zu unserem Übungsmarsch losmarschieren.

Da unser Lager unmittelbar an der unteren Schneegrenze liegt, sind wir nun gleich mitten im weichen Schnee, in dem nur sehr mühsam voranzukommen ist, und stellen nach einer Stunde fest, daß wir 140 m Höhe gewonnen haben. Wenn ich nun aber an die Aconcagua-Expeditionen denke, sowohl an meine eigenen als auch an andere, so können wir mit dieser Leistung ganz zufrieden sein. Bei den nächsten 100 Metern geht es schon langsamer, aber wir bleiben in einem Stundendurchschnitt von hundert und einigen Metern. So steigen wir etwa bis 5800 Meter.

Es ist inzwischen schon später Nachmittag geworden. So ganz leicht ist uns der Aufstieg nicht geworden, und wenn ich mir vorstelle, ich sollte jetzt gleich weiterlaufen, so wäre das schon wesentlich schlechter. Ich weiß nicht recht, ob wir dann heraufkommen würden, ich glaube vielmehr, daß wenige Stunden später ein toter Punkt einsetzen würde. So drehen wir nun um und gehen wieder unserem Lager entgegen. Der einzige, der recht wohlgemut weiterzieht, ist Deverga. Mit seinem Schlafsack auf dem Rücken und

etwas Verpflegung im Anorak und in den Taschen steigt er bei untergehender Sonne weiter auf.

Unterdessen erreichen wir nach zwei Stunden wieder unser Lager. Dangl macht Feuer, stellt Tee auf. Ich bin der Faulste. Ich lege mich gleich ins Zelt. Ich muß schon sagen, ich ärgere mich über mich selbst, denn mir ist wieder nicht gut, ich habe etwas Kopfschmerzen, und was das Schlimmste ist, keinen Appetit. Ohne Appetit aber gibt es keine Kraft, und ohne Kraft bezwingt man keinen Gipfel. Alles das macht mich mißmutig, aber gegen die Natur ist man machtlos. Die anderen essen wohl auch nicht viel, aber doch wenigstens etwas. Dann ruhen wir, mechanisch wiederholen wir uns die Zeiten, wann wir aufstehen, wann abmarschieren, was wir keinesfalls vergessen wollen. Und dann dösen wir vor uns hin, wollen an sich schlafen, denn die Zeit bis elf Uhr abends wird schnell vergangen sein, und wenn wir schon nicht essen können, dann muß uns wenigstens die Ruhe einige Kräfte ergänzen.

Nach zwei Stunden bemerke ich, daß meine Lage unbequem ist, ich spüre einen Druck im Kopf und lege mich höher, damit das Blut sich nicht mehr so im Kopf staut, und plötzlich wird mir wesentlich besser, Appetit stellt sich ein, Durst auf Tee, und gleich mache ich mich ans Essen und spüre, wie die Kräfte zurückkehren, und damit auch die gute Stimmung, und plötzlich ist auch das alte Schlagwort wieder da: Der Llullay-Yacu kann ja gar nicht so hoch sein, daß wir nicht raufkommen könnten. Nach verhältnismäßig fleißigem Essen lege ich mich wieder hin, und nun ist auch das Liegen viel erholsamer als vorher, ich scheine mich also wirklich schon weitgehend akklimatisiert zu haben.

Die restliche Zeit vergeht schnell, wir kleiden uns wieder vollständig an, draußen scheint taghell der Mond, wir machen die Thermosflaschen zurecht, stecken unsere Taschen voll Cocablätter, Rosinen, Schokolade, einige Apfelsinen, Äpfel, Dangl steckt noch etwas Tomatensaft ein, dann sind wir beiden fertig. Dr. Morghen überlegt noch, welche Schuhe er anziehen soll. Er hat ein paar große mit und ein paar kleine. Die letzteren haben den Vorteil der Trikonynagelung, die großen sind normale Ski-Schuhe und mit ihren glatten Sohlen für Schnee und Eis, wie wir es wider Erwarten angetroffen haben, schlecht geeignet. Dangl hatte uns ausdrücklich gesagt, daß er bei seinen bisherigen Expeditionen am Vulkan nie auf größere Eisflächen gestoßen sei. Jetzt aber, wo wir dem Berg schon so nahe gerückt sind, sieht es ganz so aus, als würden wir doch große Felder zu überqueren haben. Es war daher ein entscheidender Fehler, daß wir dafür nicht richtig ausgerüstet waren. Aber daran ist ja nun nichts mehr zu ändern, und wir werden also mit der Ausrüstung, die wir bei uns haben, auskommen müssen.

Kapitel XV

Harte Tage am Berg

Wir stapfen über die große, im hellen Mondlicht weißleuchtende Schneefläche, sehen noch unsere Fußtapfen von Mittag her, die sich in den weicheren Schnee eingedrückt haben. Nun ist er aber wieder gefroren. Im ganzen gehen wir wohl etwas langsamer als mittags, denn wir wollen ja nun beständig durchhalten bis ganz oben, aber bei diesem herrlichen Mondschein läuft es sich schön und leicht, und man merkt weniger Anstrengung als am Tage.

Ich habe ein solches Bild noch nie erlebt, wie diese glitzernden riesigen Flächen da vor uns liegen, in der majestätischen Stille, die uns umfängt. — —

Nach Stunden sagt plötzlich Dangl, der vor mir geht: „Da kommt einer!" Ich denke, mich rührt der Schlag, so bin ich erschrocken! Denn ich muß plötzlich an das Buch von Kopp denken, „Kampf um den Aconcagua", in dem er beschreibt, wie Link und seine Kameraden in stockfinsterer Nacht zwischen 6000 und 7000 Meter Höhe zwischen Felsengruppen dahingehen, plötzlich die Wolken zerreißen, der Mond herausschaut und vor ihnen eine Felsengruppe beleuchtet, auf der hoch oben deutlich ein Mensch sitzt und nach unten zu schauen scheint. Sie klettern näher heran und entdecken zu ihrem Entsetzen: Es ist wirklich ein Mensch, der schon viele Jahre, später stellte sich heraus, fünfundzwanzig Jahre, hier oben sitzt, durch die Kälte vollständig konserviert, und wie sich dann aufklären ließ, ein jugoslawischer Pater war, der an einer Expedition in ganz früher Zeit teilgenommen hatte, in 6000 Metern Höhe plötzlich nachts aus dem Zelt gerannt war und von seinen Kameraden nicht gehalten werden konnte. Im Hinauslaufen hatte er gerufen, er wollte Gott nahe sein und eine Messe halten so hoch, wie sie noch niemals gehalten worden sei. Man hatte ihn nicht mehr auffinden können. Und erst nach fünfundzwanzig Jahren stieß dann zufällig Links Expedition auf seine erstarrte Gestalt, die einem Wächter gleich hoch auf dem Felsen saß, ein schauriges Erlebnis, mitten in der Nacht.

Diese Szene stand mir bei Dangls Ausruf unwillkürlich vor Augen und ich dachte im ersten Augenblick, daß auch wir nun jemandem begegnen

würden, der schon fünfundzwanzig Jahre oder länger hier oben hauste. Wenn ich noch folgerichtig gedacht hätte, was aber in dieser Höhe eben nicht mehr so selbstverständlich ist, dann hätte mir natürlich gleich klar sein müssen, daß es sich nur um — Deverga handeln könne, der aus irgendeinem Grund umgekehrt war. So aber kam ich erst nach Überwindungen einiger Schrecksekunden darauf. Ich schaue auf, und siehe da, da kommt also wirklich jemand über den Schnee heruntergeschwankt, und es dauert nicht lange, da ist er bei uns. Er murmelt wild abgerissene Sätze vor sich hin, er wäre höhenkrank geworden, hätte Herzbeschwerden, die Rinne, in der wir aufsteigen wollten, sei sehr hart. Er wäre abgestürzt, könne nicht weiter und wolle jetzt hinuntergehen zum Zelt. Er tut uns leid, denn wir hatten ihm ja mittags schon gesagt, daß sich so der Llullay-Yacu wahrscheinlich nicht bezwingen läßt, aber nun ist es für ihn zu spät. Deverga ist für diesmal nicht zu helfen. Er muß nach unten.

Wir erklären ihm, wie wir gegangen sind, zeigen ihm die Fußtapfen und sagen ihm, er solle in diesen weiter absteigen, er solle sich Tee machen, solle für den kommenden Morgen Tee bereit halten. Wir hatten nämlich inzwischen gemerkt, daß wir nur eine Flasche — dreiviertel Liter — Tee bei uns hatten und die andere stehen geblieben war. Darum reizt uns der Gedanke an Tee schon jetzt. Eine Weile beobachten wir noch Deverga, wie er nach unten geht und können erkennen, daß er den richtigen Weg einschlägt. Dann setzten wir unseren Anstieg fort.

Die Geschwindigkeit mag wieder bei hundert Metern Höhengewinn pro Stunde liegen.

Wir sind ganz zufrieden damit, haben noch keine größeren Pausen eingelegt, lediglich die Begegnung mit Deverga und vorher einmal kurz zum Trinken, und ziehen wohlgemut nach oben. Aber immer wenn einem wohl ist, kommt ja bald eine kalte Dusche. So auch jetzt. In etwa 5900 Metern Höhe müssen wir uns halbrechts halten über ein neues, großes Schneefeld, um zu der Rinne zu kommen, die wir anvisiert hatten, erst auf der Photographie und dann bei dem Übungsmarsch am Mittag, und da erweist sich dieses Schneefeld als butterweich. Immer häufiger brechen wir bis übers Knie ein. Und jedes Mal brauche ich beide Hände, um die Prothese wieder aus dem Schnee zu ziehen, breche aber dabei immer mit dem anderen Bein ein. Das ist natürlich sehr ermüdend und nimmt viel mehr Kraft weg, als das bisherige Steigen.

Dazu erweist sich dieses schräg ansteigende Feld als unerwartet groß, die Entfernung bis zu der Rinne, in der wir aufsteigen wollen, scheint nicht abzunehmen. So geht es Schritt für Schritt, Schritt für Schritt, unsagbar beschwerlich, oft bis zum Bauch im Schnee, dann wieder zwei Schritt und

schon liegen wir wieder, eine oder anderthalb Stunden lang, unter unvorstellbaren Strapazen. Endlich stehen wir am Fuß der Rinne und schauen hinauf. Steil geht es hinauf, wir schätzen 30—35 Grad, also etwa die Steigung einer Sprungschanze. Im letzten Drittel dieser Rinne wird es enger, dort stehen große, schwarze Felsen. Bis dahin aber glitzert es von Schnee und scheinbar auch von Eis.

Wir beginnen aufzusteigen, hacken mit unseren Stiefelspitzen Stufen in das Eis und ich mache mir bald Sorge, daß ich meine Prothese abbrechen werde, wenn ich sie weiter so beanspruche. Das würde aber natürlich das Ende meiner Teilnahme am Aufstieg bedeuten, und ich rate deshalb den Kameraden, jetzt von unseren Eispickeln Gebrauch zu machen und Stufen zu schlagen. So geht es auch für die anderen besser. Denn da wir über kein Seil verfügen, besteht immerhin die Gefahr, daß einer doch mal abrutscht und hinuntersaust, und wenn er auch nicht gegen die Felsen an der Seite der Rinne schlägt, würde er doch mit rasender Geschwindigkeit in das Schneefeld unter uns gefegt werden und soviel Kraft und Energie verlieren, daß es mit dem Aufstieg für dieses Mal vorbei wäre.

Also arbeiten wir uns langsam in der Rinne hoch. Die Stufen schlagen meist Morghen und Dangl, ab und zu auch ich. Die großen Felsen wollen und wollen nicht näher kommen. Aber endlich, um die Zeit etwa, da die Sonne den Mond ablöst, gegen acht Uhr, ist es soweit, und wir haben die ersehnten großen Steine fast erreicht. Doch je näher wir kommen, desto weicher wird wieder der Untergrund und jeder Schritt weiter aufwärts ist ein Kampf. Oft muß ich wieder das Bein mit den Händen herausziehen, nur daß wir jetzt nicht mehr so frisch sind wie vor einigen Stunden in dem Schneefeld unten. Zäh und langsam geht es ran an die Felsen, es ist eine Schinderei im wahrsten Sinne des Wortes. Dann sind wir dran und gehen an ihnen entlang weiter nach oben. Leider ist der Schnee auch dicht an diesen Felsen sehr weich und man kann nicht direkt an ihnen hochklettern, da sie nicht miteinander verbunden sind oder so wild zerklüftet, daß man nicht darüber hinwegkommen kann. Also heißt es nach wie vor durch den tiefen Schnee sich empor kämpfen.

Morghen klagt schon jetzt häufig über kalte Füße. Dangl rät, möglichst bald halt zu machen und die Füße zu reiben, damit kein ernster Schaden daran entsteht. Die Aussicht auf diese baldige Pause bereitet mir ausgesprochen Freude, denn das letzte Stück hat mich unheimlich viel Kraft gekostet, so daß ich langsam am Ende zu sein scheine. Mittlerweile kommen die ersten Sonnenstrahlen herauf, und ein Stückchen weiter finden wir einen kleinen Absatz, zu dem die Sonne schon hinreicht. Wir setzen uns auf einen Felsenvorsprung, Morghen zieht die Schuhe aus. Dangl fängt sofort an zu mas-

sieren, macht ein bedenkliches Gesicht, und es ist durchaus möglich, daß schon eine Erfrierung eingetreten ist und die Hilfe zu spät kommt.

Ich lege mich so lange rückwärts auf den sonnenbeschienenen Schnee und sehne mich nach dem heißen Getränk, das wir unten beim Zelt gelassen haben, und das jetzt Deverga schon getrunken hat oder sich neu kochen kann. Ich krame in meiner Tasche, versuche meine gefrorenen Apfelsinen etwas aufzutauen, vergeblich. Auch der Apfel schmeckt nicht recht. Die Schokolade und die Coca-Blätter wollen nicht mehr richtig rutschen. Es fehlt die Flüssigkeit im Gaumen. Da gibt mir Dangl aus seinem kleinen Vorrat Tomatenmark etwas zu trinken, und innerhalb kürzester Zeit spüre ich, wie das meine Lebensgeister weckt. Ich bleibe ruhig liegen und merke, was ich, ehrlich gestanden, schon nicht mehr für möglich gehalten hatte, daß die Kräfte doch wieder zurückkehren und sich meine Dnjestr-Erfahrung, daß sich die Lebensbatterie immer wieder aufladen läßt, auch hier wieder bestätigt. Mit Ruhe und Nahrung ist auch die schwerste Erschöpfung zu überwinden. Das erlebe ich nun wieder an mir, fühle mich von Minute zu Minute frischer werden. Die Kräfte werden ausreichen, um noch einige Stunden weiterzulaufen, und die müssen uns ja an das verlockende Ziel, den Gipfel des Llullay-Yacu bringen.

Dangl massiert immer noch, fragt hier und da: Haben Sie jetzt wieder Gefühl in den Füßen? Aber immer wieder muß Morghen verneinen. Erst nach anderthalb Stunden verändert sich sein Gesicht und er sagt, daß er nun ein Kribbeln in den Zehen spürt. Jetzt aber nichts wie weiter, denn das ist ein sicheres Zeichen, daß ja noch alles in Ordnung ist, sagt er. Und wir wollen nun weitersteigen. Dangl freut sich vielleicht am meisten, denn seine ärztliche Hilfe hat doch Erfolg gehabt, sein ausdauerndes Massieren mit Schnee hat das Blut wieder zum Kreisen gebracht. Er tut mir leid, denn während Morghen und ich ruhen konnten, hat er unermüdlich gearbeitet, kommt kaum zur Ruhe, kaum zum Essen.

Kaum hat Morghen die Schuhe wieder an, geht es schon weiter. Leider bleibt der Schnee auch jetzt ziemlich weich, und es geht zwischen den Steinen, die langsam etwas kleiner werden, immer weiter nach oben. Hier und da ein kleiner Ausblick, dann wieder versperren Felsen den Weg und wir zwängen uns irgendwo hindurch. Schließlich erreichen wir einen Absatz, von dem wir einen Blick nach links hinüber haben.

Vor uns breitet sich eine Mulde aus, und hinter dieser Mulde wird ein merkwürdig geformter Berg sichtbar, der steil aussieht und oben in einen schiefstehenden, rosa Felsen mündet, der wohl die höchste Spitze dieses Berges darstellt. Er sieht aus, wie ein ausgebrochener Hundezahn und wir nennen ihn auch so. Rotbraun, sonnenbeschienen, liegt er vor uns, hinter

dieser weiten Schneemulde, majestätisch einsam, und flößt uns Achtung, wenn nicht schon Angst ein, denn die Entfernung bis zu ihm beträgt sicherlich mehr als einen Kilometer, und zwar durch die Schneemulde hindurch, von der ich annehmen muß, daß sie eben so weich ist, wie unser bisheriger Weg. Und auch das ist schon klar zu sehen: ohne ausgesprochenes Klettergerät werden wir den Hundezahn von dieser Seite jedenfalls nicht besteigen können. Dennoch halten wir ihn für den eigentlichen Gipfel.

Wir setzen uns einen Augenblick und schauen hinüber. Wenn wir auch nicht gerade ratlos sind, mit freudigen Blicken betrachten wir den Hundezahn jedenfalls nicht. Und wieder zeigt sich, wie die Höhe auf das Denkvermögen einwirkt. Denn unter normalen Umständen hätten wir längst erkennen müssen, daß das ja gar nicht der Gipfel sein kann. Denn die höchste Erhebung des Berges hat ja eine ganz andere Form, das hatten wir doch von unten gesehen. Und der Gipfel gehört ja zu dem Massiv, das wir bestiegen haben.

Nach etwa einer Viertelstunde mit langen Beratungen zwischen uns dreien wird uns das klar, und wir kommen zu der Überzeugung, daß der Zahn ein Nebengipfel sein wird, auf der anderen Seite des Massivs. Wir steigen daher auf der alten Rute weiter, der Schnee wird wieder etwas fester, er nimmt vor allem ab. Scheinbar ist der Wind hier schärfer hineingefegt, wir kommen mehr direkt in die Felsen hinein, auch über Felsen hinweg, hier und da gibt es schon kleine Klettereien, aber ohne ernsthafte Schwierigkeiten. Wir sprechen nur noch wenig. Dangl ist vorausgegangen. Ich sagte ihm, es sei wohl besser, wenn einer etwas vorausgeht, um zu sehen, wo der eigentliche Gipfelanstieg sein könnte. Denn es ist ja nicht notwendig, daß wir alle drei auf der Suche eventuelle Umwege machen. Wir steigen mit zusammengebissenen Zähnen. Es kann ja nicht mehr weit sein. Die Zeit wird schon knapp, es ist zwischen 2 und 3 Uhr. — Kurz darauf haben wir es geschafft. Um drei Uhr betreten wir den Gipfel, die eigentlichen Gipfelfelsen.

Vor uns liegt der Krater, den ich mir wesentlich größer vorgestellt hätte beim höchsten Vulkan der Erde. Aus der Mitte des Kraters heraus ragt ein zigarrenförmiger Felsen, der eine völlig andere Struktur und Farbe hat, wie das umliegende Gestein. Scheinbar der letzte Lava-Ausstoß des Vulkans, der noch im Herausquellen erstarrte und in dieser Form stehen blieb. Wir gehen über die einzelnen Gipfelfelsen, Dangl klopft an die Felsblöcke, wackelt an einigen großen Steinen und sucht einen geeigneten Platz, an dem wir unsere Reliquien, die argentinische Fahne und die schwarz-weiß-rote deutsche Reichsflagge, niederlegen können mit unseren kleinen, hand-

geschriebenen Dokumenten, die einen Gruß an Argentinien und seinen Präsidenten zum Ausdruck bringen.

Morghen und ich sitzen zufrieden, nachdem wir uns zuerst alle drei die Hände gereicht haben, stolz über den gemeinsam errungenen Erfolg, freuen uns, daß wir es geschafft haben und sehen zu, wie Dangl jetzt die Flaggen in eine Blechdose tut, diese verschließt, Steine wegräumt und die Dose fest verankert.

Dann tritt er wieder zu uns, wir sitzen zu dritt, Morghen photographiert uns, hastig, denn es ist sehr kalt. Lange wird auch die Sonne nicht mehr bleiben — da, auf einmal ruft Dangl oder Morghen, ich weiß nicht mehr, wer von den beiden es war: „Da unten liegen Gräber!"

Ich schaue nach unten, da sind etwa 60 Meter unter uns ovale Steinwälle zu erkennen. Über einem liegt quer ein Baumstamm. Der Innenraum ist zum Teil mit Schnee gefüllt. Sollten das Gräber sein? Oder, wenn es keine Gräber sind, was wäre es dann? Die eine Steinmauer ist an der Seite unterbrochen, es sieht fast aus wie ein Fenster.

Die argentinische Sage erzählt, daß manche Eingeborenenstämme ihre toten Stammesfürsten auf die höchsten Berge hinauftrugen, möglichst auf Vulkane, damit sie sicher vor bösen Geistern und vor den Zudringlichkeiten der Nachwelt wären. Sollte diese Sage auf Wirklichkeit beruhen? Und sollte es sich hier um solche seltenen Gräber handeln? Es ist schon zu spät, um noch zu diesen Ringwällen herabzusteigen. Wir können uns das nicht leisten. Später hat man uns verständnislos gefragt, warum wir denn nicht zu den „Gräbern" gegangen seien. Es lägen darin vielleicht goldene Nachttöpfe verborgen oder sonstige Schätze. Warum wir denn nicht wenigstens mal nachgesehen hätten. Ich muß ehrlich gestehen, auf diese Idee bin ich gar nicht gekommen. Nachdem die Vermutung auftauchte, daß es sich um Gräber handelte, und diese Vermutung hatten wir vom ersten Augenblick an, waren sie für mich tabu. Ein Grab ist für mein Empfinden eine Stätte, an die man mit Andacht herantritt oder seine Gedanken dort verweilen läßt, aber kein Ausbeutungsobjekt für Schatzjäger.

Für uns drei ist es schon reichlich spät geworden. Wir verlassen den Gipfel in südöstlicher Richtung, geradeswegs bergab. Zunächst geht es über harte Flächen ziemlich steil nach unten, aber nur kurze Hänge, und wie ich es schon einmal probiert habe, als ich im Zillertal vom Joch aus mich auf die Lederhosen setzte und nach der italienischen Seite heruntersauste, so mache ich es jetzt wieder, rasant nach unten. Aber es müssen eben, wie gesagt, kurze Hänge sein, wo man auch einmal wieder zum Halten kommt. Denn sonst geht es dahin und man hat selbst keine Möglichkeit mehr, auf Kurs und Geschwindigkeit einzuwirken.

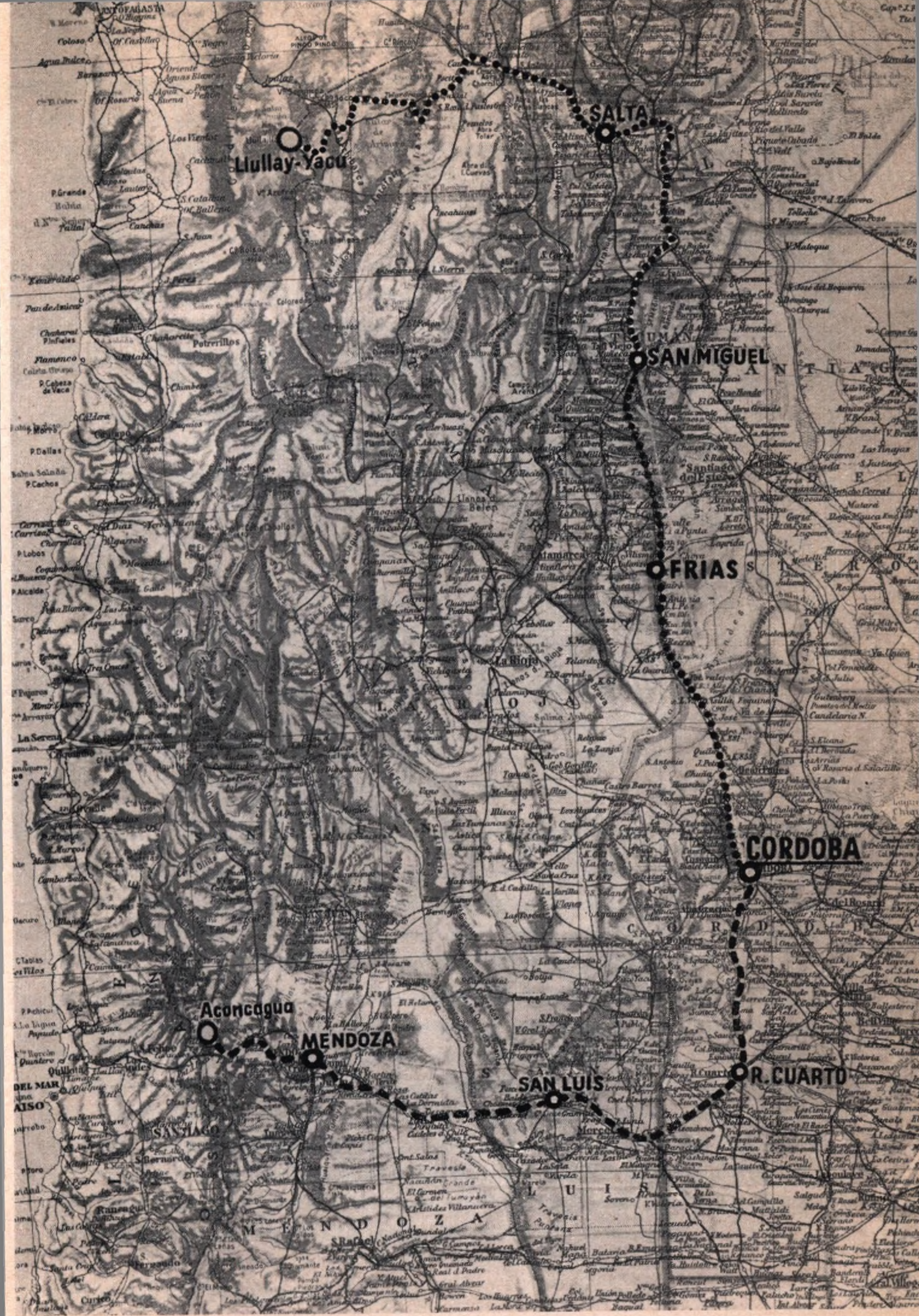
Bald ist die Herrlichkeit zu Ende, die Schneefelder werden wieder weicher und ich sinke wieder tief ein, gehe daher langsam, um mich nicht zu überanstrengen, und bald sagen mir die beiden anderen: Du bist uns doch nicht böse, wenn wir etwas schneller gehen, wir haben wieder Schmerzen in den Füßen, und unsere Füße wollen wir nicht riskieren. Ich stimme selbstverständlich zu, möchte auf keinen Fall der Anlaß sein, daß einer von ihnen seine Füße erfriert. Sie sollen nur vorgehen. Ich werde mich deswegen nicht besonders anstrengen, sondern langsam hinterherkommen, und wir treffen uns dann im Zelt.

So vergrößert sich der Abstand zwischen uns schnell, und ich kämpfe wieder und wieder mit der Prothese, die ich mit beiden Händen herausziehe, falle dabei mal nach links und mal nach rechts und habe im übrigen nur das Gefühl, den Berg geschafft zu haben. Das ist etwas so Beglückendes, daß es einen förmlich beschwingt, Sorgen oder Bedenken kommen da gar nicht auf. Aber auch dabei wirkt wohl wieder die Höhe mit. Denn sonst hätte ich wenigstens darüber nachgedacht, daß ich ja jetzt einen ganz anderen Weg nach unten gehen muß, wie wir ihn heraufgekommen sind, und daß man dabei natürlich aufpassen muß, daß man den Zeltplatz in diesem Riesenmassiv wiederfindet.

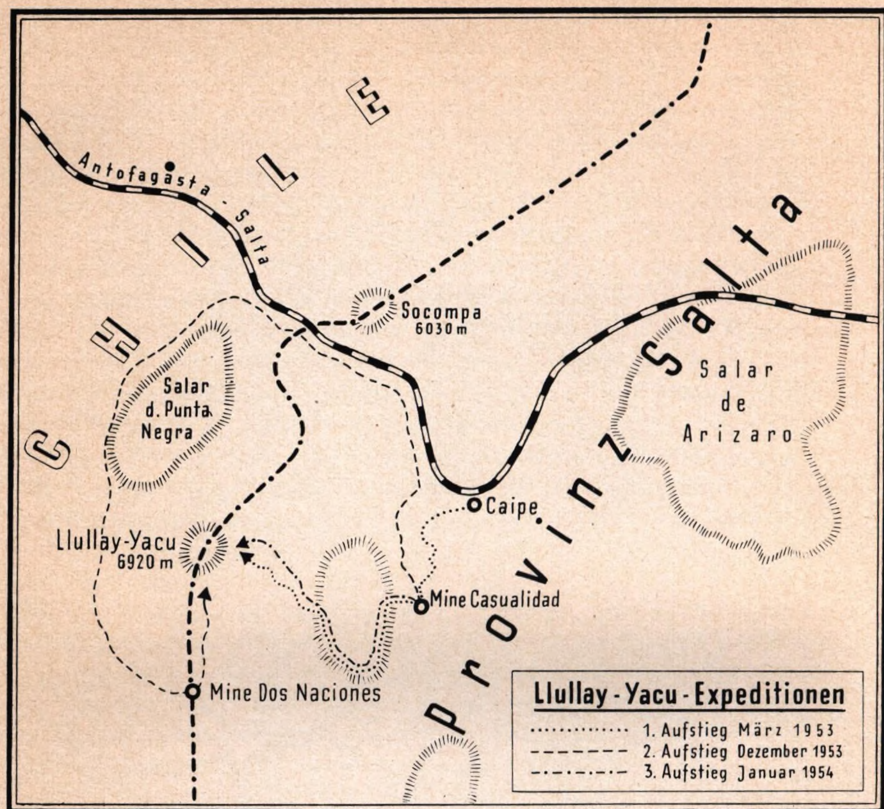
Aber alles das bedrückt mich nicht. Ich bin ganz ausgefüllt von dieser Beschwingtheit, dieser Leichtigkeit, dem Gefühl, daß wir oben waren. Nach unten zieht der Gedanke an bevorstehende Ruhe im Zelt und an Tee — —. Drei- oder vierhundert Meter vor mir erkenne ich noch Dr. Morghen, dann treten Felsgruppen dazwischen und es geht steiler nach unten, auch wird es etwas dämmerig, Himmel und Schnee färben sich grau, auch der Horizont verschwimmt im Grau, und dann sehe ich auch Morghen nicht mehr. Als ich dorthin komme, wo ich ihn vor zehn Minuten zum letztenmal gesehen habe, stehe ich plötzlich vor einigen Schluchten, die mir ganz unbekannt vorkommen, sich aber kaum umgehen lassen.

Ich überlege mir, daß ich diese Schluchten am Morgen nicht gesehen habe. Wieder der Denkfehler. Wie konnte ich sie gesehen haben, wenn wir doch einen ganz anderen Weg heraufgekommen waren! Krampfhaft suche ich den Weg, den ich kenne, laufe nach links, sehe Schluchten, die mir unbekannt vorkommen, laufe nach rechts, auch diese Schluchten kenne ich nicht, wieder nach links, noch weiter diesmal, finde beim besten Willen nichts Bekanntes, gehe nochmal nach rechts, auch hier nichts, woran ich mich erinnern könnte. Auf die Idee, einfach nach der Himmelsrichtung zu gehen, komme ich nicht.

Herunter muß ich aber! Soviel ist mir noch klar. Nicht etwa wegen dem Sprichwort der Fliegerei „Oben geblieben ist noch keiner!“ Das gilt für



Anmarschstrecken zum Llullay-Yacu und zum Aconcagua



Aufstiege zum Llullay-Yacu

den Bergsteiger nicht. Das haben wir ja an dem jugoslawischen Pater gesehen. Der hat recht lange oben gesessen. Also nichts wie runter und hinein in eine der Schluchten! Sie erweist sich bald als schmal, hat auf beiden Seiten hohe Wände. Auch das habe ich nicht vorausbedacht, daß ich, einmal in einer solchen Schlucht drinnen, keine Möglichkeit mehr haben würde, nach dem Weg Ausschau zu halten. Die hohen Wände versperren jede Sicht. Nun gibt es nur noch eine Richtung: herunter!

Infolge des Zwielichts kann ich den Neigungswinkel der Schlucht nicht erkennen und auch nicht, daß ihre vereiste Sohle steinhart ist. Und plötzlich haut es mir die Beine weg und dahin gehts. Ich versuche die Stöcke einzustemmen, aber vergeblich. Schon habe ich an die sechzig Sachen drauf und rase nach unten. Etwa 400 Meter vor mir sehe ich die Mulde sich verengen und riesige Steinklötze darin liegen, dazwischen kleinere Steine, und jetzt weiß ich: nur ein Wunder kann mich noch retten.

Ich versuche, wie damals am Joch, mit den Ellbogen zu steuern, aber auch das ist zu spät. Ich zerreiße mir die Sachen, kann nicht verhindern, daß der Kopf einmal oben ist, einmal unten, der ganze Körper dreht sich laufend in sich, die Hände, in denen ich die Stöcke halte, habe ich vor den Kopf genommen, denn ich weiß, in Kürze werde ich irgendwo gegen die Steine schlagen und dann ist es wohl besser, die Arme vor den Kopf zu halten, und so rausche ich mit unheimlicher Geschwindigkeit nach unten, immer in dieser turbulent kreisenden Bewegung.

Schon trifft mich der erste Schlag, den ich mit den Händen noch einigermaßen abschirmen kann. Ich bin über einen Stein, der von oben her mit Schnee angeweht war, hinweggeflogen und weiter gehts. Der nächste Schlag trifft mich ins Rückgrat und in die Rippen, wieder ein Stein, der mich in der Drehbewegung erwischt hat, noch habe ich die Hände vorm Kopf, immer in dem Bewußtsein, daß jeden Augenblick der große, furchtbare Anprall kommen muß, nachdem dann alles ruhig und still sein wird, und schon hebt es mich auf und schleudert mich über einen großen Felsen.

Und dann ist es auch wirklich ruhig. Ich halte es kaum für möglich, stecke hineingespickt wie ein Taschenmesser im Schnee einer Seitenwand, der zufällig nicht hart vereist ist wie die Sohle, sondern weich. Da bleibe ich stecken. Infolge meiner ständigen Rundum-Bewegungen hat es mich nicht in der Verlängerung der Schlucht, also nicht genau gerade aus, sondern eben seitlich hinausgeschleudert, und das war die Rettung. Die Mütze ist verloren gegangen, ein Handschuh ist weg, die Stöcke sind weg, aber ich habe das Bewußtsein: du lebst noch und bewegst dich nicht mehr mit dieser unkontrollierbaren Geschwindigkeit.

Zuerst fühle ich nach, ob mein Holzbein noch da ist, und was es mit den Rippenschmerzen auf sich hat, mit dem Rückgrat, aber auch das scheint nicht sehr schlimm zu sein. Nach wenigen Minuten rappele ich mich auf, krieche aus dem Schnee heraus. Meinen Handschuh finde ich nicht mehr. Das wird noch sehr übel werden, auch die Mütze für die Ohren nicht, aber weiter unten, in den Steinen, haben sich die Stöcke gefangen, wenn auch die Schlaufen abgerissen sind. Die hole ich mir jetzt wieder und steige vorsichtig und auf ziemlich unsicheren Beinen weiter bergab. Einmal falle ich rechts, einmal links, dann rolle ich wieder ein Stück durch den Schnee, abwärts, immer nur abwärts.

Beim letzten Zwielicht sehe ich vor mir — vielleicht in einer Entfernung von 4—5 Kilometern — eine Anlage, die einem alten Grubenbetrieb ähnelt. Es sieht aus, wie große aufgeschüttete Halden. Und schon ist die Gedankenverbindung da: Grubengelände — Unterkünfte. Da wird sicher ein alter Mann sein, der auf die Anlagen aufpaßt und der wird sicher Tee haben. Da kann ich endlich Tee trinken. Zu essen hat er natürlich auch etwas. Also zu diesem Grubengelände muß ich auf jeden Fall hin.

Es ist wie eine Fata Morgana in der Wüste. Die große Höhe spielt mir Streich auf Streich. Denn wenn wirklich noch eine zweite Mine am Fuße des Llulla-Yacu läge, dann hätte man mir natürlich davon erzählt. Aber das kommt mir jetzt nicht zu Bewußtsein. Ich sehe nur noch die Mine. Da muß ich jetzt hin, auch wenn sie sehr weit scheint, sehr weit.

Ich laufe, ich stürze, kullere mich nach unten. Da sehe ich auf einmal einen schwarzen Punkt, der Laute von sich gibt. Schon denke ich, daß ein Einheimischer hier ist, und winke und rufe. Wieder eine Täuschung? Hier ist doch in hundert Kilometern Umkreis kein Mensch. Dangl, Deverga und Morghen, wer weiß wo sie sind. Der schwarze Punkt verflüchtigt sich. Vielleicht ist es ein verirrtes Vinconja gewesen, das schrie im Schnee, aber damals dachte ich, es sei ein Einheimischer und wunderte mich über seine merkwürdige Stimme.

Ich laufe und laufe. Vor mir zeigt sich eine Senke. Wenn ich dort unten sein werde, kann ich meine „Mine“ nicht mehr sehen. Ich muß sie also gerade durchqueren und auf der anderen Seite wieder die Höhe erklimmen, dann muß ich in das ersehnte Grubengelände kommen. Der Mond steht schon am Himmel, es wird wieder hell, ich durchquere die Mulde, steige auf der anderen Seite wieder an. Jetzt muß es bald eben werden und dann muß die Grube auftauchen, dann wird es Tee geben. Vielleicht haben die Leute auch einen Jeep da. Eine Mine müßte doch so etwas haben.

Jetzt habe ich den jenseitigen Rand der Mulde erklommen — von einem Minengelände keine Spur. Erheblich mutloser stapfe und wate ich weiter

durch den Schnee auf der Hochfläche, die nun auch langsam abzufallen beginnt. Da endlich sehe ich über mir, leider etwas höher, ein Gebäude mit zwei erleuchteten Fenstern. Ich steige und wate hinauf, hinter diesem Licht wartet der Tee. Soll es also ruhig die allerletzten Kräfte kosten! Ich frage nicht, wie hier ein Haus herkommen soll, ich denke nur: Tee! Erst als ich unmittelbar davor stehe, überfällt mich wieder die Wirklichkeit.

Es ist ein Riesenfelsblock, der etwa die Form eines Hauses hat und oben an zwei Stellen vom Wind so blank geschliffen ist, daß der Mond sich darin spiegelt. Meine Fenster, meine beiden erleuchteten Fenster! Völlig erschöpft sinke ich hinter das vermeintliche Haus und schlafe, döse vor mich hin, nein, ich glaube, ich habe sogar richtig geschlafen. Ich konnte einfach nicht mehr weiter.

Später hat man mich gefragt: wie konntest Du schlafen? Da wacht man ja nicht mehr auf! Da erfriert man ja doch im Schlaf! Ich kann nur sagen, mich hat die Kälte geweckt, und nach einer Stunde, in der auch noch Sturm aufkam, weitergetrieben, weiter nach unten. Nach dem alten Fliegerspruch: „Oben geblieben ist noch keiner!" Dem wollte ich treu bleiben. Ich wollte nicht auf den Bergen bleiben.

Ich hatte nun kein Zeitgefühl mehr und weiß nicht, wie lange ich so gelaufen bin. Aber dann sehe ich vor mir einen unbeschneiten Vorberg, und auf ihm eine Nissen-Hütte aus Ganzmetall. Sie blendet. Man muß sich darin spiegeln können. Sie hat eine ovale Form, ist aber noch weit! Ich muß da schon aus dem Schnee heraus. Und wieder muß ich eine breite Schlucht durchqueren. Der Grund ist teils hart, teils weich, aber weiter gehts. Ich stürze, falle, wälze mich nach unten. Ziel ist nun die Nissenhütte. Denn dort muß es ja nun endlich Tee geben! Selbst wenn niemand darin sein sollte, so wird doch Tee da sein und Heizmaterial. Wenn ich die Tür nicht aufbekomme, werde ich die Fenster einschlagen. Wenn ich nur erst da wäre! Ich laufe und laufe. Um vier Uhr morgens endlich komme ich an die Nissen-Hütte.

Es ist keine Nissen-Hütte. Es ist ein Stein, ganz blank poliert, wie mit tausend Woll-Lappen, die Form einer Hütte, aber nur ein Stein. Nun bin ich ganz fertig, falle hinter den Stein und wache gegen fünf völlig durchfroren wieder auf.

Und wieder raffe ich mich auf und sage mir, von hier aus kann es jetzt nicht mehr weit sein bis an den Fuß des Llullay-Yacu-Massivs. Nichts wie runter, raus aus dem Schutt, raus aus dem Schutt! Irgendwie komme ich weiter, und wieder löst die Sonne den Mond ab. Es ist also ungefähr acht Uhr. Und da bin ich auch endlich unten. Am Fuß des Berges. Das Gefälle hört auf, ich habe das so gewaltige Bergmassiv hinter mir. Vor mir aber

liegt die riesige Puna de Atacama, die Wüste, durch die ich nun entweder die 70—80 Kilometer direkt zur Mine laufen oder aber den Weg zum großen Salar finden muß, wo unser erstes Zelt gestanden hat, von dem ich hoffen kann, daß die anderen mich vielleicht dort suchen, oder aber, wenn sie schon zur Mine weiter sind, doch jemanden dorthin schicken, um zu sehen, wo ich bleibe. Ich kann mich daher nicht für den direkten Weg zur Mine entschließen, wenn es auch der nähere Weg ist. Hätte ich natürlich gewußt, daß ich vom Lager I zur Mine auch noch laufen müßte — — —!

Ich fürchte, daß meine Kräfte bis zur Mine nicht mehr reichen werden und entschließe mich, in Richtung auf den Salar zu gehen, an die Stelle, wo wir das Lager I hatten. Da muß ja einer von den anderen Kameraden sein. Denn wenn bei einer Expedition etwas passiert, dann baut man ja von Lager zu Lager ab und sucht von den einzelnen Lagern aus nach den fehlenden Teilnehmern.

Mein Gaumen ist vollkommen trocken. Die Coca-Blätter kleben oben. Ich versuche, Schokolade zu essen, aber auch die bleibt genau so trocken wie ich sie in den Mund stecke. Um mich weiter zu treiben, setze ich mir selbst Zielmarken. Die Steingruppe dort am Horizont, bis zu der will ich gehen! Wenn ich die erreicht habe, will ich auf die Uhr schauen und mir zehn Minuten lang auf die Stöcke gestützt, Ruhe gönnen. Das Gehen fällt sehr schwer, denn ich habe mir beim Sturz den Schuh, in dem die Prothese steckt, hinten aufgerissen. Die Prothese steckt nicht mehr richtig darin, und das gibt einen unangenehmen Druck auf das Schienbein. Ich scheine mir dort schon die Haut aufgerissen zu haben.

Bei der zweiten Horizont-Marke erlaube ich mir, zehn Minuten zu liegen. Dann setze ich mir eine neue Marke, dort darf ich wieder auf die Stöcke gestützt stehen bleiben. Und wieder am nächsten Punkt liege ich eine Viertelstunde. So geht es durch die Puna de Atacama, die in sich gewellt ist, mit Tälern und Seitentälern, auf und ab.

Eine unendliche Weite. — Ich erblicke kein einziges Lebewesen, keine Spuren, ich höre nichts. Man sagt, die Puna de Atacama sei die drittgrößte Wüste der Welt. Mir ist sie jedenfalls groß genug. Wie sollte mich hier jemand finden? Selbst wenn die Kameraden mit ihrem Traktor ganz in der Nähe vorbeifahren sollten, in einem anderen Quertal, so würden wir doch voneinander nichts sehen, ja, nicht einmal etwas ahnen.

Bis zum Mittag komme ich ganz gut voran, aber dann wird es beschwerlicher und ich muß meine Zielmarken immer kürzer setzen. Doch kommt mir zu Hilfe, daß ich jetzt auf Traktor-Spuren stoße. Ob sie von heute sind oder von unserem Aufstieg oder noch von anderen Expeditionen her stammen, wer weiß es? Sie gehen kreuz und quer, und es hat keinen Zweck,

ihnen nachzugehen. Die Richtung selbst habe ich ja in Gestalt eines Berges, der in der Nähe des Salar steht und immer links von mir bleiben muß.

Da ich immer müder werde, setze ich meine Teilmärsche auf dreihundert Schritt herab, dann jeweils fünf Minuten Ruhe, und wieder dreihundert Schritt, aber so komme ich kaum vorwärts, und das kann ich mir nicht leisten. Da kommt mir der Gedanke: Wenn du jetzt in Rußland wärst, und ein Kommissar stände hinter dir und sagte, du mußt jetzt zweitausend Schritt machen, ob du es dann nicht könntest? Und ich versetze mich ganz in diese Situation. Ich b i n also jetzt in Rußland, und der Kommissar steht tatsächlich hinter mir mit der Pistole, und siehe da, ich mache tatsächlich 2000 Schritt.

Das hat mich wieder weit vorangebracht. Aber schon sage ich mir, es ist doch merkwürdig, als freier Mensch hast du die 2000 nicht geschafft, unter Druck hast du sie geschafft. Also jetzt machst du 2000 Schritt freiwillig! Nach dreihundert bin ich am Ende. Ich will damit wahrhaftig keine Propaganda für das bolschewistische System machen, aber ich muß wahrheitsgemäß erzählen, wie es mir damit ergangen ist. Ich versetze mich also intensiv, mit all meiner Phantasie und Vorstellungskraft nach Rußland zurück, und der Kommissar hinter mir befiehlt von neuem 2000 Schritt, und wieder gelingen sie mir, die zweitausend!

Natürlich ärgere ich mich wieder, laufe innerlich Sturm gegen diese Sklaven-Reaktion und verlange von mir energisch zweitausend freiwillige, ohne Kommissare. Bei dreihundert bin ich am Ende. Es ist zum Rasendwerden. Ich setze dieses neckische Spiel mehrere Stunden fort, bis abends um sieben. Die letzten Kilometer fallen mir so schwer, daß mir hier die Worte fehlen, es zu beschreiben, nach alledem, was schon vorausgegangen war. Vor mir liegt aber nun der Salar, der große Salzsee. Von weitem schon erkenne ich die Stelle, wo wir unser Feuer hatten, wo wir unser Lager aufgebaut hatten am ersten Abend, wo wir die schönen Fleischbrötchen gegessen haben, ich weiß, wo Deverga Wasser geholt hat, wenn auch nur zum Händewaschen und Töpfeauswaschen. Trinkbar war es ja nicht. Es wird schon noch eine Stunde dauern, bis ich dort bin.

Ich komme an der Wasserstelle vorbei, seh die eigenartigen Tiere darin herumschwimmen, nehme einen Fingerhut voll und befeuchte meinen Gaumen, denn ich weiß, wenn ich mehr von diesem stark salzhaltigen Wasser zu mir nehme, dann ist es ganz und endgültig aus. Denn dann revoltiert der Magen und an ein Weiterkommen ist nicht mehr zu denken. So gelingt es mir, der Versuchung zum Trinken zu widerstehen, und ich komme nun an die alte Lagerstätte.

Es ist niemand da, sieht auch gar nicht so aus, als sei in der Zwischenzeit jemand dagewesen. Eine Blechdose liegt noch herum, mit Fleisch, ich hacke sie mit dem Stiefel auf, und dann liegen noch die alten Bastschuhe von Dangl dort, Nr. 45, nächste Größe Kindersarg. Sie sind hinten und vorne durchstoßen. Sonst liegt alles einsam und verlassen. Ich setze mich hin. Das Fleisch aus der Büchse kann ich nicht essen, denn ich kann nichts mehr schlucken, muß aber heute nacht hierbleiben, denn den weiteren Marsch schaffe ich nicht mehr. Ich lege mich an den Stein, an dem wir Feuer hatten, als erhoffte ich mir von der Erinnerung etwas Wärme, es zieht Gewölk auf, es stürmt, ich friere erbärmlich, versuche, mich so gut es geht, an den Stein heranzukuscheln, w i l l unter allen Umständen hier bleiben, k a n n nicht mehr weiter! Sie m ü s s e n mich ja suchen! Entweder von oben her, vom Lager zwei, oder von der Mine aus. Und sie werden dann hierher kommen!

So bleibe und warte ich bis elf Uhr nachts, aber dann friere ich so unbeschreiblich, daß mir klar wird, ich werde die Nacht hier nicht mehr überstehen, m u ß also wieder laufen. Da mich die Stiefel so drücken mit ihrem Gewicht, nehme ich mir Dangls hinten und vorne offene Bastschuhe und binde sie mit Schnur an meinen Füßen fest. Meine Bergschuhe aber stelle ich auf einen hölzernen Pfeil, den ich aus den Resten unseres Brennholzes mache und auf die Mine zeigen lasse. Sollte mich doch noch jemand suchen, dann weiß er wenigstens, daß ich mich schon in Richtung Mine aufgemacht habe.

Dann geht es wieder los. Die Bastschuhe erleichtern die Sache etwas. Am Ufer des Salar entlang, auf und ab, gelegentlich wieder kleine Buchten kreuzend, bewege ich mich weiter. Die Wolken reißen auf, der Mond kommt wieder durch. Aber mit meiner inneren Batterie ist nun nicht mehr viel los. Fast alle zwanzig Minuten sinke ich einmal zusammen, bleibe minutenlang liegen, bis die Kälte mich wieder aufjagt und ich wieder eine viertel, eine halbe Stunde weiterwanke. Dann sinke ich wieder um, falle zusammen, bleibe liegen, so geht es die ganze Nacht hindurch, es wird vier, fünf, sechs, da bin ich erst am Ende des Salars und muß nun wieder ansteigen, denn der Salar liegt ja nur 3900 Meter hoch, die Minenstraße aber 4500! Nun geht es in den Traktorenspuren fort, bis ich wieder umsinke.

Nicht mehr lange, dann ist wieder die Sonne an der Reihe, den Mond abzulösen. Meine beiden einzigen Gefährten, das einzige, was sich bewegt außer mir. Rechts hinter mir bescheinen die ersten Sonnenstrahlen das Llullay-Yacu-Massiv, bald werden sie auch mich erreicht haben. Noch gehe ich im Dunkeln, nur die Berge leuchten schon auf, da, auf einmal bewegen sich vor mir zwei Lichter, und im gleichen Augenblick weiß ich, das sind wirklich Menschen, das ist keine Täuschung mehr!

Gerettet! — — —

Schon steht ein Jeep vor mir, die Tür geht auf, ich sehe mehrere Gestalten darinnen, aber keinen Bekannten. Es sind Einheimische.

„Dangl?" fragen sie. „Nein, ich bin nicht Dangl, ich bin Rudel." „Ja, wir suchen Dangl!" Und es fehlte nicht viel, daß sie weitergefahren wären. „Entschuldigen Sie", bringe ich gerade noch hervor, das Sprechen mit ausgetrocknetem, rissigen Gaumen ist eine Qual, „ich bin froh, daß ich jemanden getroffen habe. Haben Sie vielleicht etwas zu trinken?"

Da entdecke ich auch schon — am Boden des Wagens liegend — vier Liter-Thermos-Flaschen, warte keine Antwort mehr ab, greife mir eine der Flaschen, schraube sie hastig auf. Es dampft heraus, ist früh sicher kochend heiß eingefüllt worden, ich gieße die erste Flasche in mich hinein, nehme die zweite, die dritte, und bei der dritten merke ich erst, wie die sechs Insassen mit etwas traurigen Augen auf die leeren Flaschen schauen. Sicher denken sie daran, daß sie den ganzen Tag damit auskommen sollen. Da lasse ich ihnen die vierte und frage: „Was ist denn mit Dangl?" Sie erzählen mir eine lange Geschichte. Aber ich verstehe nichts mehr.

„Lassen Sie mich einsteigen! Ich bin froh, daß ich wieder unter Menschen bin!" Sie setzten mich hinein, fahren aber Richtung Salar. Wieder frage ich, was mit den Kameraden ist, und wieder erzählen sie, wohl sechs-, siebenmal. Aber ich kann nichts mehr aufnehmen, habe nur noch das eine, alles übertönende Empfinden, endlich gerettet zu sein.

Erst ganz langsam komme ich darauf, was sich abgespielt hat. Dangl ist oben im Lager zwei, im Zelt geblieben. Er will dasein, für den Fall, daß ich noch komme. Er hält Tee bereit. Da das Holz schon knapp war, hat er seine Ski verfeuert. Sonst wird er aber noch einige Tage aushalten können. Deverga und Morghen sind am Tage, nachdem wir den Gipfel erreicht haben, mit dem Traktor zum Salar heruntergefahren, wo sie ein Jeep erwartete, der schon nach uns Ausschau hielt, weil wir bei der Mine schon als überfällig galten. So konnten die beiden gleich umsteigen, waren in kürzester Zeit bei der Mine und in Sicherheit.

Der Jeep kam also jetzt zurück, um Dangl zu holen und den Traktor, den Deverga und Morghen am Salar gelassen hatten. Man sagt mir, ich müsse doch nachts bei dem Traktor vorbeigekommen sein, warum ich nicht mit ihm losgefahren sei. Aber ich bin unterhalb des Hügels vorbeigelaufen, auf dem er stand, auch hätte ich ihn ja niemals alleine in Gang gebracht. Das beweist sich jetzt, wo wir ihn mit dem Jeep anzuschleppen suchen und einige Ketten zerreißen, bis er anspringt. Nun fahren drei Männer mit dem Traktor durch die Puna de Atacama aufwärts, um Dangl zu holen.

Wir anderen machen mit dem Jeep kehrt, und es geht jetzt in flotter Fahrt auf die Mine zu.

Nach etwa drei Stunden haben wir sie erreicht. Morghen liegt im Bett. Es gibt ein Riesen-Begrüßungs-Hallo. Claus, Kopp und Frau, das Personal der Krankenstation, alle freuen sich aufrichtig, daß es noch einmal gut gegangen ist, und schon kommt auch der gute Hirsch, der Müller, selbst die Dänen, von denen Dangl mir beim Aufstieg erzählt hatte, daß sie zu den Widerstandskämpfern gehört hätten und also während des Krieges zu den erbittertsten Feinden zu rechnen waren, die wir hatten, sie alle zeigen jetzt herzlichste Kameradschaft, freuen sich, strahlen über das ganze Gesicht und versichern, wir könnten so müde sein wie wir wollten, die Rückkehr müsse gefeiert werden, wir müßten ein „furchtbares Fest" feiern. So vergeht der Tag. Inzwischen ist auch Dangl angekommen und freut sich herzlich. Wir sitzen und trinken Tee, Cocatee und alles, was es an Trinkbarem gibt. Denn ich habe ja auf meinem ganzen Marsch immer nur davon geträumt, daß ich jede Flüssigkeit, die ich in meinem ferneren Leben noch sehen würde, ob es ein laufender Wasserhahn sei, ob Schnaps oder Bier, vernichten und trinken würde, immer wieder nur trinken! Jetzt ist es soweit. Jetzt wird alles gekocht, was ich brauche, und so sitze ich, trinke und trinke. Merkwürdigerweise scheint auch mein Magen nichts dagegen zu haben. Im Gegenteil, ich esse dazu, es bekommt mir, und so kommt der Abend und nun steigt das Fest, das gewaltige Fest, von dem noch ferne Generationen singen und sagen werden.

Gastgeber ist die dänische Gesellschaft, die hier oben die Seilbahn baut, dazu ist noch der Chef von „Fabricaciones militares" für diesen Bezirk gekommen, ein Major, der sehr liebenswürdig und nett ist und uns bei der Vorbereitung der Expedition mit Unterkunft, Borgen des Traktors usw. tatkräftig geholfen hat. Es werden Reden gehalten, ein Engländer, der hier ist, um die Seilbahn zu prüfen, wahrscheinlich ein Schotte, ist gleich sehr vergnügt, wirft Tische um, boxt mit bloßen Händen gegen die Wände, durchschlägt dabei die Verschalung, aber stört die Gemütlichkeit in keiner Weise.

Trinksprüche werden gewechselt, und bald zeigt sich, daß die „Widerstandskämpfer" der verschiedensten Nationen — elf Nationen sind hier oben vertreten, darunter französische, dänische und auch norwegische Widerstandsleute —, daß SS-Männer, deutsche und holländische, alles Trennende vergessen haben, in herzlicher Kameradschaft vereinigt sind und nur erfüllt sind von aufrichtiger Freude über die sportliche Leistung, die einige von ihnen vollbracht haben und die nun gefeiert werden muß!

Schließlich muß auch ich eine Rede auf Spanisch halten, wenn es mir

auch schwer fällt, muß mich bedanken, und dieser Dank fällt mir nun gar nicht schwer. Denn ich bin aufrichtig ergriffen und hätte es nie für möglich gehalten, daß uns ein solcher Empfang bereitet würde, gerade von diesen Menschen hier oben, die das Schicksal so bunt zusammengewürfelt hat! Sie beweisen sich selbst und mir, wir alle, die wir dieses herrliche Fest der Kameradschaft hier oben in viertausend Meter Höhe feiern, beweisen es uns gegenseitig, daß die Frontsoldaten, die wirklichen Kämpfer, über alle scharfen Gegensätze von gestern hinweg zu einer echten Gemeinsamkeit kommen und ein besseres Europa bauen können, wenn sich auch die Konferenzler niemals zusammenfinden!

Und wir beweisen einmal mehr, daß eine internationale Verständigung wesentlich leichter unter Soldaten erfolgt als unter Politikern, die eben nicht ihre eigenen Knochen für das hinhalten müssen, was sie mit ihrer oft so leichtsinnigen Politik anrichten.

So kommt schließlich der Abschied von der Mine Casualidad, der uns allen, den Bleibenden und den Scheidenden, so schwer fällt, weil er ein Erlebnis echter Kameradschaft und Gemeinsamkeit über nationale Grenzen und Meinungen hinweg beschließt.

Kapitel XVI

Besuch in Chile

In erster Linie war es das Kameraden-Werk, das mehrere Reisen nach Chile und Brasilien notwendig machte. Ein gewisser organisatorischer Rahmen war zur Durchführung unserer Hilfsaktionen unerläßlich, und die Vertrauensleute konnten natürlich nur nach persönlicher Fühlungnahme eingesetzt werden. Vor allem bedeutete es eine einfache Anstandspflicht, den Spendern, die uns diese Aktionen ermöglichten, persönlich zu danken, und schließlich ergab sich dabei die Gelegenheit, zu größeren Kreisen deutschbewußter Menschen in diesen Ländern zu sprechen, ihnen von der Heimat oder auch von den jüngsten bergsportlichen Erlebnissen in Argentinien zu erzählen.

Die Entfernung von Cordoba nach Santiago de Chile ist an sich nicht größer als die nach Buenos Aires. Nur sind auf dem Flug nach Chile die Anden zu überwinden, und das bedeutet fliegerisch auch heute noch stets ein großes Erlebnis. Früh um zehn Uhr startet unsere Maschine von Cordoba.

Der Flug führt uns zunächst über die Sierra grande, und ich kann die Gigantes, den Schauplatz meiner sonntäglichen Kletterübungen, mit ihren zahlreichen Kuppen und Spitzen deutlich unter mir ausmachen. Aus der Vogelperspektive schauen die Wege und Steige, die zu Fuß so mühselig zu erklettern sind, wie Spielzeug aus, im Nu sind wir darüber weg, gar nicht so hoch. In Mendoza wird zwischengelandet, und dann fliegen wir auch schon auf die majestätische Wand der schneebedeckten Hochkordillere zu.

Zunächst schraubt sich unser Flugzeug auf die erforderliche Höhe, um dann eine der drei möglichen und erprobten Überfliegungsrouten zu wählen. Und zwar entscheidet die Wetterlage darüber, an welcher dieser drei Stellen das gewaltige Massiv überkreuzt wird. Die eine liegt in der Nähe des Aconcagua, bei Christo redentor, einem Gebiet, das ich sehr gut kennengelernt habe, als wir es zweimal am Aconcagua versuchten. Hier steht die riesenhafte Christusfigur. Der Paß selbst erreicht an dieser Stelle eine Höhe

von 4000 m. Die andere Route führt weiter südlich in der Nähe des Tupungato vorbei, die dritte, die bei besonders schlechten Wetterverhältnissen geflogen wird, führt noch weiter südlich über das Gebirge.

Wir fliegen diesmal die nördlichste der drei Routen, also in der Nähe des Aconcagua. Das ist für mich natürlich eine besondere Freude. Glücklicherweise ist mir die Besatzung unserer Maschine gut bekannt — alles, was in Cordoba mit Fliegerei und Flugzeugbau zu tun hat, steht ja auf kollegialem Fuß miteinander —, und daher ist es nicht allzuschwer, den Piloten zu bewegen, daß er den gewaltigsten der argentinischen Berge mehrmals umkreist. So kann ich das Wiedersehen aus vollen Zügen genießen und gleichzeitig in aller Ruhe studieren, auf welchen Anstiegrouten wir selber schon gegangen sind, welche von anderen Expeditionen erprobt und beschrieben wurden, und vor allem, welche Möglichkeiten bei einem künftigen Unternehmen vielleicht noch bestehen, die bis jetzt noch nicht erkannt worden sind.

Denn wenn man zu Fuß am Berge klebt, übersieht man naturgemäß immer nur ein winzig kleines Stück. Jetzt aber kann ich, bequem von meinem Sessel aus, den Ausbau des Gipfels von allen Seiten mir einprägen und den günstigsten Weg oder auch den sportlich interessantesten Weg davon ablesen und Pläne machen: hier müßte man ... dort könnte man vielleicht ... die Stelle mußt du dir merken. Vorausgesetzt natürlich, daß man sie dann wiedererkennt, denn am Berg sieht es, wie gesagt, alles nachher ganz anders aus.

Wir nehmen wieder Westkurs auf, und die zahllosen Täler, Schluchten und scharf gezackten Grate der Kordillere ziehen unter uns und neben uns dahin, oft ganz mit Gletschereis bedeckt, so daß ich unwillkürlich an Niermanns anschauliche Schilderungen von seinen Spitzbergenflügen im Kriege denken muß, dieses einzigartige Erlebnis, vereiste Spitzen und Bergzüge von oben zu sehen. Eine halbe Stunde lang wechseln unaufhörlich die gewaltigen Kulissen, und jeder Augenblick ergibt neue Perspektiven, neue Gruppierungen, neue Farbkompositionen, neue Augenerlebnisse. Es ist gar nicht alles so schnell zu erfassen und aufzunehmen.

Manchmal sackt die Maschine ein wenig nach unten weg, dann steigt sie wieder, und schon ist vorne am Horizont der Pazifische Ozean zu sehen, ein imposanter Hintergrund, der das Bild noch unwirklicher erscheinen läßt. Und plötzlich sind wir über die Andenkette hinweg, schon senkt sich unser Vogel wieder, wir fliegen über grüne Matten mit kleineren Ansiedlungen hinweg, die aber immer dichter werden, immer mehr zusammenwachsen, wie es für die Umgebung großer Städte und Zentren so kennzeichnend ist. Das kann nur Santiago sein, die Hauptstadt Chiles, Sitz der Regierung

dieses langgestreckten schmalen Landes, das den Streifen zwischen Kordillere und Pazifik ausfüllt.

Langsam, in großen Spiralen senkt sich unser Flugzeug hinab. Nachdem wir eben noch in so großen Höhen geflogen sind, kann man natürlich nicht die Maschine einfach auf den Kopf stellen und in Santiago landen. Das würden nur die wenigsten der Fluggäste überstehen. Ganz vorsichtig gibt der Pilot Höhe auf, und fünfzig Minuten, nachdem wir in Mendoza aufgestiegen sind, landen wir. Nachdem die Maschine ausgerollt ist, bleiben die meisten noch wie benommen sitzen. Das Motorengeräusch ist plötzlich fort, und nun scheint es totenstill zu sein, beinahe unheimlich still. Das Gehör hat sich noch nicht auf den veränderten Luftdruck umgestellt, das geht bei dem einen schneller, bei dem anderen langsamer. Die Verbindung mit der Umwelt ist wiederhergestellt. Das gilt aber nicht für das Gehör. Nachdem wir eben noch in vollkommener Einsamkeit über den majestätischen Vier- und Fünftausendern dahingezogen sind, fällt es schwer, sich so plötzlich wieder in dem aufgeregten Treiben großstädtischer Menschen zurechtzufinden. —

Einige von meinen Mitarbeitern vom Kameradenwerk holen mich vom Flugplatz ab und freuen sich sichtlich und aufrichtig, daß ich endlich mein Versprechen wahrgemacht habe, zu ihnen nach Chile zu kommen. Sie teilen mir das Programm mit, das sie mir für diese Tage gemacht haben. Zunächst soll draußen in der sogenannten Quinta de Chile eine größere Versammlung mit der deutschen Kolonie veranstaltet werden, einem der größten Versammlungsräume, den die Stadt zur Verfügung hat, dann habe ich einige Privatbesuche zu machen, anschließend in Valparaiso und Vina del Mar vorzusprechen und schließlich noch eine kurze Reise durch die deutschen Siedlungen in Süd-Chile zu machen.

Unser Hilfswerk besteht hier schon seit längerer Zeit, war aber bisher von Argentinien aus schwer zu steuern, und da es hier eine ganze Anzahl anderer karitativer Organisationen gibt, die sich alle an die Gebefreudigkeit der deutschstämmigen Bevölkerungsteile wenden, hat naturgemäß derjenige den größten Erfolg und kann dem von ihm betreuten Personenkreis in der Heimat am meisten praktische Hilfe angedeihen lassen, der am straffsten organisiert ist und das ganze Land am gleichmäßigsten bearbeitet. Aus diesem Grunde war es dringend notwendig geworden, unsere Arbeit hier in Chile stärker zu konzentrieren.

Santiago selbst ist als Weltstadt mit Buenos Aires nicht zu vergleichen. Wenn es auch eine Million Einwohner hat, so macht es doch im Verhältnis zur Metropole am La Plata einen ruhigen, beinahe ländlichen Eindruck. Es ist so weitläufig in der Anlage und nicht so ausgedehnt an bebauter Fläche,

besitzt aber dafür eine unvergleichlich schönere Lage, unmittelbar am Fuße des Hochgebirges, kaum 50 Kilometer davon entfernt. Die Einwohner von Santiago haben es noch leichter als die Münchener, übers Wochenende ihre Ski-Gebiete zu erreichen. Infolgedessen hat der Skisport hier auch einen ungeheuren Aufschwung genommen, und in dreitausend Meter Höhe sind mehrere neue Wintersportzentren entstanden. Wenden sich aber die Santiagenser nach der anderen Seite, so haben sie in einer guten Autostunde den Pazifischen Ozean erreicht, mit seinen herrlichen Strandbädern. Schöner und gesünder kann eine Großstadt nicht liegen.

Am Abend meiner Ankunft treffen wir uns zunächst in einem kleineren Kreise von Kameraden und Mitarbeitern, die bereit sind, beim weiteren Ausbau unseres Hilfswerks tätig zu sein. So dreht sich das Gespräch weitgehend um Fragen der Organisation, der zweckmäßigen Erschließung bisher noch nicht bearbeiteter Gebiete und um den Einsatz geeigneter Persönlichkeiten. Mir selbst will es manchmal scheinen, als sei das, was wir wirklich in Deutschland tun und wirken können, viel zuwenig, um so viele Worte über den Apparat zu rechtfertigen. Aber wenn schließlich die Überlegung, wer der geeignete Mann für die Provinz so-und-so sei, auch nur dazu führt, daß wir ein oder zwei Pakete mehr versenden können, hat sie sich dann nicht doch schon gelohnt?

So predige ich mir selbst innerlich immer wieder Geduld, denn es läßt sich am Ende doch nur durch größte Beharrlichkeit und Zähigkeit etwas erreichen. In Chile ist ja das Deutschtum so stark vertreten, daß sich jede Mühe lohnt, es für die Heimat fruchtbar zu machen. Vor allem im Süden des Landes gibt es rein deutsche Orte und Landstriche. Die Nachkriegseinwanderung an Deutschen ist hier bei weitem nicht so stark gewesen wie in Argentinien. Die Kordillere hat wie eine abschirmende Wand gewirkt. Das hat für das chilenische Deutschtum den Vorteil gehabt, daß nicht aller leichter Schaum, der am La Plata angespült wurde, gleich seinen Weg über die Berge fand, sondern zunächst einmal festgehalten wurde und sich vielfach von dem großen Magneten Buenos Aires gar nicht mehr lösen konnte.

Andererseits hat die Kordillere aber eine gewisse Weltabgeschiedenheit dieser Menschen hier zur Folge mit allen ihren guten und schlechten Begleiterscheinungen, und zuweilen hat es den Anschein, als bleibe der Blick für die politischen Realitäten der heutigen Welt in dieser Abgeschiedenheit nicht scharf genug. Auch innerhalb des Landes ist ja der Verkehr durch die außergewöhnliche Längenausdehnung und geringe Breite, eingeklemmt zwischen „Fels und Meer“, sehr erschwert, und das trägt noch mehr zu der Abgeschlossenheit mancher Landstriche bei, so daß auch die Deutschen unter sich wenig Gedankenaustausch pflegen können. Die Verhältnisse sind

vielleicht am ehesten noch mit denen mancher abgeschiedenen Alpentäler zu vergleichen, deren Bewohner seit vielen Generationen unter sich geblieben sind und nur wenige Anregungen von außen bekommen haben. Der Besucher hat leicht den Eindruck, als sei das Leben in solchen Gegenden stehengeblieben.

Aber gerade das ist der Erhaltung des deutschen Stammesbewußtseins hier in Südchile zugute gekommen. Es gibt Familien, die schon in der fünften Generation hier leben und nicht nur äußerlich in ihrem ganzen Habitus, sondern auch in Sprache, Sitten und Gewohnheiten völlig deutsch geblieben sind. Freilich trägt dazu auch die Landschaft und das Klima bei, die beide den Verhältnissen der Heimat verwandt sind. Das hindert die Menschen aber keineswegs daran, als geborene Chilenen und somit chilenische Staatsbürger allen Verpflichtungen gegenüber ihrem neuen Vaterlande mit einer Loyalität nachzukommen, wie sie eben dem deutschen Pflichtgefühl entspricht. Zu Konflikten kommt es dabei kaum oder gar nicht, denn der chilenische Staat macht es seinen Bürgern nicht schwer, ihm zu dienen, und weiß auch die Leistung des deutschen Bevölkerungsteiles, die ja dem Ganzen zugute kommt, wohl zu schätzen.

Natürlich interessiert es in diesem Kreise, in dem wir am ersten Abend zusammengekommen sind, besonders, von meiner letzten Deutschland-Reise zu hören, weil eben die Verbindung mit der alten Heimat hier nicht so häufig und nicht so rege ist, wie drüben in Argentinien, wo beinahe jede Woche ein anderer Bekannter seine fällige Europareise unternimmt und ebensooft einer „gerade eben aus Deutschland zurück“ kommt. Aber es ist manchmal nicht ganz leicht, den Freunden hier die Verhältnisse im Nachkriegsdeutschland recht verständlich zu machen.

Es bedeutet oft einen großen Sprung für sie, sich von dem Bild, das sie noch von den Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern her von der Heimat haben, auf alle die Erscheinungen einer nordamerikanischen Finanzkolonie oder, soweit es die deutschen Ost-Provinzen betrifft, eines sowjetischen Satellitenstaates umzustellen. Und umgekehrt ist es für mich ergreifend, wie Deutschland diesen Menschen zu einem ewigen Begriff geworden ist, an dem die wechselnden Zeitläufte oder gar die Tagesereignisse nicht rütteln können. Ihre Zuversicht, daß Deutschland eines Tages wieder Deutschland sein wird, ist völlig ungebrochen, weil sie das Schicksal unseres Volkes und Vaterlandes aus einer viel größeren Perspektive sehen. Und das ist bei allen solchen Begegnungen immer wieder das stärkste Erlebnis für mich, das mir Kraft gibt, die Arbeit trotz aller Rückschläge fortzusetzen.

Am nächsten Tage findet dann schon die Versammlung mit der deutschen Kolonie von Santiago statt. Sie ist trotz kurzer Vorankündigungszeit

erstaunlich gut besucht. Man sagt mir, daß eine solche Beteiligung seit dem Kriegsende nicht mehr vorgekommen sei. Ich hatte mich vorher bei den Kameraden umgehorcht, für welches Thema in dieser Versammlung das größte Interesse bestände, über die selbstverständliche Sinndeutung unseres Kameradenhilfswerks hinaus, und da ergab sich dann, daß ich auf jeden Fall ein persönliches Erlebnis erzählen müsse, und zwar aus dem Kriege.

So war es ja in den deutschen Siedlungen in Brasilien und in Misiones im argentinischen Chaco auch stets gewesen. Die Kriegserlebnisse hatten immer den Vorrang. Irgendwelche antimilitaristischen Tendenzen haben sich bis heute im Auslandsdeutschtum noch nicht durchsetzen können, sondern man ist einfach stolz auf die gewaltige deutsche Leistung, die darin bestand, zwei Fronten von Spitzbergen bis Nordafrika bzw. dem Kaukasus lange Zeit gegen wohl vierzig Nationen zu halten, die uns eine nach der anderen unter dem Druck Nordamerikas den Krieg erklärt hatten. So sieht man es hier, und es mag auch für den deutschen Einfluß hier sprechen, daß Chile nicht zu diesen vierzig Nationen oder mehr gehörte. Auch darauf sind die Deutschen und Chilenen stolz.

So erkläre ich also zunächst den Sinn des Kameradenwerks und schildere die vielfältige Not, die es zu steuern, und das vielfältige Unrecht, dessen Auswirkungen es zu mildern gilt. Und schon während ich versuche, das Schicksal der Angehörigen der Hingerichteten darzustellen, von dem man hier naturgemäß fast nichts gehört hat, fühle ich, daß der Kontakt zu den Zuhörern geschlossen ist. Nachdem dann die absolute Notwendigkeit dieser besonderen Hilfsaktion, wie wir sie uns zur Aufgabe gemacht haben, klar umrissen und eindeutig dasteht, erzähle ich nach einer kleinen Pause meine Flucht am Dnjestr, die zwar aus meinem Buch schon bekannt ist, aber, persönlich erzählt, doch immer noch gerne gehört wird, da sie so an Lebendigkeit gewinnt, als erlebe man alles noch einmal. Und wieder fühle ich, daß es auch hier so ist. Zum Schluß nehme ich noch zu einer Meldung Stellung, die gerade durch die Presse verbreitet worden ist und von einem Bonner Bundestagsmitglied ausgeht, das behauptet hat, von mir selber zu wissen, daß ich die Absicht habe, die Gefangenen des „Kriegsverbrecher"-Gefängnisses Werl zu befreien. Ich setze auseinander, welche Absichten hinter derartigen Zweckmeldungen stehen, daß man unserer karitativen Tätigkeit politische Motive unterschieben und uns selber als Abenteurer und Hasardeure hinstellen wolle, um unser Wirken in Mißkredit zu bringen, und daß ich, wenn ich wirklich eine solche Absicht hegte, sie nicht ausgerechnet jenem Bundestagsabgeordneten mitteilen würde. Diejenigen, denen unsere Hilfe zugute kommt, werden sich jedenfalls durch solche Zweckmeldungen nicht irre machen lassen.

Die ganze Kriegsverbrecherfrage würde ja schon längst nicht mehr bestehen, wenn in der heutigen Regierung mehr Männer säßen, die sich für dieses Problem intensiver eingesetzt hätten. Unsere Hoffnung beruht darauf, daß dieser Zustand sich einmal ändern wird. Eines Tages wird die Frontgeneration des zweiten Weltkrieges zwangsläufig die Verantwortung übernehmen und in allen diesen Fragen eine aufrechte, saubere Haltung zeigen.

Die Zuhörerschaft geht bei diesen Gedankengängen mit großer Anteilnahme mit. Schon vorher, bei meiner Dnjestr-Erzählung, war es zu einem kleinen bezeichnenden Zwischenfall gekommen. Ich hatte von einer Maschine erzählt, die führerlos geworden war, und diesen Zustand als unhaltbar bezeichnet und wunderte mich, als plötzlich eine freudig erregte Stimmung sich im Saale ausbreitete und lauter Beifall sich meldete, überlegte mir dann, was ich denn gesagt haben könnte, denn mir hatte im Augenblick wirklich jeder übertragene Sinn ferngelegen. Aber die Zuhörer verstanden den Satz so, wie es in ihre Empfindungsweise hineinpaßte, daß eben ein führerloser Zustand unhaltbar sei. Aber das nur am Rande.

Da die Stimmung so gut ist, mögen wir noch nicht auseinandergehen, ich erzähle noch einen kleinen Ausschnitt aus meiner Llullay-Yacu-Besteigung, und so wird es recht spät. Unterdessen sind alle Omnibusse weggefahren, aber niemand ist fortgegangen. Diese Menschen können noch zuhören, eine Gabe, die in unserer modernen Zeit weitgehend verlorengegangen ist. Erst kurz nach ein Uhr löst sich die Versammlung langsam auf.

Am nächsten Tage geht die Reise nach Vina del Mar, dem herrlichen Seebad. Auch hier leben eine Menge Deutsche, ebenso wie in der Handelsstadt Valparaiso, wohin ich dann anschließend fahre. In Valparaiso besuche ich den Kommandeur der hier stationierten Truppe und bin zunächst überrascht über die verblüffende Ähnlichkeit der chilenischen Uniformen mit denen der früheren deutschen Wehrmacht. Auch bei der Wachablösung könnte man meinen, deutsche Soldaten exerzieren zu sehen, von der Militärmusik gar nicht zu reden. Schon in Santiago hörte ich immer wieder deutsche Märsche und sogar bei der Wachablösung vor dem Präsidenten-Palais den Badenweiler Marsch. Kein Wunder, daß man allerorten das Empfinden hat, in einer heimatlichen Atmosphäre zu sein, wenn man nicht gerade Bernhard heißt und mit der holländischen Königin verheiratet ist.

Am Abend des Valparaiso-Tages haben wir noch eine Zusammenkunft in Limache, wo ich wieder über das Kameradenwerk spreche und anschließend auf allseitigen Wunsch aus dem Kriege erzählen muß. Tags darauf besuche ich den Fliegerhorst der chilenischen Luftwaffe und treffe auch dort unter den Offizieren wieder jene aufrichtige, herzliche Deutschfreundlich-

keit an, wie sie überall beim chilenischen Militär zu finden ist. Aus jeder ihrer Bemerkungen hört man die große Hochachtung vor Deutschland und der deutschen Leistung heraus. Diese Hochachtung hat auch durch unsere Niederlage keinen Wandel erlitten, weil für diese echt soldatisch empfindenden Menschen nicht der Erfolg oder Mißerfolg maßgebend ist, sondern lediglich die Tatsache, daß wir es zweimal mit einer ganzen Welt von Feinden aufgenommen haben und die härtesten Schläge immer wieder verwunden haben. Und ihre tiefste Verachtung gilt denjenigen, die auf Grund unserer Niederlage jetzt glauben, uns mit Schmutz bewerfen oder gar sich in Selbstbezichtigungen ergehen zu müssen. Hier wird nur die Leistung und die Haltung des ganzen Volkes gewürdigt, und so ist es kein Wunder, daß die chilenischen Soldaten sich zuweilen ganz bewußt die Preußen Südamerikas nennen.

Unter den Kavallerie-Offizieren, die hervorragende Reiter sind, und bei den Olympischen Spielen von sich reden machten, habe ich zwei junge Freunde, die übrigens auch an den Olympischen Spielen teilgenommen haben. Sie bringen mich zum Oberbürgermeister von Valparaiso und zum Gouverneur der Provinz Valparaiso, der größten chilenischen Provinz, und dieser begrüßt mich in freundschaftlichster Form, als würden wir uns schon jahrelang kennen. Er spricht bewußt Deutsch, sagt, selbst wenn es etwas hapern sollte, müßte ich ihm doch gestatten, daß er mit mir in deutscher Sprache sich unterhielte, denn er sei lange Zeit Präsident der chilenisch-deutschen Freundschaftsvereinigung gewesen, und dort sei es Sitte gewesen, mit deutschen Gästen deutsch zu sprechen.

Wir unterhielten uns anderthalb Stunden lang über die Verhältnisse in Südamerika, über Deutschland, den Krieg, über alle die Probleme, die in den letzten Jahren aufgetaucht sind, und ich bin bald von aufrichtiger Hochachtung für diesen Mann erfüllt, mit welchem Interesse und welcher Liebe er an Deutschland hängt, und zwar nicht an irgendeinem zeitbedingten Gebilde der Nachkriegszeit, sondern eben an dem ewigen Deutschland, an dem deutschen Menschen und seiner Leistung an sich. Wenn bei uns solche Männer mit dieser Auffassung von unserem Vaterlande in der Regierung säßen, dann sähe es anders aus um die deutsche Politik, und man muß sich angesichts dieses unbeirrbaren Glaubens an unser Land wirklich schämen, wenn man vielleicht selbst hie und da in dunklen Stunden schon wankelmütig geworden ist im Hinblick auf Schicksal und Zukunft unserer Heimat.

Auf Männer von solcher Gediegenheit der Gesinnung wie diesen Provinzgouverneur müssen natürlich Diplomaten, wie sie Bonn zum Teil in die Welt hinausschickt, einen furchtbaren Eindruck machen. Und den-

noch lassen sie sich in ihrem Vertrauen zu unserem Volk nicht beirren, sondern glauben zuversichtlich daran, daß Deutschland sich eines Tages wiederfinden wird, wie schon so oft in seiner Geschichte. Immer wieder spricht der Gouverneur davon, wie segensreich sich der Elan deutscher Einwanderer auf Chile ausgewirkt habe, wie der Einfluß deutschen Wesens bis in die Regierungskreise hinein unverkennbar sei, und daß Chile sich aufrichtig weitere deutsche Einwanderer wünsche. —

Anderntags habe ich dann noch Gelegenheit, über den Rundfunk in einer deutschen Sendung für das Kameradenwerk zu sprechen und daran zu erinnern, daß noch immer nicht alle Kameraden in Freiheit sind, daß sogar noch Todesurteile gesprochen werden, und daß das Elend, dem wir abzuhelfen suchen, schier unermeßlich ist.

Die Weiterreise in den Süden des Landes bereitet infolge riesiger Überschwemmungen erhebliche Schwierigkeiten. Die Eisenbahnverbindungen sind zum Teil unterbrochen und mein Reiseprogramm ist daher in Frage gestellt. Unpünktlichkeit ist aber das letzte, was ich mir hier erlauben kann, wenn die Reise ihren Zweck erfüllen soll. Da findet sich glücklicherweise — nach meinem Vortrag vor der deutschen Kolonie von Valparaiso — ein deutscher Student, Mitglied des studentischen Fliegerklubs, der über eine kleine zweisitzige Maschine verfügen kann, und erbietet sich, wenn ich mich ihm anvertrauen wolle, mich nach dem Süden zu fliegen. Er habe zwar gerade erst sein Pilotenexamen gemacht, aber die Maschine habe ja zwei Steuerknüppel, so daß ich zur Not immer eingreifen könne.

Ich habe zunächst starke Bedenken wegen der Verantwortung für die Maschine, aber letzten Endes entscheidet die Gelegenheit, rechtzeitig ans Ziel zu kommen. Natürlich sind wir stark von der Witterung abhängig, haben aber Glück: es herrscht etwas Hochnebel, aber nicht viel. Wir brauchen nicht in größere Höhen zu steigen, bleiben zunächst in Küstennähe und wenden uns erst nach einiger Zeit weiter landeinwärts, auf Concepción zu. Dort angelangt, müssen wir zwischenlanden, um zu tanken. Es rieselt leicht und wir sind froh, daß der Flugleiter uns noch starten läßt, um so mehr, als uns in Concepción ein Anruf erreichte, wir möchten Temuco anfliegen, dort sei alles vorbereitet.

Unterwegs wird die Sicht stetig schlechter, es regnet, wir kommen gerade noch bis Temuco, landen und sehen uns vergeblich nach dem Kameraden um, der uns in Conceptión angerufen hatte. Aber dann meldet sich einer seiner Freunde und teilt mit, daß er schon mit dem Zuge vorausgefahren sei, wir möchten doch versuchen, noch bis Valdivia zu fliegen, wo er uns erwarte. Ich hole mir daraufhin Auskunft über das Wetter. Sie ist alles andere als schön. Regen und ganz geringe Wolkenhöhe werden ge-

meldet. Aber man sagt meinem jungen Begleiter, er müsse selbst am besten wissen, was er sich und der Maschine zumuten könne, und wenn er glaube, er könne fliegen, dann solle er fliegen.

Wir erhalten also eine Startgenehmigung Temuco—Valdivia und fliegen recht niedrig über Bäume und Felder wieder auf die Küste zu. Über Valdivia angekommen, finden wir schnell den Platz und landen. Aber kaum hat unser kleiner Vogel aufgesetzt, da steht er auch schon. Der Platz ist vollkommen aufgeweicht, und wir können von Glück sagen, daß wir keinen Kopfstand gemacht haben. Natürlich fragt man sofort, von wem wir die Startgenehmigung nach Valdivia bekommen hätten. Hier herrschte doch Landeverbot. Starten dürfen wir auf keinen Fall mehr. Der Platz sei schon seit mehreren Tagen unbrauchbar infolge unaufhörlicher Regengüsse.

Um so glücklicher sind wir, daß wir es bis hierher wenigstens geschafft haben, laden unsere Koffer aus, und schon kommen die Kameraden aus Valdivia, um uns abzuholen. Mit Erzählungen und Schilderungen des Deutschtums in Südchile geht die Zeit so schnell herum, daß ich schließlich drängen muß, noch zum Platzkommandanten zu kommen. Denn morgen soll ich in Osorno sprechen. Angesichts des trostlosen Zustandes, in dem sich das Rollfeld befindet, ist es verständlich, daß der Kommandant von einer ausnahmsweisen Startgenehmigung nichts wissen will. Erst nach ausführlicher Erklärung der Zusammenhänge und meiner Lage läßt er sich erweichen. Dafür muß ich versprechen, bei meinem nächsten Aufenthalt in Valdivia vor dem hiesigen Aero-Club etwas über fliegerische Dinge zu erzählen.

So kann ich denn, über die Weiterreise soweit beruhigt, wie das im Augenblick möglich ist, die Zusammenkunft der Deutschen in Valdivia aufsuchen. Es fällt mir beim Sprechen hier nicht ganz leicht, Kontakt zu finden. Die Abgeschlossenheit, von der am Anfang dieses Kapitels schon die Rede war, macht sich hier besonders stark bemerkbar. Manches, was ich so nebenher erwähne, und das andernorts sofort verstanden wird, vor allem mancher Hinweis auf die Situation in der Heimat, setzt hier ein Umdenken, ein Neuformen lieb gewordener Vorstellungen voraus, dem die Menschen nur langsam und schwer folgen können. Auch bei unserem anschließenden Zusammensein in einem engeren Kreise empfinde ich die Schwierigkeiten, die sie haben, sich in den augenblicklichen Zustand drüben hineinzudenken.

Es wird spät, wir kommen nur noch kurze Zeit zum Schlafen, und dann, am nächsten Morgen früh, soll unser Start nach Osorno erfolgen. Aber die Wolken haben sich noch weiter herabgesenkt. Sie liegen fast auf. Die Strecke nach Osorno ist verhältnismäßig bergig, an einen Start also nicht zu denken. So verabreden wir, daß mein junger Pilot hierbleibt, und sobald es besser

wird, versucht, die Maschine nach Osorno zu fliegen. Mit einem Mann Besatzung und ohne Gepäck hat er ohnehin mehr Chancen, daß der Start gelingt. Ich selbst setze mich in den Zug, um noch rechtzeitig in Osorno einzutreffen, und verwende die Fahrzeit, um mit dem Kameraden aus Temuco organisatorische Fragen zu besprechen.

Auf einem Umsteigebahnhof gehen wir, im Gespräch vertieft, auf und ab, da kommt ein goldbetreßter, uniformierter Mann auf uns zu. Ich frage meinen Begleiter, wer das sei. Er weiß es nicht, meint, er sähe aus wie ein Polizei-General. Dieser hat uns inzwischen erreicht, grüßt militärisch und fragt, ob ich nicht der Oberst Rudel sei. Da ich ein wenig lächeln muß, merkt er wohl, daß er sich nicht geirrt hat, und nun ist seine Freude groß. Er kennt mein Buch, stimmt ein Loblied auf alles Deutsche an und fordert mich auf, seine Offiziere zu begrüßen, scheinbar einen Lehrgang, die er auch gleich herbeiholt. Ich muß jeden einzelnen begrüßen, und dann erklärt der General ihnen den Inhalt meines Buches „Trotzdem", das in Südamerika unter dem Titel „2500 vuelos contra el bolchevixmo" in spanischer Übersetzung verbreitet ist.

Und wieder sind diese Erklärungen, die er da seinen Offizieren gibt, getragen von der gleichen Liebe und Hochachtung dem deutschen Soldatentum und überhaupt allem Deutschen gegenüber. Seine Freude, mich lediglich auf Grund seiner Kenntnis meines Buches erkannt zu haben und nun so unvermittelt unter freiem Himmel auf irgend einem Bahnhof seinen Begleitern vorstellen zu können, ist außerordentlich. Sie hörten ihm auch geradezu andächtig zu, und ich bin, aufrichtig gesagt, ergriffen von so vielen Beweisen einer rührenden Anhänglichkeit an unser wahres deutsches Vaterland.

Als ich dann in Osorno vom Bahnhof abgeholt werde, teilt man mir mit, der erste Programmpunkt sei Kaffeetrinken mit dem dortigen Aero-Club mit kleinem Vortrag über fliegerische Dinge und anschließender Aussprache, wobei ich deutsche und spanische Fragen zu beantworten haben würde. Zwar gälte meine Reise dem Kameradenwerk, aber es könne sicher nichts schaden, wenn ich mich mit dem Aero-Club bekannt machen würde. Vielleicht brauchte ich später einmal wieder eine schnelle Verkehrsverbindung und überhaupt. Ich gehe gern darauf ein, denn es wird sicher ein sehr angeregter Nachmittag dort.

Abends soll ich dann in der deutschen Schule sprechen. Aber zuvor bringt man mich zu Frau Schilling, einer alten Dame von über 80 Jahren, die wohl von allen Mitarbeitern und Helfern des Kameradenwerks den größten Opferwillen bewiesen hat. Schon seit vielen Jahren ist sie in diesem Sinne tätig und hilft immer und immer wieder unermüdlich und in uneigen-

nützigster Weise. Sie kennt keine Halbheiten, sondern setzt dem unermeßlichen Elend einen ebenso unermeßlichen Opferwillen entgegen. In Brasilien, in Argentinien, überall hat man mir von ihr erzählt, und so bin ich dankbar, sie hier nun persönlich kennenzulernen, und vor allem, ihr endlich den Dank aller Kameraden, denen sie geholfen hat, überbringen zu können.

Wenn es auf der ganzen Welt nur hundert solcher Menschen gäbe, dann könnte wirklich alle Not unserer Kameraden gesteuert werden. Frau Schilling gehört zu denjenigen, die das Gute um des Guten willen tun und in diesem Wirken vollkommen aufgehen, ohne jede Rücksicht auf sich selbst. Darum ist sie gegen jede Verhärtung des Herzens, die in der Nachbarschaft des Geldes so oft zu finden ist, ganz und gar gefeit. Die abendliche Stunde, zu der ich ihr Gast sein darf, bedeutet mir ein bleibendes Erlebnis und schwingt noch nach, während ich dann in der Schule meinen Vortrag halte.

Die Programmfolge ist auch hier wieder die gleiche, zunächst Sinn und Aufgabe unseres Kameradenwerks, dann das unerläßliche Kriegserlebnis und endlich das neueste Erlebnis bergsteigerischer Art, unsere Ersteigung des Llullay-Yacu. Hier unten in Osorno ist — vor allem bei der Jugend — genügend Interesse am Bergsport vorhanden, um auch davon sprechen zu können, und die Zuhörerschaft ist auch ausgesprochen dankbar.

Was mir aber an diesem Sonnabend Sorgen macht, ist die Frage, wie ich bis zum nächsten Tag wieder in Santiago sein soll. Denn für den Sonntag ist dort eine Rundfunkübertragung angesagt, außerdem noch eine abschließende Organisationsbesprechung. Ich muß also irgendwie dorthinkommen. Die staatlichen Fluglinien verkehren noch nicht, mit der Bahn komme ich nicht mehr rechtzeitig, es sind wohl elfhundert Kilometer.

Natürlich wird es in Osorno auch wieder sehr spät, wir sitzen noch bis vier Uhr morgens zusammen, und als ich dann drei Stunden später wieder aufstehe, sehe ich zu meinem Schrecken, daß draußen dicker Nebel liegt, also auch für unsere kleine Maschine keine Aussichten bestehen. Mein Freund aus Temuco fährt mit dem Zuge ab, und ich sehe unser Programm für Santiago scheitern. Nicht einmal eine Benachrichtigung wird dort mehr rechtzeitig ankommen.

Wir gehen zur Wetterstelle, um uns ein wenig umzuhorchen. Außer uns steht noch eine kleine Maschine da, die ebenfalls nach Santiago möchte, aber der Pilot sagt selbst, daß keine Aussicht besteht. Der Platz liegt in einer hügeligen Landschaft, und in nächster Nähe steigt die Kordillere auf. Damit kann man nicht spaßen und alles auf eine Karte setzen. Auch liegt auf der Nordstrecke, die wir zu fliegen haben, gleich hinter der Ortschaft Loncoche ein sehr kritischer Punkt. Dort verschwinden die Eisenbahngleise in einem

langen Tunnel, die Berge steigen jäh auf, und bei so schlechter Sicht ist jede Orientierung unmöglich.

So wird es zehn, elf Uhr. Um halb zwölf Uhr reißt der Nebel etwas auf, und wir erhalten Genehmigung, einen kleinen Wettererkundungsflug zu machen, müssen aber versprechen, wiederzukommen. Was wir unterwegs sehen, ist nicht sehr vielversprechend. Immerhin entstehen hier und da schon kleine Löcher in der Wolkendecke, und vor allem, es wird jetzt allerhöchste Zeit. Wir drehen also wieder um und holen uns eine „bedingte" Genehmigung, die es uns zur Pflicht macht, bei der geringsten Schwierigkeit wieder umzukehren.

Glücklicherweise hat mein junger Pilot einen großen Reservetank eingebaut, so daß wir zum Tanken nicht zwischenlanden brauchen. Denn das können wir uns nun schon nicht mehr leisten, wenn wir es vor Anbruch der Dunkelheit noch bis Santiago schaffen wollen. Mit Gegenwind ist bei diesem Wetter kaum zu rechnen. So folgen wir also den Eisenbahnschienen und warten darauf, daß wir den Zug überholen und den Freund aus Temuco auf uns aufmerksam machen.

Die Schienen sind die einzige Orientierungsmöglichkeit, und wir halten uns daran, fliegen so manche Kurve mit, um sie nur nicht zu verlieren. Aus der Karte kann man hier nicht viel über die Flugstrecke sehen. Karten sind hier nicht das, was sie in Europa bedeuten. Bald sehen wir die Rauchfahne des Zuges vor uns, schon fliegen wir an den Fensterreihen der Wagen entlang, und der Temuco-Freund Roth lehnt sich weit heraus, winkt uns zu und freut sich sichtlich, daß wir starten durften. Uns dagegen wäre entschieden wohler, wenn wir bei ihm im Zuge säßen, denn dann könnten wir bei Loncoche mit durch den Tunnel fahren und brauchten nicht über den Paß. Aber als wir diesen dann erreicht haben, erlaubt es uns glücklicherweise eine Wolkenlücke, eben über die Baumwipfel der Paßhöhe hinwegzurutschen, und so gelangen wir wohlbehalten auf der anderen Seite des Gebirgszuges wieder hinunter.

Unsere Hoffnung, daß damit die entscheidenden Schwierigkeiten überwunden und der Weg nach Santiago frei ist, erweist sich leider als Irrtum. Die Wolkendecke senkt sich immer tiefer, je weiter wir kommen, und es kann sich nur noch um Sekunden handeln, daß sie uns ganz auf den Boden drückt. Wir fliegen eine Kurve und fragen uns: zurück oder über die Wolken? Schließmann, der Pilot, plädiert für das letztere. Nach längstens einer halben Stunde würde die Wolkendecke zu Ende sein, so daß wir wieder Bodensicht hätten. Ich suche mir also eine Stelle, die etwas dünner scheint. Denn mit dem kleinen Drachen möchte ich nicht gerne durch eine womöglich mehrere hundert Meter dicke Wolkenbank steigen. Es gelingt auch,

und bald fliegen wir in strahlendem Sonnenschein, über uns lacht der blaue Himmel, unter uns liegt weit und breit das schneeige, weißleuchtende Wolkenmeer, und wir nehmen wieder Kurs auf Santiago.

Rechter Hand ragt die Kordillere auf, ein unbeschreiblich herrliches Bild, nachdem wir solange durch grauverhangene Nebellandschaften geflogen sind. Wir passieren den Villarica und die anderen Vulkane, die hier im Süden zum Teil leichte Rauchfahnen zeigen. Zum erstenmal kann ich sie so aus der Nähe erleben, kann sie auch mit Bergsteiger-Augen auf mögliche Besteigungsrouten untersuchen. Außerdem ist die Kordillere für uns die beste Orientierung, solange wir keine Bodensicht haben, allerdings nur eine sehr grobe. Zum Durchstoßen nach unten und zum Landen reicht sie natürlich nicht. Denn wenn man dabei in diesem bergigen Lande nur den geringsten Fehler macht, braucht man ihn kein zweitesmal zu machen, da man inzwischen gestorben ist.

Darum hoffe ich von Viertelstunde zu Viertelstunde darauf, daß wir wieder Erdsicht bekommen. Schließlich frage ich Schließmann, was er davon hält, daß die Wolkendecke immer noch nicht aufhören will. Er meint, das sei zwar sehr unangenehm, aber wir sollten mal ruhig weiterfliegen. Zurückfliegen würde jetzt ja schon das gleiche Risiko bedeuten. Eine Bruchlandung wäre mir aber sehr unangenehm, weil die Maschine dem Club gehört und man mir mit Recht den Vorwurf machen würde, daß ich als der fliegerisch Erfahrene mich auf diesen Flug eingelassen hätte. Aber Schließmann erinnert mich daran, daß Santiago fast immer wolkenlos ist.

So geht es Stunde um Stunde über die weiße Fläche dahin, aus der nur hin und wieder eine Bergspitze hervorschaut, die über elfhundert Meter hoch ist. Diese Bergspitzen sind von herrlichem Wald bedeckt, aber dafür habe ich nur noch ein halbes Auge, denn mir wird immer unklarer, wie wir wieder herunterkommen sollen. Aufs Meer hinauszufliegen und dort durchzustoßen ist auch nicht ratsam. Wer weiß, was dort für ein Wetter herrscht. Unser Benzinvorrat erlaubt uns eine Flugzeitverlängerung von zwanzig Minuten, vorausgesetzt natürlich, daß wir keinen Gegenwind gehabt haben. Das können wir aber nicht wissen. Und bis zum Einbruch der Dunkelheit ist nur noch eine knappe Stunde Zeit.

Mir wird heiß und unwohl. Schließmann kann ich keine Vorwürfe machen. Er hat in gutem Glauben gesagt, was er wußte, hat sich nur leider dieses Mal geirrt. Ich frage ihn, ob er nicht einen sehr hoch gelegenen Platz kennt, über elfhundert Meter. Ja, er weiß einen, zwischen Valparaiso und Santiago, auf einem Hochplateau gelegen und sehr klein, der als Notlandeplatz gilt. Wenn die Decke über Santiago zu sei, würden wir auf jeden Fall dort noch hinunterkommen. Aber ob unser Brennstoff noch solange reicht,

ihn zu suchen, und ob wir ihn noch vor Einbruch der Dunkelheit finden werden, das kann er natürlich auch nicht sagen. Auf der Karte ist der kleine Platz leider nicht eingezeichnet.

Aber dann, in den letzten 20 Minuten unserer errechneten Flugzeit nach Santiago, sehe ich, wie die Wolkendecke unter uns ihre Farbe verändert, wie aus dem Weiß ein immer dunkleres Grau wird, und da fasse ich wieder neue Hoffnung, denn das kenne ich. Wenige Minuten später haben wir auch schon Bodensicht, und ein Vergleich mit der Karte beweist mir, was ich schon ausgerechnet hatte, daß die Häuser unter uns Rancagua sein müssen. Es ist kein Irrtum mehr möglich, und wir haben also keinen Gegenwind gehabt, auch keinen nennenswerten Seitenwind, sondern haben Kurs und Geschwindigkeit erstaunlich genau gehalten. Gleich hängen wir uns wieder an die Eisenbahngleise, mir fällt ein großer Stein vom Herzen und — wie das so ist — mache ich mir nun, nachträglich, Vorwürfe wegen meines Leichtsinns. Gerade weil es so unerwartet gut gegangen ist, erkenne ich um so deutlicher, was alles hätte passieren können. In geringer Höhe fliegen wir über Santiago hin. Über der Stadt herrscht bestes Wetter. Der Optimist Schließmann hat also doch Recht gehabt und freut sich dementsprechend. Wir umfliegen einmal das Weichbild der Stadt, besonders die Landebahn des Aero-Clubs, und landen draußen in Cerillos.

Mit unserer Ankunft hat dort niemand gerechnet bei diesem Wetter, denn es hieß natürlich, es gäbe vom Süden her keinerlei Flugverkehr.

Ich rufe daher schnell in der Stadt an, werde auch gleich abgeholt und kann also mein Programm in Santiago fortsetzen. Während wir abends zusammensitzen, erfahre ich, daß der folgende Tag sehr heiß werden wird, insofern, als ich gleich früh zu einigen offiziellen Persönlichkeiten gehen soll. Das bedeutet für mich die Notwendigkeit größter Konzentration; denn die Umstellung auf die spanische Sprache gerade bei solchen Gelegenheiten, bei denen es auf jedes einzelne Wort ankommen kann, ist nicht immer ganz leicht. Vor allem der Sprachschatz für ganz bestimmte Fachgebiete ist noch nicht groß und sicher genug, um ihn ohne erhebliche Anstrengungen zu meistern.

Der Tag beginnt dann mit einem Empfang durch den Innenminister Chiles, der mir vom ersten Augenblick an mit größter Herzlichkeit begegnet. Da er sehr gut Deutsch spricht, gibt es keine sprachlichen Sorgen. Der Minister kennt die deutschen Verhältnisse genau. Um so bedeutungsvoller ist die freundschaftliche Atmosphäre, die mich hier umfängt und von Herzen froh und frei werden läßt. Nachdem er mir mitgeteilt hat, daß am Nachmittag eine Audienz beim chilenischen Staatspräsidenten angesetzt sei, wendet sich unser Gespräch der allgemeinen weltpolitischen Lage und ins-

besondere den Verhältnissen in Südamerika und Europa zu und bewegt sich in ähnlichen Bahnen wie die Unterhaltung mit dem Provinzgouverneur von Valparaiso einige Tage zuvor.

Es hat auch in den offiziellen Kreisen Chiles tiefen Abscheu erregt, als der dortige westdeutsche Botschafter öffentlich sinngemäß sagte, im letzten Kriege hätten „die wahren Patrioten auf der Seite des Feindes gestanden". Für diese Sorte von Patriotismus hat man hier weder Sympathien noch irgendwelches Verständnis. Und solche Äußerungen sind nur geeignet, das derzeitige Deutschland schwerstens zu blamieren. Denn es ist nicht immer so leicht wie hier in Santiago, den Menschen befreundeter Nationen klarzumachen, daß solche Vertreter mit dem wahren Deutschland nichts zu tun haben. Ich habe es oft in den Gesichtern dieser Menschen aufleuchten sehen, wenn sie dann hörten, daß es auch heute noch andere Deutsche gibt, die von dem wahren Deutschland wissen, das im befreundeten Auslande von jeher geachtet und geliebt wurde.

Hier in Chile hat das Deutschtum eine ganz besondere Stellung. Jeder einzelne im Staate weiß, was es bedeutet hat und noch bedeuten kann für den Aufbau dieses Landes. Man beachtet die Vorgänge in Deutschland selbst daher mit einer besonderen Anteilnahme und ist natürlich über jede Würdelosigkeit, über jeden Mangel an Haltung enttäuscht und schmerzlich berührt, als sei man selber mit bloßgestellt worden. Ein Bekannter hier in Santiago, deutscher Staatsangehöriger, erzählte mir eine bezeichnende kleine Geschichte. Er war von einem Verkehrspolizisten angehalten worden, als er eine Einbahnstraße in falscher Richtung durchfahren hatte. Der Polizist hatte seine Papiere geprüft, war dabei still und nachdenklich, beinahe traurig geworden und hatte schließlich gesagt: das hätte ich in meinem ganzen Leben nicht gedacht, daß ich einmal einem Deutschen sagen müßte, daß er etwas nicht richtig gemacht hat. —

Auch nachmittags, beim Staatspräsidenten, werde ich ausgesprochen herzlich aufgenommen. Der Präsident Ibanez, an Jahren wesentlich älter als sein argentinischer Amtskollege, macht einen ausgesprochen aktiven und interessierten Eindruck. Aus seinen Worten spricht wieder die große Zuneigung zu Deutschland, die gleiche Achtung und Anerkennung der deutschen Leistung, von der ganz Chile durchdrungen ist. Und er ist aufrichtig dankbar für den deutschen Beitrag zum Aufbau und zur Erschließung des Landes. Ich kann hier die Gelegenheit wahrnehmen, ihm von der Besteigung des Llullay-Yacu zu berichten. Der Vulkan steht unmittelbar an der chilenisch-argentinischen Grenze, und die Anlagen, die wir auf ihm gefunden haben, sind auch für die Geschichte Chiles von Bedeutung. Der Präsident erkundigt sich nach Einzelheiten, wie der Krater des Vulkans ausgesehen

habe, wie das Gemäuer, das wir fanden, zum Krater liegt, wie wir uns das eine oder andere deuten.

Dann kommt das Gespräch auf Deutschland, und der Präsident stellt mir einige Fragen zum Kriege, will auch meine Ansicht über die augenblicklichen Verteidigungsmittel wissen. Meine Freunde Reidhmann und Ritter, der alte Schlachtflieger, nehmen an dem Gespräch teil, es verläuft außerordentlich angeregt, und im Nu ist eine halbe Stunde vorbei. Der Präsident verabschiedet uns auf das herzlichste, und ich kann mir keine schönere Krönung meiner Chile-Reise denken, als diese Audienz, nach der ich das Land wirklich als eine Hochburg der Deutschfreundlichkeit bezeichnen möchte. Außer vielleicht in Südafrika dürften wohl kaum irgendwo auf der Erde so viele Sympathien für unser Land und Volk zu finden sein wie hier. Wenn man sich nur von deutscher Seite auch entsprechend verhielte, um diese Einstellung zu uns zu hüten und zu hegen als den kostbaren Schatz, den sie tatsächlich darstellt.

An die Audienz beim Präsidenten schließen sich dann noch Besuche beim Chef der Luftwaffe, beim Generalstabschef, beim Luftzeugmeister an. Dabei ist in erster Linie natürlich von Kriegserfahrungen und von taktischen Angelegenheiten die Rede, ferner vom Aufbau einer eigenen Luftfahrt-Industrie, den Chile gerade anstrebt. Es folgen Besuche auf rein kameradschaftlicher Basis beim Chef und beim Generalstabschef des Heeres, beim Einwanderungs- und Verteidigungsministerium. Wo wir auch vorsprechen, überall entsteht sofort jener echte, kameradschaftliche Konnex. Vor allem bei den alten Heeresgenerälen fühlt man sich gleich wieder daheim, und zwar nicht nur wegen der altvertrauten Uniformen, sondern weit mehr noch infolge des verwandten Geistes. Hier wird der Wert der preußisch-soldatischen Zucht noch ohne alle schamhaften Vorbehalte klar erkannt und hochgehalten.

So werden diese zwei Tage der Audienzen und Empfänge vor dem Rückflug nach Cordoba zu einem wirklich erhebenden Erlebnis. Ich bin in Chile dem Ewigen Deutschland begegnet! —

Kapitel XVII

Arbeit an Veröffentlichungen

Einer der Hauptgründe, derentwegen ich 1948 Deutschland verließ, war die Absicht, die Erkenntnisse, die ich während des Krieges und unmittelbar nachher gewonnen hatte, unbeeinflußt und ohne jede Rücksicht auf die von den Siegermächten und ihren hörigen Organen vorgeschriebenen Tendenzen zu veröffentlichen. Wie richtig meine Annahme war, daß man das nur im Auslande tun könne, beweisen die zahllosen Memoirenwerke, die dann innerhalb des besetzten Deutschlands erschienen sind und von denen nicht eines frei ist von beschämenden Zugeständnissen an die Auffassung der Besatzungsmächte aus Ost und West bzw. der durch sie nach oben gespülten Kreise, nicht eines frei von gehässigen Sticheleien oder auch groben Beschimpfungen der Führung des Deutschen Reiches. In dieser Hinsicht erwies sich ja in den Nachkriegsjahren kein Ding als unmöglich, von den widerlichsten Selbstbespiegelungen gewerbsmäßiger Verräter und Saboteure bis zur plumpen Verfälschung der Lebenserinnerungen verstorbener Ärzte oder der freien Erdichtung angeblicher Lebenserinnerungen einer Eva Braun. Selbst ein ehemaliger Reichskanzler ließ seine Lebenserinnerungen durch einen englischen Journalisten anfertigen und dann aus dem Englischen in schlechtes Deutsch übersetzen, nicht ohne ihnen als Anhang eine Erklärung Warburgs anzufügen, daß dieser Hitler keineswegs finanziert habe. Das war nicht der Rahmen oder die Atmosphäre, in der ich zu sprechen oder zu schreiben bereit war. Dazu waren mir meine Erlebnisse und die Erfahrungen, die mir die beispiellos harten Jahre geschenkt hatten, zu teuer. Sie gehörten nicht in einen Topf mit den platt-journalistischen „Geschichts"-Offenbarungen eines Jürgen Thorwald.

So hielt ich dann gleich, nachdem ich in Buenos Aires angekommen war, Umschau nach geeigneten Möglichkeiten, und es dauerte nicht lange, da entdeckte ich in einem Schaufenster die Zeitschrift „Der Weg" und kam durch sie auf die Spur von Eberhard Fritsch und seinem Dürer-Verlag.

Heute, da ich dieses niederschreibe, sind nun schon fast sechs Jahre seit unserer ersten Begegnung vergangen, und es liegt mir nicht, viele Worte darüber zu machen, was mir diese sechs Jahre einer im besten Sinne des

Wortes kameradschaftlichen und freundschaftlichen Zusammenarbeit bedeutet haben und noch bedeuten. Es gab damals außer dem Dürer-Verlag noch einen anderen deutschen Verlag in Argentinien, von der Tagespresse abgesehen, aber der befaßte sich ausschließlich mit dem Nachdruck bereits bekannter Werke der schöngeistigen Literatur. Dagegen erwies sich der Dürer-Verlag durch seine bisherige Produktion ohne weiteres von Anfang an als der gegebene Rahmen für meine Pläne. Zu seinen Autoren gehören Sven Hedin und Beumelburg. Ferner hatte er damals gerade eine ausgezeichnete Darstellung der letzten Kämpfe um und in Berlin von einem skandinavischen SS-Führer herausgebracht, die den Geist dieser letzten Einsätze wirklich unverfälscht wiedergab und eine einmalige schöne Würdigung der Werte, um die es bei diesen letzten Einsätzen ging, darstellte.

Der Ton und die innere Haltung aller dieser Bücher strahlten eine Sauberkeit und männliche Anständigkeit aus, die man in dem Deutschland, das ich gerade verlassen hatte, nur noch ganz im Verborgenen hie und da, öffentlich aber nicht mehr antreffen konnte. Fritsch hatte sich das sichere Urteil des Auslandsdeutschen bewahrt, der die Dinge aus der Distanz richtiger sieht, weil er sie im großen Ganzen sieht, unbeirrt durch die Stimmungen und Tendenzen oder Charakterlosigkeiten des Augenblicks. Er war in Argentinien geboren und hatte Deutschland nur einmal aus eigenem Augenschein gesehen, als er an einem Zeltlager auslandsdeutscher Jugendführer teilnahm. Aber er war ein souveräner Kenner der deutschen Literatur bis zu den letzten Kriegserscheinungen hin und ein besonderer Verehrer Kolbenheyers.

Ihm setzte ich nun meine Pläne auseinander, und er hätte nicht Fritsch sein müssen, wenn er nicht sofort lebhaft interessiert gewesen wäre. So begann dann die Arbeit an „Trotzdem". Das Buch ist nicht in einem Zuge hingeschrieben worden, sondern Kapitel für Kapitel entstand nach jeweiligem Sichzurückversetzen in die jeweilige Zeit und Situation. Besonders meine Gespräche mit Hitler erforderten eine Wiedergabe, die, von allen nachträglichen Schlüssen und Beurteilungen völlig frei, ganz aus den Verhältnissen und Notwendigkeiten der damaligen Lage geschildert wurden, in der sie tatsächlich stattgefunden hatten. Und meine wiederholte Ablehnung dringlicher Aufforderungen, irgendwelche höheren Kommandostellen zu übernehmen, bei denen ich selbst nicht mehr zum Einsatz gekommen wäre, mußten mit den Gründen erklärt werden, die damals für mich maßgebend waren und nicht mit anderen, jetzt hinterher vielleicht viel einleuchtender erscheinenden Gründen.

Da war es dann nicht immer leicht, Einigkeit mit den beratenden Kameraden zu erzielen. Auch über die Ausdrucksweise waren die Meinun-

gen oft geteilt, da ich nun einmal eine heftige Abneigung gegen alles Theatralische habe und auch dann, wenn die anderen um der Wirkung willen eine blumenreichere Sprache befürworteten, mich nicht damit befreunden mochte. Wir haben uns aber am Ende immer zusammengerauft, und „Trotzdem" ist dann scheinbar doch ein ganz brauchbares Buch geworden, da die deutschsprachige Ausgabe inzwischen in der Schweiz und in Österreich nachgedruckt wurde, in einer Fachzeitschrift der Schweizer Luftwaffe eine Artikelserie in Fortsetzungen erschien, die sich mit der taktischen Auswertung dieses Buches beschäftigte, eine französische, eine englische und eine japanische Übersetzung gedruckt wurden und die italienische, finnische und arabische in Vorbereitung sind.

Wenn mein Argentinien-Aufenthalt keine andere Wirkung gehabt hätte, als nur die, daß dieses Buch in Ruhe und ohne „zeitgemäße" Zugeständnisse vorbereitet und herausgebracht werden konnte, so hätte er sich schon deswegen gelohnt. Unter der Wirkung dieser ausländischen Ausgaben konnte „Trotzdem" dann schließlich auch in der sogenannten Westzone Deutschlands erscheinen, und daher existiert jetzt, nachdem ich zunächst einem Verlag in die Hände gefallen war, der sich bereits dem neuen Geschäftsgebaren angepaßt hatte und dem wir das Buch nur mit Mühe wieder entreißen konnten, eine Ausgabe im Plesse-Verlag in Göttingen. Das wäre natürlich niemals möglich gewesen, wenn wir nicht eben zunächst vom Dürer-Verlag in Buenos Aires aus das Buch planmäßig verbreitet und Zug um Zug Lizenzdrucke in anderen Ländern veranlaßt hätten.

Darum denke ich heute mit Freude und Genugtuung an die Entstehung der ersten Kapitel im Jahre 1949 zurück, an alle Arbeit, Entwürfe und Auseinandersetzungen, die dazu notwendig waren, und hoffe, daß es gelungen ist, mit „Trotzdem" nicht nur eine brauchbare Quelle künftiger Geschichtsschreibung zu schaffen, sondern darüber hinaus auch ein Bekenntnis niederzulegen, das manchen Kameraden den Kopf wieder höher tragen läßt.

Eine Folge dieser Zusammenarbeit war, daß Fritsch mich nun aufforderte, auch zu den Zeitereignissen Stellung zu nehmen, und zwar teilweise in Form von Broschüren, die im Rahmen seiner „Schriftenreihe zur Gegenwart" erschienen, teilweise in Form von Aufsätzen in seiner Zeitschrift „Der Weg". Hier befand ich mich in bester Gesellschaft. In der Schriftenreihe war gerade „Brennpunkt FHQ" von Hans Schwarz erschienen, eines der wertvollsten und gültigsten Bücher, die der Dürer-Verlag herausgebracht hat. Und der Mitarbeiterstamm des „Weg" setzte sich zum Teil aus deutschen Spitzenwissenschaftlern zusammen, die durch die sogenannten Spruchkammern aus ihren Lehrstühlen und Forschungsstätten hinausgedrängt worden waren und deren Aufsätze ein manchmal vielleicht

beinahe zu hohes Niveau hatten. Dazu machte die Zeitschrift, gut bebildert und sauber gedruckt, auch äußerlich einen seriösen Eindruck. Man nahm sie gerne zur Hand, um darin zu blättern und zu lesen.

Der erste Anlaß, der Aufforderung Fritsch's nachzukommen und im „Weg" das Wort zu ergreifen, war die plötzliche Umschaltung der westlichen Besatzungsmächte von der Ent-Militarisierung und Verfolgung alles Soldatischen zu väterlichen Ermahnungen an die deutsche Jugend, sich dem „Freiheitskampf" des Westens gegen den Bolschewismus nicht zu versagen. Das kam zu schnell, um ehrlich zu sein. Noch befanden sich die deutschen Truppenteile, die der Westen 1945 den Bolschewisten ausgeliefert hatte, in sowjetrussischer Gefangenschaft, soweit sie noch am Leben waren, noch warteten ihre mittlerweile erwachsenen Söhne auf ihre Heimkehr, und schon wagte man es, diese Söhne ebenfalls einzufangen, um sie dann womöglich ihren Vätern nachzusenden. Dazu mußte vom Standpunkt des Rußland-Kämpfers aus einiges gesagt werden.

Der Dürer-Verlag bzw. die Redaktion des „Weg" verfügte damals bereits über einwandfreies Material, das die innere Verlogenheit dieses nordamerikanischen Kampfgeschreis gegen den Kommunismus und gleichzeitig die enge Verflechtung nordamerikanischer Regierungs- und Finanzkreise mit dem Kommunismus eindeutig belegte, Tatsachen also, die drei Jahre später durch die Aufdeckungen McCarthys allgemein offenkundig wurden. Es war nicht schwer, an Hand dieses Materials die wirklichen Absichten zu erkennen, die sich hinter der Remilitarisierung Westdeutschlands verbargen, und wer auch nur einen Funken von Herz für die heranwachsende deutsche Jugend und nur ein klein wenig Verantwortungsgefühl für ihr künftiges Schicksal besaß, konnte dazu nicht schweigen. So entstanden die Aufsätze „Wir Soldaten bauen die neue Welt", „Retten wir die Substanz?", „Wo steht die deutsche Jugend heute?" und die Broschüre „Wir Frontsoldaten zur Wiederaufrüstung", die vielfach nachgedruckt wurden und verhältnismäßig weite Verbreitung fanden.

Ein anderes Problem, zu dem Stellung genommen werden mußte, war der innere Widerspruch zwischen materiellen Wiederbewaffnungsabsichten und fortschreitender geistiger Demoralisierung.

Die nicht endenwollenden Versuche einer Heroisierung der sogenannten „Widerstandskämpfer" vom 20. Juli 1944 mußten notwendigerweise zu einer vollkommen schiefen Auffassung vom Eid und von den Soldatenpflichten führen. Letzten Endes war ja der enge Zusammenhang der sowjetrussischen Spionage-Organisation, „Rote Kapelle" genannt, über deren landesverräterischen Charakter wohl keine Diskussion möglich ist, und dem Kreis um Stauffenberg nicht zu leugnen, ebensowenig die Zugehörigkeit des

Generalquartiermeisters Wagner zum Kreis der Attentäter, der durch Vortäuschung einer in Wirklichkeit nicht vorhandenen Winterausrüstung für die Truppe im Winter 1941—42 Zehntausende von deutschen Soldaten dem Kältetod preisgab. (Siehe Wilfried von Oven: „Mit Goebbels bis zum Ende“, 2. Band, Seite 92 ff.) Das sind keine guten Vorbilder für eine zukünftige westdeutsche Truppe, und die Verherrlichung solcher Typen könnte sehr verhängnisvolle Folgen haben.

Ich wählte daher aus den Memoiren derjenigen Widerstandsleute, die sich am lautesten der Zusammenarbeit mit dem Feinde rühmten, die entsprechenden Stellen aus, reihte sie aneinander, so daß sich ein verhältnismäßig geschlossenes Bild von dem Umfang der Tätigkeit dieser Leute ergab, die aus unversöhnlichem Haß gegen den einen Mann Hitler erst England zum Kriege ermunterten (Halder-Boehm-Tettelbach) und dann dafür sorgten, daß dieser Krieg verloren ging und Millionen Leben und Gesundheit verloren. Diesen Selbstbekenntnissen stellte ich Aussprüche von Liddl-Hart entgegen, die das Bild der Situation noch vervollständigten, und nannte das Ganze „Dolchstoß oder Legende?“. Die Antwort blieb dem Leser überlassen. Auch diese Broschüre fand weite Verbreitung und wird hoffentlich dazu beigetragen haben, vielen Kameraden die Augen darüber zu öffnen, wem sie letzlich ihre Kriegsverletzungen, Erfrierungen, Hunger-Ödeme, Verluste an Angehörigen durch den Bombenterror und das ganze Nachkriegselend zu verdanken haben. Die Schuldigen haben sich weiß Gott laut genug selbst ihrer Taten gerühmt. Mancher von ihnen wäre froh, wenn er sein Memoirenbuch ungeschehen machen könnte.

In ähnlicher Weise habe ich dann im Laufe der Zeit zum Sport, zu den Kriegsauszeichnungen, zum Parteien-Staat, zur Wiedervereinigung der beiden deutschen Hälften und zu dem Vorwurf der Kommunisten-Hörigkeit, der den nationalen Kreisen immer wieder ausgerechnet von denjenigen gemacht wird, die den Kommunismus erdacht, geplant, finanziert, politisch und militärisch gefordert haben, das heißt zu den wirklichen Führern des Weltkommunismus selbst Stellung genommen. Nach dem uralten Rezept der Taschendiebe „Haltet den Dieb!“ unterschieben sie ihre eigenen Absichten gerade den natürlichsten Feinden des Kommunismus, die es gibt, eben den nationalen Kräften.

Um meine „Weg“-Artikel noch einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen, faßte ich sie in einer Broschüre zusammen unter dem Titel „Es geht um das Reich“.

Inzwischen hatte ich den Eindruck gewonnen, daß die letzten Kriegsmonate in dem Buch „Trotzdem“ zu kurz gekommen waren, und daß es notwendig sei, an Hand meiner Tagebuchaufzeichnungen sie noch einmal

ausführlicher darzustellen. Denn der wirkliche Sinn des zweiten Weltkrieges, seine geschichtliche Bedeutung, und damit auch der Sinn unseres Einsatzes waren ja erst im letzten halben Jahr ganz deutlich hervorgetreten. Um aber diese Sinngebung und Deutung aus den Erfahrungen und Veröffentlichungen der Nachkriegsjahre heraus bestätigen zu können, suchte ich nach einer Form, die inneren Zusammenhänge zwischen dem Geschehen von 1945 und der Entwicklung mehrere Jahre später nachzuweisen. So entstand der Paralleldruck meiner Tagebücher von 1945 und 1952 unter dem Titel „Aus Krieg und Frieden", der bereits in 2 Ausgaben erschien. Gleichzeitig liefen schon die Vorarbeiten zu diesem Buch hier, das ich zum größten Teil auf Magnetophon-Band gesprochen habe, um die Unmittelbarkeit der Erzählung zu erhalten.



Meisterschaften in Bariloche

Der Pulqui II von hinten

Mein Arbeitsplatz in der Fabrik

Kapitel XVIII

Audienz beim argentinischen Staatspräsidenten

In Deutschland war inzwischen mein Freund Naumann aus der Haft, in die ihn der britische Hochkommissar hatte nehmen lassen, wieder freigelassen worden. Diese ganze englische Aktion gegen eine angeblich neonazistische Verschwörung, mit der mancher sich einer lästigen Konkurrenz auf dem arabischen Markt entledigen wollte, hatte sich für die Briten zu einer politischen Blamage ersten Ranges ausgewachsen und gleichzeitig zu einer glänzenden Rechtfertigung der nationalen Kreise und ihrer Argumente in Westdeutschland selbst, wo die Bundestagswahlen unmittelbar vor der Türe standen.

Diese Gelegenheit, das nationale Lager auch wieder einmal zu Wort kommen zu lassen, ganz gleich unter welchem Namen, glaubte Naumann nicht mehr länger aufschieben zu können, und beschloß, sich am Wahlkampf zu beteiligen. Auch ich wurde ebenfalls von allen Seiten mit Briefen und Telegrammen bestürmt, ich sollte kommen und ebenfalls mitmachen. Das konnte natürlich nur unter dem Schild einer nationalen Partei geschehen, und so brachte dieser Ruf mich in einen nicht unerheblichen Konflikt mit mir selber. Denn an sich lehnte ich als Soldat den parteipolitischen Kampf ab. Naumann überzeugte mich aber davon, daß jeder andere Versuch, das nationale Lager zu sammeln, von vornherein als „verfassungswidrig" zerschlagen werden würde, und daß eben dieser Versuch zu machen sei.

Kurz vor der Abreise empfing mich General Peron, da unsere Llullay-Yacu-Expedition kulturhistorisch interessante Beobachtungen gemacht hatte. Wir hatten von den eigenartigen Steinwällen, knapp unterhalb des Gipfels, eine gute Photographie mitgebracht und mit einer Widmung dem Präsidenten überreichen lassen. Er hatte sich sehr interessiert gezeigt und den Wunsch geäußert, sich persönlich berichten zu lassen. So fuhr ich nach Buenos Aires, um mich für eine Audienz bereitzuhalten.

Seit meiner Ankunft in Argentinien vor nunmehr fünf Jahren war ich unzählige Male, oft auch für mehrere Tage, in der Hauptstadt gewesen, hatte mir aber niemals Zeit genommen, sie gründlich zu studieren. Jeder

Aufenthalt war eine furchtbare Hetzjagd gewesen, und ich war immer froh, wenn ich wieder in meinen Bergen bei Cordoba ankam. Jetzt aber, im Gedanken an einen möglichen baldigen Abschied, und da ich ohnehin warten mußte, erinnerte ich mich wieder der Empfindungen, mit denen ich vor fünf Jahren hier umhergegangen war, als über meine Beschäftigung noch keine Klarheit herrschte, folgte den alten Wegen und sah mich aufmerksam um.

Das Interessanteste an Buenos Aires ist, daß man sein Wachstum so deutlich verfolgen, förmlich Wachstumsringe beobachten kann. Der gesamte bebaute Raum mit den Vorstädten bildet heute einen Halbkreis mit dem Halbmesser von zweiundzwanzig Kilometern. Davon bedeckt die eigentliche Stadt 191 km^2. Der Kern, die älteste Europäersiedlung seit 1580, stand dort, wo heute die Plaza de Mayo ist, also unmittelbar vor dem Regierungsgebäude, der Casa Rosada, die in das alte Steilufer des La Plata-Stromes hineingebaut wurde. Dieses Steilufer ist heute innerhalb des Stadtgebietes nur noch als ein sanftes Gefälle zum Hafen hin erkennbar. Das gesamte Hafengebiet steht auf Schwemmboden, und die Uferlinie wurde und wird noch heute immer weiter in den Fluß hinein vorgeschoben.

Nach der Landseite zu hat die Stadt im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche kleine Ansiedlungen verschluckt und miteinander zu einem Komplex verbunden, und auch diese Entwicklung ist noch keineswegs abgeschlossen. An den Rändern der Vorstädte werden immer weitere Gebiete „urbanisiert", das heißt, mit dem typisch rechtwinkligen Straßennetz versehen, das sich dann meist in kürzester Zeit mit den niedrigen, einstöckigen bungalowartigen Häusern füllt, die seit etwa fünfzehn Jahren den alten, hochgezogenen Häusertyp abgelöst haben.

Aber die Stadt setzt nicht nur Jahresringe an, sie macht auch sprungartige Ausfälle in die umliegende Landschaft hinaus. Ein typisches Beispiel dafür ist der Groß-Flughafen Ezeiza, in dessen landschaftlich herrlicher Umgebung eine Siedlung nach der anderen bezugsfertig aus dem Boden schießt, zwischen ausgedehnten Nadelwäldern und großartig angelegten Bädern. Und auf noch andere Art dehnt sich der bewohnte und bebaute Raum in das ungeheuer weitläufige Flußdelta des Rio Parana hinein aus, von Tigre bis an die Provinz Entre Rios, wo auf jeder der von zahllosen Flüssen, Bächen und Kanälen gebildeten Inseln gebaut wird. Bis jetzt sind es noch Sommerhäuser auf hohen Pfahlgerüsten, des Hochwassers wegen, aber es ist durchaus möglich, daß hier einmal ein Stadtteil entsteht, nach der Art Venedigs gebaut, nur mit wesentlich höheren Ufermauern.

Dieses Delta ist gleichzeitig der Obstgarten von Buenos Aires und das Paradies aller Wassersportler, vor allem der großen Ruderklubs, unter

denen der deutsche, die „Teutonia“, eine sehr geachtete Stellung einnimmt und schon auf eine lange Tradition zurückblicken kann. Andererseits aber trägt das Delta mit seiner riesigen Verdunstungsoberfläche dazu bei, die ohnehin große Luftfeuchtigkeit über Buenos Aires noch zu erhöhen. Diese ist zu manchen Jahreszeiten so hoch, daß das Wasser buchstäblich an den Wänden der Häuser herabläuft. Das ist natürlich alles andere als gesund, besonders wenn dann noch eine Tagestemperatur von bis zu 40 Grad Celsius dazukommt.

Infolgedessen hört man jeden Neueinwanderer, der zunächst in der Hauptstadt Arbeit gefunden hat, täglich sagen, daß er bei nächster Gelegenheit weiter ins Landesinnere gehen wolle. Aber der Absprung gelingt nur den wenigsten, weil Arbeitsgelegenheiten im Inneren seltener und wohl vielfach auch härter sind als in der „Capital“.

Die eigentliche City, das Geschäftsviertel mit den Hochhäusern, Banken und Kaufhäusern, liegt nördlich des alten Stadtkerns, also nördlich der Plaza de Mayo, und erstreckt sich bis zu den drei Ausfallbahnhöfen am Retiro, in unmittelbarer Hafennähe, hin. Die berühmte „Calle Florida“, der Traum aller Auswanderer, die Straße mit den erlesensten Schaufensterauslagen, die nachmittags für den Autoverkehr gesperrt ist, hat ihren Ruhm an die „Avenida Santa Fé“ abtreten müssen, die jetzt die elegantesten Auslagen zeigt.

Die „Calle Lavalle“ ist fast ausschließlich von riesigen Lichtspielhäusern besetzt, die vorwiegend nordamerikanische Filme zeigen. Eines ist allerdings ständig vom sowjetischen Filmexport gepachtet und zeigt die neuesten russischen Filme. So kann man hier an einem Abend die angeblich entgegengesetzten Lebensformen unseres Erdballes im Filme studieren, vom primitiven Revolverkult der Cowboyfilme, die wahrscheinlich bis zum Tage des jüngsten Gerichts immer mit den gleichen Kulissen gedreht werden und der gleichen Handlung, bis zum Moskauer Ballett, dieser einzigen Attraktion, mit der der Kreml seine Gesellschaftsfähigkeit nachzuweisen sich bemüht.

Kulturell hochwertig und filmisch interessant sind die aus Italien und Frankreich importierten Filme. An deutscher Produktion sieht man, seit die westdeutsche Botschaft sich in Buenos Aires niedergelassen hat, höchstens ab und zu einen Käutnerschen Trümmerfilm aus den Jahren 1947/48. Vorher wurden noch große deutsche Farbfilme, wie „Opfergang“, „Immensee“ und ähnliche gezeigt und hatten von seiten des argentinischen Publikums großen Zulauf. Es scheint eine der ersten Maßnahmen der „Bundes-Botschaft“ gewesen zu sein, diese Filme aus dem Verkehr zu ziehen, da sie ja zur Hitlerzeit gedreht wurden und also durch ihre Güte der „Verherr-

lichung des Hitlerregimes" dienen könnten. Besseres konnte man leider noch nicht zeigen oder gar importieren.

Das eigentliche kulturelle Zentrum von Buenos Aires ist — wenn man von der 1821 gegründeten Universität einmal absehen will — das „Teatro Colon", in dem ständig europäische Künstler gastieren und sogar für eine ganze Spielzeit verpflichtet werden. Die letzten Furtwängler-Konzerte waren selbstverständlich auch hier das große Ereignis schlechthin. An solchen Abenden kommen die wohlhabendsten Gutsbesitzer von weit her, um an der Seite der angesehensten Familien der Stadt ihre Stammplätze einzunehmen, und es herrscht eine festliche Stimmung, wie man sie sonst im Zeitalter der Jagd nach dem Gelde kaum noch kennt.

Das Einzigartige in dieser Stadt ist die Tatsache, daß sie ein Viertel der gesamten argentinischen Bevölkerung in sich beherbergt. Damit ist zweifellos die Gefahr einer Überzentralisation gegeben wie in keinem anderen Lande der Welt. Die Geschichte der letzten hundert Jahre hat auch zahlreiche Abwehrkämpfe früher bedeutender Provinzen gegen diesen entstehenden Wasserkopf gezeitigt, hat aber die Entwicklung nicht aufhalten können.

Unter diesen Umständen stellt natürlich das Verkehrsproblem in und um die Stadt eine fast unlösbare Aufgabe dar. Wer morgens und nachmittags, ja noch in den späten Abendstunden die dahinwogenden Menschenmassen in den Vorortbahnhöfen beobachtet, dem kann schwindlig werden. Die kleinen Autobusse, die einen großen Teil dieses Verkehrs abfangen, werden „Collectivos" genannt, und dieser Name bekommt eine fast unheimliche Bedeutung, wenn man die gleichförmige Bewegung dieser Menschenmassen sieht, in der jeder einzelne völlig ausgelöscht und unterzugehen scheint.

Sonntags wälzt sich der gleiche Strom in die großen Strandbäder und Grünanlagen rings um die Stadt, und abends in beängstigendem Gedränge wieder zurück, und trotzdem ist jeder „porteno", jeder Bewohner der Hauptstadt also, unendlich stolz darauf, dazu zu gehören, und blickt mit unsäglichem Mitleid auf den wahrscheinlich glücklicheren „campesino", den Landbewohner, herab. Der Nimbus der City übt hier noch jenen geheimnisvollen Reiz aus, wie in London vielleicht vor zweihundert, in Berlin vor hundert Jahren.

Das also ist der Rahmen, in dem die Ministerien des Landes mit einem für unsere Begriffe sehr zahlreichen Personal arbeiten, in dem der Kongreß und der Senat in ihrem imposanten Parlamentsgebäude tagen, und in dem auch der wohl unermüdlichste Arbeiter der argentinischen Nation,

der Staatspräsident, seinen auf die Minute festgelegten, gedrängten Tageslauf abwickelt.

Nachdem mir der Termin der erbetenen Audienz mitgeteilt worden ist, begebe ich mich schon früh zum Regierungsgebäude an der Plaza de Mayo, denn der Präsident beginnt seinen Arbeitstag regelmäßig um ein halb sieben Uhr morgens. Die Chefs der wichtigsten Ministerien haben ihre Amtsräume ebenfalls in der „Casa rosada", um jederzeit ohne große Verzögerung für Besprechungen zur Verfügung zu sein. Natürlich finden auch Kabinettssitzungen und alle wichtigen Empfänge im Regierungsgebäude statt.

Die Posten am Eingang werden von dem Traditions-Kavallerie-Regiment in bunten, historischen Uniformen mit Tschako und weißem Lacklederzeug gestellt, das bei allen feierlichen Anlässen eine Ehren-Schwadron zu Pferde abordnet und überall dort zu sehen ist, wo der Präsident offiziell auftritt. Zuletzt stellte es noch an dem herrlichen Befreiungsdenkmal an der chilenisch-argentinischen Grenze die Ehrenwache, als Präsident Peron von seinem Staatsbesuch in Chile zurückkehrte.

Dieses Traditions-Regiment, das in seinen Uniformen die Erinnerung an die Kämpfe unter General San Martin um die Unabhängigkeit von der spanischen Herrschaft aufrecht erhält, nimmt also die Stellung der Garde ein und setzt sich dementsprechend nur aus ausgesuchten, hochgewachsenen Reitern meist entweder nordeuropäischen oder rein indianischen Typs, und zwar des schlanken, schmalgesichtigen Araukanertyps, zusammen. Sie machen glänzende Figuren und harmonieren hervorragend untereinander. Die gemeinsame Ausbildung und die gleiche, schmucke Uniform, nicht zuletzt das stolze Bewußtsein, einer Elite-Truppe anzugehören, tuen ein übriges.

Zwischen den Posten dieses Regimentes gelange ich also zunächst in einen Vorsaal und von dort in das Zimmer des Adjutanten, bei dem ich mich anzumelden habe. Er trägt die Uniform des Heeres. Der Adjutant ist für die Einhaltung des Terminkalenders verantwortlich. Nachdem wir uns begrüßt haben, werde ich gebeten, Platz zu nehmen und zu warten, da noch jemand beim Präsidenten sei. Ich benutze die Gelegenheit, mich noch einmal auf das zu konzentrieren, was ich vortragen will, und lasse dabei unwillkürlich die Augen im Raume wandern. Das Zimmer ist im Geschmack des vorigen Jahrhunderts gehalten mit schweren Holztäfelungen und einem großen Kamin mit wuchtiger Messinggarnitur, Ledermöbeln, an den Türen hohe Portieren und einem riesigen, dicken Teppich, der die Schritte unhörbar macht. Die Decke ist mit dunkelfarbigen Stukkaturen verziert, der Kronleuchter mit tausend geschliffenen Kristallteilen behängt. Zwei große Öl-

bilder in schweren Rahmen passen sich dem Ganzen ein. Ich sehe mich wieder in dieser Umgebung, damals, kurz nach meiner Ankunft, als ich hier mein erstes argentinisches Geld in Empfang nahm, und die fünf Jahre ziehen noch einmal in bunter Reihenfolge an mir vorüber und verdichten sich zum Gefühl einer tiefen Dankbarkeit gegenüber dem Mann, dessen Weitblick und soldatische Kameradschaftlichkeit mir dieses Erleben ermöglicht haben.

Inzwischen ist der Besucher aus dem Zimmer des Präsidenten gekommen, der Adjutant geht, um mich anzumelden, und dann fordert er mich auf, einzutreten. Der Präsident kommt mir in seiner herzlichen Art mit strahlenden Augen, deren dunkler Blick sofort Vertrauen einflößt und den persönlichen Kontakt augenblicklich herstellt, alle Förmlichkeiten von selbst unnötig macht, und mit ausgestreckten Händen entgegen, nötigt mich auf ein Sofa und beginnt gleich, sich nach dem Lullay-Yacu-Unternehmen zu erkundigen.

Er ist, wie ich sehe, glänzend unterrichtet und wirklich sehr interessiert. Das mag einmal mit seinem ausgesprochenen Sinn für alle sportlichen Leistungen zusammenhängen, dann aber auch mit der Möglichkeit, daß die eigenartigen Umwallungen, die wir in so großer Höhe gefunden haben, irgendwie für die Frühgeschichte dieses Landes von Bedeutung sein können.

Ich nehme also mein ganzes Spanisch zusammen und erzähle. Der Präsident erkundigt sich angelegentlich, ob ich mich von dem Unternehmen vollständig erholt habe und insbesondere das Bein keinen schweren Schaden erlitten hätte, und zeigt sich geradezu väterlich besorgt, voll echter Anteilnahme.

Und dann leite ich zu meinem eigentlichen Anliegen über, zu meiner Beurlaubung nach Deutschland. Aus mehreren Pressemeldungen habe ich erfahren, daß man inzwischen auch direkt von Deutschland aus an den Präsidenten herangetreten ist, und zwar in dringender Form, er möchte mich freigeben, damit ich für eine nationale Partei kandidieren und mich aktiv am Wahlkampf beteiligen könne. Die britische Reuter-Agentur ist bei der Kolportage solcher Dinge immer sehr aufmerksam und eifrig, und ich bin nun ein wenig besorgt, daß der Präsident über diese voreiligen Meldungen oder auch über die direkt an ihn gerichteten Ansuchen aus Deutschland verstimmt sein könne. Aber das Gegenteil ist der Fall. Er zeigt sich über die innenpolitische Situation Westdeutschlands bestens informiert und erläutert mir in diesem Zusammenhang einige Grundzüge seiner eigenen Politik.

Peròn ist ja persönlich der Schöpfer der heute in Argentinien herrschenden Staatsdoktrin vom dritten Standpunkt, d. h. also von einer den Libera-

lismus und Kommunismus in sich überwindenden Lebensform des Staates und der Nation. Er hat diesen ganzen Fragenkomplex jahrelang studiert und durchdacht, und sein Interesse gehört selbstverständlich jedem, der sich gleicherweise vom Liberalismus und Kommunismus freizumachen oder beide durch eine neue Synthese zu überwinden sucht, um nicht in der Katastrophe unterzugehen, zu der beide zwangsläufig hinführen müssen.

Zudem sind seine Sympathien für das deutsche Wesen stark und echt. Das kommt nicht nur jetzt, bei unserem Gespräch zum Ausdruck, sondern zu diesen Sympathien hat er sich bei zahllosen Gelegenheiten öffentlich bekannt. Er ist, ähnlich wie die chilenischen Offizierskreise, von einer tiefen Dankbarkeit gegenüber den deutschen militärischen Lehrern und Instrukteuren erfüllt.

Ich berichte dann auch meinerseits, wie wir die Entwicklung sehen und beurteilen und welche Chancen wir für ein Wiedererstarken Deutschlands erhoffen. Peròn hört aufmerksam zu und unterbricht mich zuweilen mit Fragen, die seine kritische und reale Denkweise verraten.

Nachdem er dann meinem Ansuchen stattgegeben und mich endlich überaus herzlich und mit den besten Segenswünschen entlassen hat, schaue ich draußen auf die Uhr und sehe, daß ich vierzig Minuten lang mit dem Präsidenten gesprochen habe. Es ist mir wie eine Viertelstunde vorgekommen.

Ich verabschiede mich vom Adjutanten, passiere wieder die beiden Posten in ihren farbenprächtigen Uniformen, und dann geht es fieberhaft an die letzten Reisevorbereitungen. Denn inzwischen ist der Termin für die Bundestagswahlen in Westdeutschland schon sehr nahe gerückt.

Kapitel XIX

Heimkehr und Vortragsreisen

Auf dem alten Kurs, den ich nun schon so gut kenne, fliegen wir mit den „Aerolineas Argentinas“ über Rio de Janeiro, Dakar, Lissabon nach Paris, wo ich vergeblich versuche, Bekannte anzurufen. Es scheint sich diesmal alles gegen mich verschworen zu haben. Dann fliegt die Maschine weiter nach London, wo außer mir alle aussteigen, und nach Dreiviertelstunden, mit mir als einzigen Pasagier nach Amsterdam. Wir setzen auf, die Rolltreppe wird an das Flugzeug geschoben, ich will gerade aussteigen, da stehen unten zwei englische Soldaten mit Maschinen-Pistolen und eine Menge Leute mit Photo-Apparaten und gezückten Blitzlichtinstrumenten. Ich sage der Stewardeß, sie soll erst mal fragen, was da eigentlich los ist, denn noch befinde ich mich auf argentinischem Hoheitsgebiet und habe durchaus keine Lust, den Naumannschen Weg zu gehen. Die Stewardeß kommt indes wieder und sagt mir, daß es sich lediglich um holländische Soldaten in englischer Uniform und bei den Photographen um Vertreter der Presseagenturen United Press usw. handele. Ich steige also aus, die Presseleute überschütten mich mit indiskreten Fragen, warum ich denn überhaupt gekommen sei, ich müsse doch wissen, daß ich gar nicht kandidieren dürfe. Ich sage ihnen, daß ich von der Reise ziemlich müde sei und mich nicht äußern möchte. Daß ich nicht kandidieren dürfe, hätte ich bereits in Buenos Aires erfahren, hätte aber auch geschäftliche Dinge zu erledigen, darum sei ich trotzdem gekommen, was die Herren gütigst verzeihen möchten. Im übrigen könnten wir uns vielleicht noch in den nächsten Tagen unterhalten, ich hätte es sehr eilig und müsse noch zum Schlafen kommen. Im Zoll fragt man mich nach zollpflichtigen Dingen. Ich sage, daß ich nur im Transit sei und kaum glaube, daß ich etwas bei mir hätte, das ihnen wichtig erscheinen würde, aber auf alle Fälle sei es wohl besser, wenn sie meinen Koffer revidieren. Der Koffer wurde also geöffnet, und ich hatte das Pech, daß obenauf gerade das neue im Dürer-Verlag erschienene Dokumentarbuch über alliierte Kriegsverbrechen lag. Das Erstaunen war natürlich recht groß. Man rief alle möglichen Leute vom Zoll und von der Polizei zusammen, machte finstere Gesichter, sprach von „typischen Nazis“, zählte noch einmal auf,

was diese alles Böses in Holland getan hätten, und — zerlegte bis ins kleinste mein Gepäck, untersuchte bis zum Taschentuch alles, und auch meine Bemerkung, ich sei noch nie so unhöflich irgendwo auf der Welt behandelt worden, wie hier in Amsterdam, nützte gar nichts und kürzte die Prozedur auch nicht ab. Obwohl ich ganz alleine abzufertigen war, dauerte es sehr lange, bis der Omnibus der Linie fahren konnte, denn man mußte ja auf mich warten. Das Buch selbst, der Stein des Anstoßes, konnte natürlich nicht beschlagnahmt werden, denn es lag keine Verfügung darüber vor, außerdem war ich ja nur im Transit.

Endlich im Hotel angekommen, rief ich meinen Freund Naumann in Düsseldorf an und fragte ihn, ob alles klar sei, sagte auch, daß ich wohl mit der Bahn kommen würde, sofern an der Grenze keine Schwierigkeiten zu erwarten seien. In diesem Punkte konnte er mich beruhigen. Ich konnte mich also gerade noch für anderthalb Stunden schlafen legen, um früh um sieben mit dem Zug nach Düsseldorf zu fahren, wo Naumann mich um zehn Uhr morgens abholen wollte. Denn um zwei sollte ich bereits vor der Presse in Hannover sprechen und abends gleich in der ersten Kundgebung in Bielefeld. Also ging es nach kurzer Ruhepause wieder zum Bahnhof. An der deutsch-holländischen Grenze waren die deutschen Beamten äußerst höflich und fragten zu meiner besonderen Freude, ob ich nicht eine meiner Schriften „Dolchstoß oder Legende“ für sie hätte. Ich habe ihnen dann eine Widmung hineingeschrieben. Die Folge war, daß die „Staatsorgane“ anschließend Schlange standen und jeder seinen „Dolchstoß oder Legende“ bekam. Ich wies allerdings immer wieder darauf hin, daß es für sie als Staatsbeamte wahrscheinlich nicht das Richtige wäre, sich mit dieser Broschüre zu beschäftigen bzw. zu belasten, aber alle diese Warnungen wurden in den Wind geschlagen, und jeder war sichtlich glücklich, die Broschüre mit Widmung erwischt zu haben.

Der D-Zug lief pünktlich in Düsseldorf ein, Frau Lucht und Naumann liefen auf mich zu, es gab eine sehr herzliche Begrüßungsszene. Wir hatten alle drei nicht bemerkt, daß bereits eine Dame von „United Press“ mit gezücktem Photoapparat dahinter stand und diese liebe Sache hier gleich im Bilde festhielt. Als ich aus dem Bahnhof kam, stand schon ein Wagen dort und wir fuhren schnellstens durch Düsseldorf hindurch, gleich auf die Autobahn, Richtung Hannover. Von den Litfaß-Säulen in der Stadt leuchtete es mir bereits entgegen „Rudel ohne Geschwader“. Ich fragte, was das sei. Ja, der neue Sensationsartikel einer Zeitung über „Der Fall Rudel“, in dem also geschildert sei, daß das Geschwader sich von mir distanziert habe, seitdem ich „in Politik machte“. Im übrigen sei es eine üble Schmiererei im heutigen Stil und hätte nicht viel zu besagen, da wir uns

ja acht bis zehn Tage vor der Wahl befänden und kein Mensch einem solchen Unsinn Glauben schenke, sondern es für das hielt, was es sei, eine der üblichen Wahldiffamierungen.

In flotter Fahrt nähern wir uns Hannover, wir haben uns unendlich viel zu erzählen, sprechen über das, was sich in den letzten Wochen ereignet hat, über Naumanns Haft und plötzliche Freilassung, über die unverständliche Maßnahme seiner erneuten „Entnazifizierung", und ich höre zu meinem größten Erstaunen, daß man, um ihn ausschalten zu können, ein Gesetz der Alliierten aus dem Jahre 1946 wieder hervorgezogen hat, das noch die Unterschrift des Marschalls Sokolowski trägt, und das im Jahre 1953, im Zeichen der „bolschewistischen Gefahr". Dann erzähle ich Naumann, was sich bei mir drüben ereignet hat, was wir im Kameradenwerk getan haben, welche Besprechungen ich indessen geführt habe, welche Perspektiven sich in Südamerika daraus für unsere weitere Arbeit ergeben, wir sprechen über meine endgültige Rückkehr, über alles das, was uns also in den nächsten Wochen und Monaten noch erheblich beschäftigen wird. Am frühen Nachmittag kommen wir dann in Hannover an, die Presse ist schon versammelt, Thadden wird begrüßt, und dann stellt man bereits die ersten Fragen, zunächst natürlich die gleichen, die ich gestern abend schon in Amsterdam zu hören bekam, warum ich überhaupt gekommen sei, ich müsse doch wissen, daß ich sowieso nicht kandidieren dürfe, und ich muß also meine Begründung wiederholen. Dann wird gefragt, warum ich mich eigentlich entschlossen hätte, in die Politik einzusteigen, und meine Antwort ist, daß ich auch weiterhin nicht daran dächte, Parteipolitik in üblichen Sinne zu treiben, daß ich nicht Mitglied der „Deutschen Reichspartei" sei, es aber für notwendig hielte, daß wir Soldaten uns endlich nachdrücklich um unsere ureigensten Belange kümmerten, und Vertreter in das Parlament bzw. in die Regierung hineinbekämen, die dort unsere Interessen verträten. Ich hätte bis jetzt nicht das Gefühl, daß meine Interessen in Bonn vertreten würden, und daher rühre der Entschluß, wenigstens zu versuchen, eigene Stimmen in den Bundestag hineinzubekommen und auch mich selbst für die Wahl aufstellen zu lassen. Es sei doch schließlich Pflicht jedes Staatsbürgers, sich um die Belange seines Vaterlandes zu kümmern, die ja auch seine eigenen sind. Man müsse sich aber heute fragen, ob wir ehemaligen Soldaten vielleicht Staatsbürger zweiter Klasse seien und an diesen Rechten und Pflichten nicht teilhaben dürften. Darüber hinaus habe man uns Soldaten in Nürnberg in Gestalt von Keitel und Jodl, mit denen ich mich als Kamerad absolut identifiziere, doch vorgeworfen, wir seien nur Befehlsempfänger, nichts als Befehlsempfänger gewesen, wir hätten uns mehr um die politischen Zusammenhänge kümmern müssen, dann wären

wir nicht in diese Katastrophe hineingeschliddert. Ich kann darauf der deutschen und der internationalen Presse nur versichern, daß ich mir diesen Vorwurf vor einem zukünftigen „Kriegsverbrecher"-Gericht in Washington oder Moskau nicht machen lassen werde, sondern jetzt rechtzeitig beginne, mir den nötigen Einblick in die politischen Zusammenhänge und in die politische Praxis zu verschaffen.

Dabei wird es ja gar nicht notwendig sein, daß wir Soldaten uns nun mit Volldampf in die Kanäle der Partei- und Tagespolitik stürzen, sondern wir werden uns darauf beschränken können, in den Fragen uns Gehör zu verschaffen, für die wir auf Grund unserer Erfahrungen und Bewährung zuständig sind. Sind nicht heute viele Fragen im Rahmen der Politik der Bundesrepublik durchaus militärischer Art? Ich erinnere nur an die Verteidigungsprobleme des Westens, an die Wiederaufrüstung, die ja in erster Linie uns betreffen und treffen würde. Ich erlaube mir, der Ansicht zu sein, daß solche Fragen in erster Linie von Soldaten beantwortet werden müssen, und zwar wohl besser von solchen Soldaten, die vom ersten bis zum letzten Tage des Krieges das Grauen im Osten ganz vorne miterlebt haben, als von solchen, die zwar einen hohen Dienstgrad bekleidet, Generals-Schulterstücke getragen, aber den Kampf im Osten lediglich aus der Vogelperspektive, d. h. von der Westfront oder von einem hohen Stabe aus kennengelernt haben, die dann keinen Zivilberuf fanden und sich daher heute anbieten, bei der Wiederbewaffnung Westdeutschlands mitzuhelfen. Weil ich glaube, daß unser Schicksal und das unserer Kinder in den Händen dieser Herren schlechter aufgehoben ist als in unseren eigenen, die wir den Krieg tatsächlich und wortwörtlich am eigenen Leibe erfahren haben, darum habe ich mich entschlossen, bei dem heutigen Stand der Entwicklung auch mich selber aufstellen zu lassen, und zwar — wie schon gesagt — nicht als einen ausgesprochenen Parteimann, sondern mit einer, ich möchte schon sagen, überparteilichen Einstellung, die lediglich eine Partei dazu verwendet, endlich Vertreter des ungebrochenen Soldatentums in das westdeutsche Parlament hineinzubekommen, die dort wirklich deutsche Interessen vertreten können. Es muß dieses Mal versucht werden, mit der Resonanz, die wir Soldaten zum Teil im Volke noch haben, Stimmen für solche Politiker zu gewinnen, die unser volles Vertrauen verdienen und genießen. Wenn aber ein kleiner Teil unserer eigenen Kameraden diese Folgerung nicht verstehen kann oder gar einer bewußt feindlichen und böswilligen Propaganda erliegt, dann darf uns das heute nicht mehr beirren.

Das ist es im wesentlichen, was ich der Presse auseinanderzusetzen suche, freilich ohne allzuviel Hoffnung, daß es verstanden werden wird, denn dazu fehlt weitgehend der gute Wille. Abschließend weise ich noch auf die

geplante Arbeitsteilung innerhalb der Führung der „Deutschen Reichspartei“ hin, Politisches: Naumann, Wirtschaftliches: Meinberg, Kulturelles: Dr. Grimm, militärische Fragen: General Andrae, General Wolf und ich, und wiederhole endlich noch einmal, daß der Name der Partei durchaus nicht das Wesentliche ist und daß wir lediglich deshalb überhaupt den Weg einer parlamentarischen Vertretung wählen, weil man von seiten der Regierung jede andere Form des Zusammenschlusses, etwa eine Soldaten-Gewerkschaft, wie sie mir persönlich immer vorgeschwebt hat, im Augenblick verbieten und zerschlagen wird, in dem diese versucht, die Geheimwaffe der soldatischen Kameradschaft, die uns im letzten Kriege befähigte, sechs Jahre lang durchzuhalten, für zukünftige nationale Ziele neu zu aktivieren. Und auch deswegen, weil ein Soldatenbund oder etwas ähnliches, der sich lediglich mit Versorgungsansprüchen und mit Erinnerungen an die Großleistungen der Vergangenheit beschäftigt, eben den heutigen Anforderungen im Zeichen der geplanten Wiederbewaffnung nicht mehr genügt. Man kann doch so eminent politischen Problemen nicht durch eine grundsätzliche Abkehr vom Politischen gerecht werden! Und die einzige Plattform, in der westdeutschen Bundesrepublik eine politische Meinung zu vertreten oder sich überhaupt zu politischen Fragen zu äußern, ist nun mal praktisch nur eine Partei. Daß das so ist, ist nicht unsere Schuld. Wir müssen aber dieser Tatsache Rechnung tragen.

Einzelne Pressevertreter fragen dann noch, wie wir uns zur Europäischen Verteidigungsgemeinschaft und zum deutschen Beitrag dazu stellen. Ich sage, daß ich in der westdeutschen Wiederaufrüstung im Augenblick kein erstrebenswertes Ziel bzw. nicht die große Aufgabe sehe, sondern weit wichtiger für uns die Wiedervereinigung mit unseren Brüdern und Schwestern im Osten ist; denn im Augenblick fängt an der Elbe noch die deutsche Ostzone an. Wenn wir aber noch lange zusehen, wird eines Tages Rußland selbst an der Elbe beginnen. Darum muß mit allen Mitteln versucht werden, heute diese Wiedervereinigung der beiden deutschen Hälften zu erreichen, und zwar selbstverständlich ausschließlich auf friedlichem, diplomatischem Wege. Eine kriegerische Lösung scheidet völlig aus, und darum ist es für uns auch ganz uninteressant, wenn uns die Amerikaner erzählen, sie hätten die größere Stahlproduktion, die größere Ölquote und die größere Rüstungsindustrie. Was nützt es uns denn, wenn nach zehn Jahren vielleicht als letzte Division eine amerikanische über das Atombomben-Trichterfeld Deutschland hinweg marschiert, in dem nicht ein einziger deutscher Mensch, wahrscheinlich nicht einmal mehr eine deutsche Maus lebt?

Eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen West und Ost ist für uns aus diesem sehr naheliegenden Grunde undiskutabel. Wir haben das

koreanische Beispiel sehr aufmerksam beobachtet und beobachten es noch. Die Wiedervereinigung Deutschlands muß auf dem Verhandlungswege erreicht werden, und man sage uns nicht, das sei unmöglich. Schließlich hat man doch im Jahre 1946 Väterchen Stalin auf die Schulter geklopft und sich nach der Niederwerfung Deutschlands mit ihm an den Verhandlungstisch gesetzt. Also soll man sich doch heute mit Väterchen Malenkow an den Verhandlungstisch setzen. Letzten Endes handelt es sich ja wirklich nicht um Deutschland, sondern von der Lösung der deutschen Frage hängt heute der Weltfrieden ab. Wir befinden uns in einer Zeit, in der man keinesfalls mit dem Feuer spielen darf, weil allzuleicht eine Weltkatastrophe ausgelöst werden kann.

Man sollte auch in Bonn jene sowjetische Forderung, die angeblich alle Verhandlungen illusorisch macht, nämlich beiderseitiges Abziehen der Besatzungstruppen endlich im richtigen Lichte sehen! Man sollte endlich einsehen, daß die paar amerikanischen und britischen Truppen auf deutschem Boden oder gar die paar uniformierten französischen Wandervögel im Augenblick eines sowjet-russischen Angriffs nichts bedeuten, daß sie weder die Bonner Minister noch die deutsche Bevölkerung schützen könnten und daß ihr Abzug daher keine wesentliche Veränderung der augenblicklichen Situation, vor allem keine wesentliche Verschärfung der Bedrohung durch die Rote Armee bedeuten würde. Diese Bedrohung ist ohnehin so riesengroß, daß sie gar nicht mehr verschärft werden kann. Das einzige was die Sowjets — vor oder nach Abzug der westlichen Besatzungstruppen — von einem Angriff auf das restliche Europa abhalten kann, sind reine Zweckmäßigkeits-Gesichtspunkte, und auch das weist wieder eindeutig auf den Verhandlungsweg hin. Hätten wir oder der Westen einen einzigen wirklich überragenden Diplomaten, so würde ihm diese Aufgabe als erste am Herzen liegen müssen!

Unter diesen Umständen, das wollte ich der Presse ganz besonders ans Herz legen, muß es unfaßbar erscheinen, daß deutsche Generäle schon wieder die restliche junge Mannschaft unseres Volkes feilbieten — anders kann man das doch nicht nennen —, daß sie darüber hinaus angesichts der zunehmenden Fanatisierung der deutschen Jugend in der Ostzone den Bürgerkrieg heraufbeschwören, der chaotische Zustände wie im Dreißigjährigen Krieg mit sich bringen würde und der so ganz im Rahmen des Morgenthau-Planes liegt, und das zu einem Zeitpunkt, da die Soldaten des letzten Krieges noch zu Hunderten in den Gefängnissen als sogenannte „Kriegsverbrecher“ festgehalten werden, während man sich gleichzeitig nicht entblödet, in den Zeitungen die „Heldentaten“ der alliierten Truppen in Korea zu rühmen, die sich bei näherem Zusehen dann als weit wildere

Entartungen des soldatischen Kampfes erweisen als die, die man unseren Kameraden in Landsberg, Werl usw. zum Vorwurf machte, oft genug ohne jeden Beweis ihrer Schuld!

Bevor man daher an die materielle Aufrüstung Westdeutschlands geht, sollte man sich der geistigen, der moralischen Aufrüstung widmen, und das bedeutet praktisch in erster Linie die Erfüllung unserer Forderung: Gebt uns unsere Kameraden frei. Denn vorher wird man uns nicht von der Aufrichtigkeit der geplanten gemeinsamen Verteidigung Europas überzeugen können. Nachdem man uns noch gestern als Kriegsverbrecher und Kriegsverlängerer beschimpft und „entmilitarisiert“ hat, muß man uns heute erst einmal handgreifliche Beweise dafür liefern, daß man es mit dem Kampf gegen den Bolschewismus überhaupt ernst meint und daß man uns nicht nur dazu bewaffnen will, um uns dann wieder, wie nach unserer Kapitulation 1945, divisionsweise den Bolschewisten zur Abschlachtung auszuliefern. Wer garantiert uns denn dafür, daß die Westmächte nicht plötzlich wieder mit dem Kreml gemeinsame Sache machen und uns, die wir im guten Glauben, „Europa zu verteidigen“, erneut gegen die rote Dampfwalze kämpfen, in den Rücken fallen? Die Vertrauensseligkeit, die man heute den Westmächten in dieser Hinsicht entgegenbringt, scheint mir nach den Erfahrungen der vergangenen Jahre weder verständlich noch zu verantworten. Solange in Italien oder Frankreich jeder zweite oder dritte ein Kommunist ist, solange der Verwaltungsapparat der „United Nations“ vollkommen kommunistisch durchsetzt ist und sich der Präsident der USA nach wie vor von Männern beraten läßt, die 1917 die kommunistische Revolution in Rußland moralisch und finanziell unterstützt haben, solange sieht es faul aus mit der „Verteidigung der westlichen Welt“ und solange kann ich von einem deutschen Beitrag nur abraten. Er würde nur zu einem sinnlosen Verheizen der letzten deutschen Volkssubstanz führen.

Aus allen diesen Gründen bleibe ich dabei, daß die Wiedervereinigung Deutschlands auf dem Verhandlungswege das erste Ziel jeder deutschen Politik sein muß. Wir wollen uns nicht einseitig binden, sondern mit der ganzen Welt Handel pflegen und in allen Nationen Freunde haben. Die Behauptung, man müsse sich heute für den Westen oder den Osten, für den Kapitalismus oder den Kommunismus entscheiden, ist unwahr. Sie dient in reichlich plumper Weise dem Bauernfang. Die politischen Chancen Deutschlands sind vielmehr sehr groß. Man hat die Bedeutung unseres Vaterlandes sowohl im Osten wie im Westen erkannt und bemüht sich von beiden Seiten recht eifrig um uns. Aus dieser Situation politisches Kapital zu schlagen, bedeutet, wie schon gesagt, eine Aufgabe, die ein Politiker von Format, ein wirklicher Diplomat alter Schule, sicher lösen könnte. Aber ein

solcher ist heute nicht sichtbar, jedenfalls nicht in Bonn, denn dort ist der Versuch, zu einer unabhängigen deutschen Politik auf der Basis unseres starken „Gefragtseins“ überhaupt noch nicht gemacht worden.

Der Versuch einer unabhängigen deutschen Politik muß aber gemacht werden, denn die absolute Weltpolitik kann genau so, wie die absolute Ostpolitik nur mit einer Katastrophe enden. Und wenn jener Versuch nur zehn Prozent Aussicht auf Erfolg hat, so muß er dennoch unternommen werden. Wagen wir ihn nicht, so geben wir uns selber auf. Die einzige Möglichkeit zur Rettung unseres Volkes liegt in diesem Versuch zu einer unabhängigen, gesamtdeutschen Politik.“

Damit ist die Pressekonferenz zu Ende. Ich setze mich in ein ruhiges Zimmer und überlege mir, wem ich das eigentlich alles erzählt habe. Die Hoffnung, daß auch nur ein winziger Bruchteil davon ohne wesentliche Entstellungen und Verdrehungen in die Spalten des einen oder anderen Blattes gelangen wird, ist sehr gering.

Eines ist sicher, meine erste öffentliche Rede in Deutschland wird genau beobachtet werden, jedes Wort muß abgewogen sein. Denn die Agenten aller Nachrichtendienste werden ihre Ohren und Federn spitzen. Darunter natürlich die Beauftragten jenes sauberen Dr. John, dessen Vergangenheit ich schon vor einiger Zeit in Spanien ausgraben konnte, wohin er sich als einer jener Auslands-Verräter des 20. Juli geflüchtet hatte. Nunmehr hat er alle unsere Vermutungen selbst bestätigt, indem er — genau so gewissenlos wie damals — zum zweiten Male Verrat übte und nach dem Osten übergelaufen ist.

In meiner Rede werde ich die Beauftragten des „Verfassungsschutzes“ darauf hinweisen, daß sie besser daran täten, sich ihren eigenen Chef und dessen Vergangenheit etwas näher anzusehen, als nationale Männer zu bespitzeln. Man hat diesen wohlgemeinten Ratschlag offenbar nicht befolgt, denn die Überraschung ist nun groß. Wie üblich versucht man in Bonn die Schuld auf andere, in diesem Falle die Engländer, zu wälzen. Die Tatsache bleibt, daß alle Welt wußte, von welcher Art Herr Dr. John war, gegen dessen Einstellung und Tätigkeit keinerlei Einwendungen erhoben wurden, bis er nunmehr zum Osten überlief, um dort gegen das deutsche Volk möglicherweise noch größeren Schaden anzurichten, als er dies während und nach dem Kriege schon getan hat.

Trotz häufiger Störungen arbeite ich die Rede aus, die ich abends in Bielefeld halten will und mache das Manuskript fertig. Um acht soll ich sprechen, um halb sieben fahren wir aus Hannover heraus. Ein Mitfahrer nimmt die Schreibmaschine auf die Knie und ich diktiere ihm den Wortlaut. Kurz nach acht treffen wir in Bielefeld ein, und die Tasten

der Schreibmaschine sind auch gerade erst zur Ruhe gekommen. Mit dem Konzept unter dem Arm versuchen wir uns durch die Menge, die vor dem Versammlungslokal und drinnen erst recht dicht gedrängt steht, hindurchzuschieben. Das ist aber schließlich nur mit Hilfe der Polizei, und auch so nur ganz langsam, möglich. Im Saal selbst gibt es einen ungeheuren Jubel, Sprechchöre werden veranstaltet, es kommen ehemalige Soldaten heran, es kommen Frauen und Kinder, einige weinend, und erzählen, daß sie sich schon so lange auf den Augenblick gefreut haben, da sie mir danken könnten, weil ihr Mann oder Vater, der schon hinter den russischen Panzern marschiert sei und sein Schicksal schon aufgegeben hatte, doch noch zurückgekommen sei, da unsere Panzerstaffel ihn und seine Kameraden wieder herausgehauen hätte. Andere erzählen, wo sie bereits von Russenpanzern eingeschlossen waren, die dann von uns abgeschossen wurden. Solche und ähnliche ergreifenden Szenen machen es noch schwerer, uns einen Weg nach vorne zu bahnen. Es sind auch Bekannte aus meinem schlesischen Heimatdorf gekommen. Alles trifft sich hier, es herrscht eine kaum vorstellbare Begeisterung, und ich sage schon draußen zu Naumann: Die guten Bonner werden sich das kaum lange mit ansehen. Man hat immer behauptet, die Frontgeneration sei für politische Dinge nicht mehr zu haben und die Jugend erst recht nicht, und nun schauen Sie mal an, hier ist nur Frontgeneration und Jugend, und dann diese unbeschreibliche Begeisterung! Es ist ganz unmöglich, daß Bonn das duldet. Wir werden wahrscheinlich heute abend mit dem Schraubenschlüssel an unserem Wagen kontrollieren müssen, ob die Vorderräder nicht schon locker sind bzw. werden mit Verboten und terroristischen Maßnahmen zu rechnen haben. Denn was sich hier tut, paßt in keiner Weise in die offizielle Konzeption.

Ich weiß sehr gut, daß dieser Jubel nicht mir persönlich gilt, sondern einfach dem Vertreter der Millionen Soldaten, die bis zum Ende ihre Pflicht getan haben und heute nicht behaupten, sie wären schon immer dagegen gewesen, sondern bewußt betonen, daß sie für das, was sie getan haben, auch einstehen. Diese Einstellung wird eben in breiten, gesund empfindenden Schichten unseres Volkes immer noch geschätzt und geachtet, aber gerade das ist es ja auch, was gewissen Leuten ein Dorn im Auge sein muß.

Nachdem es uns schließlich gelungen ist, bis zur vorderen Saalfront vorzudringen, spricht zunächst kurz Thadden, und dann bin ich an der Reihe, mein Manuskript zu verlesen, und beziehe mich dabei im großen ganzen auf die Dinge, die ich auch mittags schon in der Pressekonferenz zur Sprache gebracht habe. Kaum bin ich fertig, beginnt der Jubel wieder von neuem. Wir können uns vorne am Pult kaum retten. Es mag mehr als eine Stunde



Beim Gouverneur von Valparaiso in Chile



Vortrag in der Heimat

dauern, bis wenigstens ein Teil der Autogrammjäger zufriedengestellt ist und wir uns langsam wieder aus dem Saal hinausschieben können.

Auch draußen ist wieder dasselbe Gedränge. Ich komme nicht an den Wagen heran, und als ich ihn schließlich doch erreicht habe und daneben stehe, wird der ganze Wagen hin und her geschoben von Jugendlichen, die noch Unterschriften haben wollen. In ihrem Eifer schieben die einen hin, die anderen her, die die hinten schieben, haben das Übergewicht und rollen mir den Wagen zunächst mal auf den Holzfuß, so daß ich die andere Partei ermuntern muß, kräftiger dagegenzudrücken, damit wir ihn wieder vom Holzbein herunterbekommen. Aber sie halten sich die Waage, der Fuß bleibt unter dem Rad, und ich kann weder einsteigen noch mich sonst rühren. Inzwischen werden mir viele Bleistifte und Federhalter entgegengehalten, und ich gebe, gefangen wie ich bin, Unterschriften, bis mein Fuß bei einer weiteren „Truppenverschiebung“ endlich wieder frei wird. Wir fahren dann in ein Hotel, in dem die internationale Presse wartet, die zum Teil an der Versammlung teilgenommen hat und noch einige Fragen stellen will. Dem Hauptschriftleiter der „Le Monde“ ist aufgefallen, daß unangenehme Sprechchöre aufgetaucht wären, wie „Deutschland erwache“, usw., und ich muß versichern, daß diese Chöre nicht von mir bestellt sind, sondern einer Überbegeisterung entsprangen, aber keinesfalls etwas mit einer Restauration der NSDAP zu tun haben. Wir sitzen noch recht lange mit den Presseleuten zusammen. Zwischendurch werde ich noch für eine Stunde zu einer Gruppe der „Deutschen Reichspartei“ geholt, die sich an einem anderen Ort versammelt hat.

Gegen Morgen kommen wir schließlich noch ein paar Stunden zum Schlafen, fahren aber im Laufe des Vormittags in Richtung Lüneburg, wo ich abends spreche. Es ist dasselbe Bild wie in Bielefeld. Auch hier treffe ich wieder Leute aus meiner Heimat, wieder unbeschreiblicher Jubel, wieder — nachdem ich ungefähr anderthalb Stunden gesprochen habe — die Autogrammjäger und Menschen, die mein Buch „Trotzdem“ kaufen und natürlich eine Widmung hineingeschrieben haben wollen. Und dabei habe ich es doch eilig, da ich am nächsten Morgen um elf bereits in Passau sprechen soll. Frau Lucht lotst mich mit viel List und Tücke aus dem Saal, wir trinken noch schnell eine Tasse Kaffee und dann sitze ich schon am Steuer des Volkswagens und mit „viel Gas“ geht es nach Süden.

In Göttingen tanken wir und schauen dabei kurz bei einem Soldatentreffen der Division von Hoßbach vorbei. Wir nutzen den Aufenthalt zu einer kurzen Stärkung.

In brausender Fahrt geht es weiter. Wir tanken noch einmal in Würzburg und fahren gegen elf Uhr müde und unrasiert in Passau ein. Die Ver-

sammlung bietet auch hier das gleiche Bild wie in Norddeutschland. Wieder sind Bekannte anwesend. Nachher setze ich mich wieder in den Wagen, bin nachmittags um drei Uhr in Regensburg und spreche auch dort. Auf dem großen Platz vor dem Saal, in dem ich spreche, ist eine riesige Menschenmenge versammelt, durch die ich mir nur mit Hilfe der Polizei einen Weg bahnen kann, in der Halle selbst etwa drei- bis viertausend Menschen. Auch hier in Regensburg ist die Begeisterung wieder die gleiche. Nachdem ich mir nur mit Mühe den Weg durch die Massen zum Rednerpult gebahnt habe, beginnen auch schon die Zwischenrufer, ich sei wohl gerade von der Ostzone eingeschleust. Einer ruft: „Rudel, wie kamen Sie überhaupt dazu, den armen Russen die Panzer kaputtzuschießen?!" Es tut mir leid, daß ein alter Rußland-Landser sofort zu ihm hinläuft, ihm eine Maulschelle schlägt, daß er vom Stuhl fällt und von der Polizei, leicht benommen, aber lächelnd hinausgetragen werden muß. Dann ist es Ruhe, und es sollten die letzten Zwischenrufe bei all meinen Vorträgen bleiben. Nach meiner Rede ist es wieder das gleiche Kunststück, aus dem Saal heraus- und draußen in mein Auto zu kommen. Zwei Stunden später bereits spreche ich unter denselben Umständen in Schwabach, anderthalb Stunden später in Weißenburg, abends um elf noch einmal in Gunzenhausen, wo mein Vater und meine Mutter eine zweite Heimat gefunden hatten nach dem Krieg, und wo ich auch zum erstenmal auf dieser Reise, nach der Wahlversammlung, meine Mutter sehe. Im Anschluß an meine Ausführungen erzähle ich hier noch die Llullay-Yacu-Geschichte, und wir sitzen noch eine Weile zusammen. Dann bringe ich meine Mutter nach Hause, um sie wenigstens noch ein klein wenig zu sehen.

Wenn ich das Facit aus meiner bisherigen Reise hier unten in Bayern ziehe, so kann ich mir kaum denken, daß man mich ungehindert wird weitersprechen lassen. Ich bin überzeugt, daß man von jedem Ort, an dem ich sprach, gemeldet worden ist, daß man auf der Hut sein müsse, denn es ist ein unvorstellbarer Jubel bei jeder Kundgebung, und wenn ich auch überall gleich zu Anfang die Leute vom Amte für Verfassungsschutz auffordere, den Federhalter fortzulegen und sich lieber einmal aufmerksam den Lebenslauf ihres Auftraggebers durchzulesen. Es wird bei dem genannten Amte von meiner Tätigkeit hier ein Bild entstanden sein, das zu undemokratischen und illegalen Maßnahmen gegen uns führen kann.

Es wird daran auch nichts ändern, wenn wir betonen, daß wir selbst keine illegalen Wege beschreiten werden, daß wir das gar nicht nötig haben, weil wir den stärksten Bundesgenossen auf unserer Seite haben, den es überhaupt gibt, nämlich unser jugendliches Alter, während auf der Gegenseite verschiedene Herren augenscheinlich von Torschluß-Panik ergriffen sind,

da die kommende Wahl ihre letzte oder auch vorletzte sein wird. Unsere Aufgabe kann, da wir ja Zeit haben, also nur sein, weiter zu lernen, weiter an uns zu arbeiten, weiter Erfahrungen zu sammeln und vor allem, gesund zu bleiben, denn dann werden wir diese Herren sowieso überleben und die Verantwortung wird dann auf unsere Generation übergehen.

Am nächsten Abend soll ich in Nürnberg sprechen, komme dorthin, und mir wird gesagt, der Oberbürgermeister habe gerade angerufen, ich hätte Redeverbot. Begründung: ich hätte in einer Regensburger Rede gesagt, man spräche heute soviel von Demokratie, früher hätte man wenigstens zugegeben, daß es eine Diktatur sei, es sei aber in vielen Dingen damals wesentlich demokratischer zugegangen als heute in der sogenannten Demokratie. Ich sehe in dieser Formulierung keinen Grund für ein Redeverbot und rufe den Oberbürgermeister an. Er wiederholt mir gegenüber diese Begründung, sagt auch, ihn hätten fast alle Nürnberger Betriebe angerufen, sie würden heute abend marschieren, und er habe nicht genügend Polizei, um mich zu schützen. Außerdem benötige er einen Teil der Polizei schon für eine Versammlung der „Zeugen Jehovas". Es sei aber nicht möglich, die Versammlung durchzuführen. Ich beteure, daß ich keinerlei polizeilichen Schutzes bedürfe und er sich darum nicht bemühen brauche, sondern die Gewerkschaften ruhig marschieren lassen könne. Denn wir hätten bei den bisherigen Versammlungen die Erfahrung gemacht, daß es ruhig und diszipliniert zugegangen sei. Die Gewerkschaften würden vielleicht einige Funktionäre mitbringen, die ein paar Zwischenrufe machen würden, die Masse der Arbeiter selbst aber würde mir erfahrungsgemäß begeistert zustimmen, wie an den anderen Orten auch, denn diese seien ja in ihrer überwältigenden Mehrheit Frontsoldaten, Kriegskameraden und würden sich durch keinerlei parteipolitische Zwistigkeiten davon abhalten lassen, daß ich sie begrüße. Darum seien die Gewerkschaften überhaupt nicht zu fürchten, denn sie würden von mir in keiner Weise politisch angesprochen, sondern nur als Kameraden.

Der Oberbürgermeister gibt daraufhin zwar zu, daß er sehr merkwürdige Dinge von meinen bisherigen Veranstaltungen gehört habe, und es selbst für möglich hielte, daß nichts passiert, aber er bleibt letztlich fest und sagt, daß er das Sprechverbot für Nürnberg aufrecht erhalten müsse. Kurz darauf erfahren wir, daß das auch in Fürth der Fall ist, wo ich gleich im Anschluß an Nürnberg sprechen sollte. Hier ist die Begründung Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung. Ich rufe daraufhin schnell in Berchtesgaden an, ob es möglich sei, für den gleichen Abend dort noch eine Versammlung zu füllen, da ich in Nürnberg und Fürth Sprechverbot hätte. Das wird zugesagt, und ich starte also von Nürnberg abends etwa um sieben,

fahre noch schnell am Holzmüllerbau vorbei, wo schon eine Menge Menschen stehen. Als ich dort ankomme, kommt eine Gruppe von Männern auf mich zu, die mir einen riesigen Rosenstrauß übergeben mit großen, schwarz-weiß-roten Schleifen und einer lieben und gutgemeinten Inschrift, andere Gruppen äußern ihre Meinung in Sprechchören. Die Leute nehmen eine nicht gerade freundliche Haltung gegenüber der Polizei ein, die sie nicht in den Holzmüllerbau eintreten läßt, und die immer wieder versichert, Rudel dürfe nicht sprechen, und die Demonstrationen nehmen bereits ihren Anfang, als ich in höchstem Tempo nach Berchtesgaden abfahre. Diese Demonstrationen haben dann bis zwölf Uhr nachts gedauert. Unter Absingen des Deutschlandliedes protestiert die Menge gegen mein Sprechverbot. Die Polizei weiß kein besseres Mittel als mit dem Gummiknüppel gegen das Deutschlandlied vorzugehen und außerdem Wasserwerfer einzusetzen, wahrscheinlich die richtige Art, um das Volk für eine demokratische Regierungsweise zu gewinnen.

Ich komme inzwischen in Berchtesgaden an. Bevor ich anfange zu sprechen, kommt Sepp Huber, der dort Führer der „Deutschen Gemeinschaft" ist, um mir mitzuteilen, daß er mit seinen Kameraden von nun an bei der „Deutschen Reichspartei" mitmarschiert. Ich freue mich darüber sehr, zumal ich ihn schon seit langer Zeit kenne und weiß, daß es ihm nicht anders geht wie mir, daß wir alles von einem überparteilichen Gesichtspunkt aus sehen, letztlich nur die Nation im Auge haben, und uns in diesem Augenblick lediglich deshalb für eine Partei einsetzen, um wenigstens ein paar Männer in das westdeutsche Bundesparlament hineinzubekommen, die dort kompromißlos die Sache Gesamtdeutschland vertreten. Ich bleibe etwa zwei Stunden in Berchtesgaden und fahre dann frühmorgens zurück, denn auf meinem Dienstplan steht heute Bayreuth und Kulmbach.

In Bayreuth angekommen, erfahre ich, daß seit einer Stunde eine Verfügung des bayerischen Innenministers Hoegner vorliegt, die mir für ganz Bayern Sprechverbot auferlegt mit der Begründung, ich verfolgte die Ziele der verbotenen „Sozialistischen Reichspartei". Ich muß gestehen, daß mir die Ziele dieser Partei, der ich nie angehört habe, unbekannt sind. Es handelt sich also um ein Schlagwort, um das Sprechverbot eben irgendwie zu begründen. „Gleiches Recht für alle! Freie Wahl!" Ich komme in einen großen Saal. Es sind etwa vier- bis fünftausend Menschen versammelt und hunderte stehen noch draußen, die noch gar nicht ahnen, daß ich nicht sprechen darf. Mit vieler Mühe komme ich hinein, und schon umringen mich Landser, die mir erzählen, wo ich sie in Rußland herausgehauen hätte. Es kommen auch Leute aus Schlesien, aus meiner engeren Heimat. Endlich habe ich mich zum Pult durchgeboxt, da eröffnet ein Vorredner den Abend

und teilt den Leuten mit, daß ich nicht sprechen dürfe. Das ist das Signal zu minutenlangen Schmäh- und Pfuirufen. Es fallen Ausdrücke, die nicht gerade schmeichelhaft für den bayerischen Innenminister sind, und es wird gerufen: „Rudel soll sprechen!" Natürlich kann ich das nicht, weil es sonst unnötigen Ärger gibt, ich bitte aber meinen Begleiter, er möchte doch mein fertiges Manuskript verlesen. Ich stehe daneben, und damit ist der Abend einigermaßen gerettet. Anschließend gehen wir nach Kulmbach. Dort wiederholt sich das gleiche. Auch hier wird den Menschen, die sich versammelt haben, verkündet, daß ich nicht sprechen darf, auch hier wieder wütender Protest gegen diese undemokratische Verordnung, und auch hier wird in meiner Anwesenheit mein Manuskript verlesen, etwa die gleiche Rede, die ich auch in Bielefeld schon gehalten hatte. So haben wir das Redeverbot doch umgehen können.

Die Quittung bekamen wir am nächsten Tage, als von Herrn Högner gegen mich das „Versammlungs-Teilnahme-Verbot" erlassen wurde. Ob das eine superdemokratische Erfindung ist? Von Kulmbach aus fahre ich die ganze Nacht durch und spreche früh um zehn wieder vor der Presse in Hannover. Selbst die Presse ist erstaunt über die letzten gegen mich erlassenen Maßnahmen. Denn es ist ja jetzt praktisch so, daß ich ausgerechnet in dem Land, in dem ich Spitzenkandidat bin, Sprech- und Versammlungsverbot habe und nur zwei Tage überhaupt Gelegenheit hatte, mich den Wählern bekanntzumachen.

Von Hannover geht es weiter nach Norden, zunächst nach Diepholz, wo ich am späten Nachmittag spreche. Anschließend sind eine Menge „Trotzdem"-Bücher mit Widmung zu versehen. Diepholz gehört zum Wahlkreis Dr. Naumanns, wo er zwar nicht kandidieren darf und ausgeschaltet ist, wo er sich aber eines Tages zur Nachwahl stellen könnte, wenn der Verfassungsgerichtshof in seiner Sache Recht sprechen sollte. Abends fahren wir weiter nach Emden. Dort fängt es gleich heiter an. Ich habe meinen Begleiter aus den Augen verloren und frage die Polizei, wo hier eine Veranstaltung sei. Mir wird bedeutet, gleich um die Ecke. Ich komme in einen kleinen Raum mit wenig Leuten und merke gleich: hier bist du falsch! Es scheinen sozialdemokratische Parolen zu sein, die da gerade verkündet werden. Später stellt sich dann auch heraus, daß es sich um eine sozialdemokratische Versammlung handelt. Inzwischen setzt starker Regen ein, in den Straßen entstehen Überschwemmungen, und es ist kaum möglich, sich durch die Stadt zu bewegen. Natürlich macht sich das auch an der Teilnahme bemerkbar. Der Saal in Emden ist nicht so überfüllt wie in den Orten bisher, aber wenn ich ihn mit der eben erlebten SPD-Versammlung vergleiche, so ist doch ein Vielfaches der dortigen Teilnehmerzahl gekommen. Vor mir

spricht der ehemalige Staatsrat Meinberg und beeindruckt mich durch sein fundamentales Wissen. Er ist ein großartiger Bauer, von echtem Schrot und Korn und eine ausgesprochene Führungspersönlichkeit, zu der man schnell Vertrauen faßt. Später sitzen wir noch zusammen, und ich komme endlich dazu, etwas zu essen. Es mag gegen zwölf Uhr sein, da fragt irgend jemand: „Ja, wie war es denn heute in Adorf?“ Ich sage: „In Adorf, was ist denn das?“ Ja, das läge doch sechzig Kilometer von hier entfernt, und ich hätte doch heute dort gesprochen. Darauf kann ich nur erwidern, gesprochen hätte ich dort zwar nicht, aber vielleicht hätte ich dort sprechen sollen, und wenn das der Fall sei, so läge ein klarer Fall von Fehlorganisation vor. Es wird also in Adorf angerufen, und es stellt sich heraus, daß tatsächlich noch einige hundert Menschen dort sitzen und warten. Seit acht Uhr. Ich sage sofort telefonisch zu, daß ich noch kommen werde, und bin tatsächlich gegen ein Uhr morgens dort. Die Leute sind wirklich immer noch versammelt, und diese Zusammenkunft wird eine der schönsten dort oben in Ostfriesland, die ich überhaupt in dieser Zeit erlebt habe. Einschließlich Polizei stellt alles in diesem Dorf eine wirkliche Gemeinschaft dar, und so nehme ich dort von der Wasserkante die allerbesten Eindrücke mit.

Und da der Tag nun schon einmal angebrochen ist, geht es gleich weiter. Ich spreche in den folgenden vierundzwanzig Stunden noch in mehreren anderen ostfriesischen Orten, unter anderem in Westerhuderfehn, und abends geht es dann wieder nach Süden, nach Nienburg, wo eine größere Kundgebung angesetzt ist, und wo wir nach zwölf Uhr eintreffen. Der Saal ist trotzdem noch vollkommen überfüllt, und ich spreche anderthalb Stunden lang. Am nächsten Morgen fahren wir nach Rotenburg, südlich Bremen. Auch diese Versammlung ist wie alle anderen überfüllt.

Anderthalb Stunden später geht es bereits in schneller Fahrt nach Bremen. Die Zeit wird, wie so oft auf dieser gehetzten Reise, schon wieder knapp. Vor Überfüllung kommen wir auch hier kaum in den Saal hinein. Mit Hilfe der lieben Polizei werden wir durch die Menge, die draußen vor der Sporthalle steht, hindurchgeschleust. Und durch einen ganz kleinen Nebeneingang hinter der Bühne gelangen wir schließlich auf das Podium. Die Sporthalle faßt einige tausend Menschen, und mir wird gesagt, daß sie schon einige Stunden vor Beginn polizeilich gesperrt war, weil der Andrang so groß war. Interessant ist zu hören, daß wenige Tage vorher einer der Bonner Minister am gleichen Ort sprach, vor einem Bruchteil der Menschen, die heute hier erschienen sind, und daß er nicht gerade Begeisterung erntete, als er in einem seiner ersten Sätze sagte: „Wie können Emigranten wie Rudel es wagen, sich in die deutsche Politik einzumischen.“ Es sind ihm dann, so wird mir erzählt, einige passende Antworten gegeben worden. Und

man wiederholt mir Zwischenrufe wie „wir wären froh, wenn unsere Politiker schon früher etwas Auslandserfahrung gehabt hätten. Dann wär nicht soviel Unsinn bis auf den heutigen Tag geschehen.“ Bremen ist immerhin alte Welthandelsstadt, und es war nicht sehr geistreich von dem Herrn Minister, ausgerechnet dort mit dem Schlagwort „Emigrant“ zu operieren. Bei unserem Kommen spricht bereits Hans Grimm. Es ist mäuschenstill. Grimms Vortrag hat ein ausgesprochen hohes Niveau und könnte ebensogut auf dem Dichtertreffen in Lippoldsberg gehalten werden. Nach ihm bin ich gleich an der Reihe. Die Zeit vergeht wie im Fluge und schon bin ich wieder durch das erwähnte kleine Hintertürchen draußen im Freien.

Im Anschluß an die Versammlung begleiten mich vorsichtshalber einige Motorradfahrer der Polizei. Wir fahren nach Bremerhaven, denn dort soll ich noch so gegen Mitternacht sprechen. Ich frage die Polizisten, warum sie mitfahren. Sie antworten lachend, wegen angesagter Störungen durch die Gewerkschaften sei es sicher nicht nötig gewesen, aber sie freuten sich aufrichtig, mich ein Stück begleiten zu dürfen. Sie knattern neben unserem Wagen her, und erst kurz vor Bremerhaven gibt es einen herzlichen Abschied. Das ist nun meine vierte Versammlung heute. Ich bin entsprechend abgespannt. In diesem Zustand ist es schwer, nach etwa 15 Minuten noch zu wissen, ob das, was man nun als nächstes sagen will, nicht dasselbe ist, was man bereits vor fünf Minuten gesagt hat, oder vor einer Stunde am letzten oder vor drei Stunden am vorletzten Versammlungsort. Das erfordert ohnehin äußerste Konzentration, um zwölf Uhr nachts aber noch einmal so viel wie sonst.

Ich bin etwas schlaftrunken aus dem Volkswagen gestiegen, als auch schon einige Matrosen mit freier Brust auf mich zukommen. Ich ahne nichts sonderlich Gutes. In einer Hafenstadt können immerhin etliche Kommunisten und ähnliche Elemente vorkommen. Eine solche Begegnung wäre mir bei der ersten oder zweiten Versammlung des Tages natürlich sympathischer gewesen, als ich geistig noch besser auf Draht war und jede Antwort schlagkräftiger und wohl auch überzeugender ausfiel. Da ist schon der Wortführer bei mir und sagt: „Sie sind ja an sich immer ’n ganz patenter Kerl gewesen, aber Sie wissen wohl gar nicht, für was Sie da vorne sprechen wollen! Denn der Mann, der da auf der Liste steht, für die Reichspartei, is nich der „Richtige“. Also, wir wollt’n Sie nur warnen, denn vermutlich wissen Sie gar nich, für was Sie hier sprechen. Wir sind ja nun neugierig, was Sie dazu sagen werden.“ Ich erzähle den Leuten im wesentlichen dasselbe, was ich auch in den anderen Versammlungen gesagt habe, stelle mich nur hier und auf die scheinbar kritischere Haltung der Zuhörer ein. Aber es kommen keine Zwischenrufe mehr, auf die ich natürlich nach dem

eben Erlebten gefaßt war. Gegen zwei Uhr morgens bin ich fertig. Unten wird gerufen „Diskussion! Diskussion!“ Der Versammlungsleiter, der neben mir steht, und den ich nicht weiter kenne, vermutlich der, von dem mir die Matrosen draußen sagten, er sei nicht der Richtige, sagt aufgeregt: „Um Gottes Willen, keine Diskussion mehr! Schnell Deutschlandlied und Schluß.“ Noch bevor ich etwas einwenden kann, wird bereits das Deutschlandlied intoniert und hinterher beginnt das übliche Autogramm- und Buchwidmungen-Schreiben. Auch werden wieder Kriegserlebnisse ausgetauscht mit Kameraden, mit denen ich in Rußland zusammen war, oder denen wir von oben geholfen haben, sich der Panzer zu erwehren.

Mitten darin sehe ich plötzlich wieder meine Matrosen kommen. Sie pflanzen sich vor meinem Tisch auf und der Wortführer kommt wieder vor und sagt: „Sagen Sie mal, waren Sie auch dafür, daß wir nich diskutieren?“ Ich sage „nein“, und wie es war, daß ich gar nicht mehr zu Worte kam. Aber sie sollten mich eben zu Ende machen lassen hier, heute Nacht hätte ich ja keine Versammlung mehr, wir könnten uns also gerne zusammensetzen, und sie könnten Fragen stellen, so viel sie wollten. Nachdem ich dann alle anderen weggeschickt habe, sitzen die Matrosen um mich herum und ihr Sprecher sagt, sie hätten von mir gern ein paar Sachen gewußt, einmal, was ich von der Wiedervereinigung hielte und wie die wohl vor sich gehen könne, zweitens — was ich von der Wiederaufrüstung hielte und drittens, was ich von einem neuen Krieg hielte. Ich nehme also sozusagen ganz privat noch einmal zu diesen Dingen Stellung und setze den Männern auseinander, warum heute wesentlich wichtiger als eine Wiederbewaffnung zunächst einmal die Wiedervereinigung der Zonen ist, die man eben mit allen Mitteln versuchen muß, auch auf die Gefahr hin, daß die Besatzungsmächte abziehen, und zwar beide, und daß der Einwand der Regierung, dann würden die Russen einmarschieren, nicht zieht, weil der Russe sowieso einmarschieren kann und wird, wann er will, heute, morgen oder in zehn Jahren. Denn wie will man ihm militärischen Widerstand leisten mit zehn oder fünfzehn Divisionen, wo wir es bei Kriegsende mit neunzig Divisionen nicht schafften, und der Russe inzwischen mit Hilfe deutscher Wissenschaft ganz bedeutende Fortschritte gemacht hat, sowohl bei der Marine wie bei der Luftwaffe. Ich versuche den Männern auch zu erklären, daß man uns nicht gut zumuten kann, die neuen Waffen gegen unsere eigenen Brüder zu erheben. Wenn wir aber nach der Wiedervereinigung der beiden Zonen anstatt eines „Europa-Heeres“ eines Tages über eine National-Armee verfügten, dann würde das auch, rein militärisch gesehen, viel wirkungsvoller sein, weil eine solche National-Armee naturgemäß eine weit höhere Schlagkraft hat als ein noch so gutes Europa-Heer, das unseren östlichen Gegnern nur ein Lächeln ab-

ringen kann. Die Wiedervereinigung aber kann überhaupt nicht mit Waffengewalt, sondern nur auf friedlichem Verhandlungswege erreicht werden. Wir wollen nicht, daß unser Land Aufmarschbasis für fremde Völker wird. Denn deren Sieg könnte uns dann nichts mehr nützen.

Die Matrosen hören sich das an. Wie ich nichts mehr sage, stehen sie auf und ihr Wortführer sagt beim Verabschieden: „Was Sie da über die Wiedervereinigung gesagt haben und auch über die Wiederbewaffnung, das ist ganz vernünftig und deckt sich auch fast mit unserer Meinung. Manchmal erinnert es ja'n bißchen an die Parolen von der Gesamtdeutschen Volkspartei. Aber", und dabei lächelt er etwas, „das ist uns gar nicht so unsympathisch. Gegen Sie persönlich haben wir ja auch gar nischt. Das haben wir Ihnen ja gleich gesagt. Also, dann nichts für ungut!" — Und damit ziehen sie ab. Wahrscheinlich sind solche privaten Aussprachen in kleinem Kreise die einzige Möglichkeit, die Menschen, um die es sich lohnt, zum ruhigen Nachdenken zu bringen. Mit dem üblichen Wahlrummel und mit Schlagworten ist hier überhaupt nichts mehr zu machen.

Mein Begleiter sagt: „Gott sei Dank, nur noch heute abend in Norden, und dann ist der ganze Zauber vorbei." Schon planen wir einen ruhigen Tag mit Wasserfahrt über den Jade-Busen, und ich schlage vor, erst noch mit dem Dampfer nach Norderney zu fahren und eine Stunde zu schwimmen. Wenn ich schwimmen kann, wird die Rede abends besser, das haben wir damals in Witmund gesehen. Da konnten wir auch vorher baden, und alles war wie neu. Denn von der ewigen Tretmühle einer solchen Wahlreise werden die einzelnen Ansprachen nicht gerade besser. Gesagt, getan. Wie wir auf dem Dampfer nach Norderney sitzen, sage ich: „Ich habe so ein merkwürdiges Gefühl, ich glaube, irgendwo warten schon wieder welche auf uns." Mein Begleiter meint, ich litte schon an Verfolgungswahn. Damals in Adorf sei das ein einziges Mal vorgekommen. Aber heute wären wir garantiert nur abends in Norden angesetzt. Er habe eine Liste ... Aber mein Gefühl läßt sich nicht beschwichtigen, irgendwo warten welche auf uns. —

Der Dampfer legt in Norderney an. Strahlend blauer Himmel, wenn auch schon etwas spät am Tage. Wir gehen über das alte Flugplatzgelände, das erst vor kurzem von den Tommis in Trümmer gelegt wurde, an den Strand und schauen, wo wir baden können, finden auch bald eine geeignete Stelle, ziehen uns aus, und schon geht's ins Wasser. Das heißt, zuerst will man uns gar nicht mehr hineinlassen, es sei schon zu spät, aber ich hüpfe trotzdem ins Wasser, schwimme die ersten Meter, rufe dem Bademeister zu, er brauche sich um uns nicht zu kümmern, wir baden auf eigene Gefahr. Beim Schwimmen sage ich wieder: „Hören Sie, ich habe jetzt das ganz sichere Gefühl, daß wieder Menschen auf uns warten." Mit mir sei heute

überhaupt nicht zu reden, erhalte ich zur Antwort, das sei tatsächlich schon Verfolgungswahn, wie denn da Leute warten könnten, wenn nichts angesetzt sei. Also schwimmen wir weiter. Nach einer halben Stunde vielleicht kommen wir wieder heraus, sehen uns noch ein wenig vom Ort an und müssen uns dann schon beeilen, um noch zum Dampfer zurechtzukommen. Die Rückfahrt bei sinkender Sonne wird wunderbar schön, und nach einer Stunde legen wir wieder in Norden an.

Mit dem Wagen fahren wir zu einem Haus am Stadtrand, wo wir uns melden sollen, und haben den Herrn auch bald gefunden. Wir stellen uns vor, fragen, wo denn die Veranstaltung sein soll, und da kommt auch schon seine Gegenfrage, wie es denn heute nachmittag in Aurich gewesen sei, ob viele Leute dort gewesen seien. Ich erzähle ihm, daß wir in Norderney schwimmen waren. Er sagt: „Machen Sie keinen Spaß, wo waren Sie denn um vier und um sechs?" — „Um vier saßen wir auf dem Dampfer nach Norderney und um sechs auf dem von Norderney. Zwischendurch haben wir geschwommen." — „Aber das ist doch gar nicht möglich! Um vier sollten Sie in Aurich und um sechs in Hage sprechen." „Davon stand leider nichts auf unserem Zettel." Ich lasse anrufen, ob die Leute vielleicht noch dort sitzen wie damals in Adorf. Ja, in Aurich warten sie noch (seit drei Stunden!). Ich frage nach der Entfernung. Etwa sechzig Kilometer. Da hilft überhaupt nichts als sofort hinfahren und auf der Rückfahrt in Hage nachsehen, ob man dort vielleicht auch noch wartet. Und hier in Norden muß eben den Leuten gesagt werden, daß ich noch komme, wenn auch vielleicht erst um zwölf.

Mit viel Gas rauschen wir also nach Südosten und sind nach einer guten halben Stunde in Aurich. Einige Zuhörer mögen sich inzwischen verlaufen haben, aber der Saal ist noch gesteckt voll. Es herrscht reine Begeisterung, keine Zwischenrufe. Anschließend fällt das Autogrammeschreiben aus. Es muß jetzt sehr schnell gehen. Wir jagen nach Hage. Der Saal hier ist klein, der Ortsgröße entsprechend, aber auch gestopft voll. Die Leute stehen noch in den Nebenräumen. Nach anderthalb Stunden geht es wieder ohne Pause ins Auto. Denn noch steht mir die größere Versammlung in Norden bevor. Dort angekommen, suchen wir das angegebene Lokal, und ich spreche noch eine Stunde nach Mitternacht, um hinterher wieder im engeren Kameradenkreise bis drei Uhr morgens weiterzutagen, diesmal allerdings mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß das nun der letzte Tag der sogenannten Wahlkampagne war. Ich schlage, ehrlich gesagt, drei Kreuze hinter dieser Kampagne her. Etwas Aufregenderes und Anstrengenderes kann ich mir kaum vorstellen.

Kapitel XX

Deutschland heute und morgen

Wir reisen nach Düsseldorf, wo wir mit Naumann zusammensitzen und im Laufe des Abends kleinere Zwischenergebnisse von den Wahlen hören. Wir sehen bald klar, daß es so kommt, wie es kommen mußte, nachdem Naumann und ich von der Kandidatenliste gestrichen worden waren, Naumann zudem für das ganze Bundesgebiet und ich schon nach den ersten Tagen für Bayern Redeverbot hatte, wo ich Spitzenkandidat war. In den meisten Ländern, darunter Nordrhein-Westfalen, war sogar die ganze Parteiliste gestrichen, so daß in über 50 Prozent aller Wahlkreise überhaupt keine Möglichkeit bestand, die Deutsche Reichspartei zu wählen. Unter solchen Umständen war natürlich kein größerer Erfolg zu erwarten. Wir fragen uns lediglich, ob es nicht richtiger gewesen wäre, auf eine Beteiligung an dieser Wahl überhaupt zu verzichten und öffentlich zu erklären, daß die gegen uns ergriffenen Maßnahmen mit einer „freien Wahl" nichts mehr zu tun hätten. Aber nachdem wir uns nun einmal hineingestellt hatten, blieben wir auf dem Standpunkt, daß der Weg nun bis zu Ende zu gehen sei. Darum habe ich mich, obgleich ich nicht kandidieren durfte, ja „meiner" Partei nicht einmal formell angehörte, dennoch für sie eingesetzt.

Wenn wir uns das alles vor Augen halten, dann haben wir allen Grund, stolz zu sein, daß dennoch fast 300 000 aufrechte Deutsche den Mut fanden, diese Partei zu wählen, obgleich ihnen doch angekündigt wurde, was an wirtschaftlichem Terror gegen sogenannte Neofaschisten unternommen werden würde, daß ihre Stimmen ungültig werden würden, da die Deutsche Reichspartei als illegal erklärt und verboten werden würde und dergleichen mehr. Trotz all dieser Drohungen und Propagandamanöver, die unaufhörlich auf die Köpfe der Deutschen — oder man muß wohl sagen, auf die Bundesköpfe — herniederprasselten, haben sich fast 300 000 einen klaren Blick bewahrt. Das ist beinahe mehr, als wir hoffen durften.

Aber es wäre ja unter solchen Verhältnissen auch ganz irreführend, wollte man aus der Stimmenzahl irgendwelche Schlüsse ziehen. Will man das Ergebnis werten, muß man sich vor Augen halten, daß ja nur in ganz wenigen mittleren und kleineren Orten von dieser Partei überhaupt ge-

sprochen werden konnte, von einer eigentlichen Wahlpropaganda unsererseits aber überhaupt keine Rede war, ganz abgesehen von den Ländern, in denen unsere Liste überhaupt nicht zugelassen wurde. Die anderen Parteien blieben mit ihren haushohen Plakaten, mit ihren pseudonationalen Parolen natürlich nicht ohne Wirkung. Bei der Deutschen Reichspartei hat es bestenfalls hier und da zu einigen Flugblättern gelangt. Man kann also nur das Ergebnis in denjenigen Orten auswerten, in denen einer von uns gesprochen hat, denn nur dort konnten ja die Wähler wissen, daß es diese Partei überhaupt gibt, und was sie will. Sieht man sich aber die Endresultate in diesen zwanzig bis dreißig Orten an, so sind diese in keiner Weise niederschmetternd und durchaus nicht so nichtssagend wie das Gesamtergebnis in der Bundesrepublik. In diesen Orten hat die Deutsche Reichspartei zwischen sieben und vierzig Prozent der abgegebenen Stimmen erhalten, mit einer einzigen Wahlversammlung als Vorbereitung. Daraus läßt sich ohne weiteres ableiten, daß, sobald einmal das berühmte Silberstreifchen am Horizont unseres nationalen Daseins sichtbar werden wird, sich auch genügend Stimmen für eine starke nationale Partei finden werden. In dieser Hinsicht braucht uns vor der Zukunft nicht bange zu sein. Für u n s war diese Wahl ja nicht die letzte. Wenn es sein muß, so können w i r noch gut und gerne einige Wahlperioden warten.

So sind wir also in keiner Weise enttäuscht, als wir am nächsten Morgen die schon beinahe endgültigen Ergebnisse vor uns haben. Denn daß diese Festung nicht im Sturm zu nehmen sein würde, war uns von vorneherein klar, ganz davon abgesehen, daß der Deutschen Reichspartei gegenüber von einer freien Wahl gar nicht die Rede war. Was hier an praktischer Wahlbehinderung vorgekommen ist, das hat man im Westen bisher noch nicht gekannt. Es ist durchaus geeignet, die Demokratie als solche ad absurdum zu führen, ja, es ist paradox bis zur Groteske: um das Aufkommen einer starken nationalen Partei zu verhindern, von der man eine Bedrohung der Demokratie befürchtet, vernichtet man die Demokratie lieber selber und nimmt Zuflucht zu diktatorischen Willkürmaßnahmen. Wir sind aber darüber nicht weiter deprimiert, wie schon gesagt.

Montag morgen geht es mit dem Opel-Kapitän in schneller Fahrt nach Hamburg, in der Nacht darauf nach Frankfurt. Dort spreche ich vor einem Kreis ehemaliger Waffen-SS-Männer. Ihre Organisation scheint mir ein wenig indifferent zu sein. So viele tüchtige und wertvolle Männer der Kriegszeit sich hier auch zusammengefunden haben, so sind doch — je nach der örtlichen Führung — viele Kräfte am Werk, die gar nicht merken, daß sie bereits zu Werkzeugen der nordamerikanischen Propaganda geworden sind, daß einer gegen den anderen gehetzt wird, einer vor dem anderen

warnt und richtige Psychosen ausgebrochen sind. Die Elite von gestern ist heute noch bunt durcheinandergewürfelt. — Trotzalledem bereitet es mir aber große Freude, in diesem Kreise wieder einmal ungezwungen plaudern zu können und nicht mehr jedes Wort auf die Goldwaage legen zu müssen. Eine Fülle von neuen Gesichtspunkten und Problemen taucht auf, und viele machen sich ernste Sorgen, daß die nationale Sammlung nicht zustandekommen würde. Ich bin da, gerade nach den Erlebnissen und Erfahrungen meiner Wahlreise, zuversichtlicher. Wenn wir eine Organisation haben, die in ihrer Führung gesund ist, und an deren Spitze Leute stehen, die noch das uneingeschränkte Vertrauen der Frontgeneration und der Jugend besitzen, dann wird eines Tages plötzlich die nationale Sammlung da sein, ohne daß man viel von ihr spricht, und die vielen kleinen Gesundbeter, die heute noch ihre persönlichen Ambitionen vor die wirklichen Notwendigkeiten stellen und ihre ehrgeizigen Führungsansprüche nicht dem größeren Ziel unterordnen wollen, werden eines Tages allein stehen. Die Anhänger werden ihnen davonlaufen und sich dort sammeln, wo sie den aufrichtigsten Einsatzwillen spüren.

Anderntags bin ich in Stuttgart und treffe mich mit meinem Freund, der mir erzählt, welche Schwierigkeiten man ihm als früherem Herausgeber einer nationalen Zeitschrift macht. Ein Berufsverbot und unaufhörliche Verfolgungen durch die Behörden haben in ihm den Plan reifen lassen, die Heimat zu verlassen, da er sich mit Recht nicht dafür einsperren lassen will, daß er sich verpflichtet fühlte zu sagen und zu schreiben, was er für rechtens hielt. Wir haben wahrhaftig für die nächsten zehn bis hundert Jahre Märtyrer des Deutschtums genug. Wir brauchen Männer, die noch frei herumlaufen können, die ihre Kameraden wieder aufrütteln, die in der Lage sind, für die Wahrheit zu zeugen und sich dem Zugriff einer demokratischen „Rechtsprechung", der bekanntlich schon Sokrates zum Opfer fiel, zu entziehen. In diesem Sinne verabschieden wir uns herzlich.

Anschließend mache ich einen Besuch bei der Industrie und bin auch diesesmal wieder entsetzt über die Kurzsichtigkeit eines gewissen Typs von Industriellen, die tatsächlich der Auffassung sind, das Wahlergebnis sei „eine Großtat und ein Beweis für das politische Verständnis eines großen Teiles der westdeutschen Bevölkerung." Es ist mir unfaßlich, daß Männer, die Anspruch erheben, zur geistigen Elite zu gehören, nicht erkennen, daß dieses Wahlergebnis nichts anderes ist als der Ausdruck eines satten Bürgertums oder, wie es Kolbenheyer ein paar Tage später gesprächsweise ausdrückte, eine „Bauchwahl". Man fragt nicht mehr nach der Zukunft, lebt nur und ausschließlich noch dem heute, ist froh, daß es einem im Augenblick gerade ganz gut geht, aber sieht nicht, warum es so verhältnismäßig gut

geht, sieht nicht, daß die Amerikaner erhebliche Dollarmengen in Westdeutschland investieren, um es zu einer brauchbaren Aufmarschbasis für die Verteidigung amerikanischer Interessen bzw. internationaler Interessen auszubauen. Als wir seinerzeit den taktischen Grundsatz vertraten, es sei besser, rechtzeitig in Rußland einzumarschieren, als eines Tages um Berlin kämpfen zu müssen, da hat man das in Amerika „Nazi-Imperialismus" genannt. Heute, da Nordamerika sich in Europa festsetzt, weil es die Fernwirkung sowjetrussischer, bis vor kurzem noch „verbündeter" Atomwaffen hat fürchten lernen müssen, heute ist das gleiche nicht mehr als recht und billig, wenn auch die neuen „Verbündeten" dabei den Kopf verlieren. Denn wenn wir diese Politik fortsetzen, uns völlig einseitig den Nordamerikanern an den Hals werfen, dann ist es doch klar, daß wir den kommenden Krieg im eigenen Lande haben. Und das ist genau das, was wir unter allen Umständen vermeiden müssen, daß der erste Schlag des nächsten Krieges schon unserem Vaterland für immer den Garaus macht. Schon werden Kanonen mit Atom-Munition auf unserem heimatlichen Boden stationiert. Die Bilder dieser Geschütze gehen sogar durch die Zeitungen. Aber der Deutsche will nicht mehr denken. Er freut sich wohl gar über diese Kanonen als über eine Erhöhung seiner „Sicherheit"

Alle Argentiniendeutschen, die von einer Besuchsreise in die Heimat zurückkommen, erzählen das gleiche: das Leben in Westdeutschland gleicht dem Tanz auf dem Vulkan, man lebt ganz dem Augenblick, freut sich des Augenblicks und ist dankbar für das relative Glück des Augenblicks. Wer hat es erreicht, wer hat es geschaffen, dieses Glück des Augenblicks? Adenauer! Darum wählte man entsprechend und er, Adenauer, der „das furchtbare Erbe der Nazizeit antreten mußte", was hat er doch „Großes daraus gemacht"! Welch ein tragisches Fehlurteil! Das Erbe, das Adenauer in Wirklichkeit antrat, war die Erkenntnis in Ost und West, daß Deutschland das einzige dynamische Element in Europa ist, mit dem man für die Zukunft noch rechnen kann. Und die Folge dieser Erkenntnis war ein Wettlaufen zwischen Ost und West um maßgebenden Einfluß auf Deutschland. Kein deutscher Diplomat vor Adenauer hat über ein solches politisches Kapital, über solche Chancen verfügen können. Aber was haben viele deutsche Diplomaten, die der Geschichte angehören, aus ihren weit geringeren Möglichkeiten gemacht! Es braucht durchaus nicht gleich Bismarck ins Feld geführt zu werden.

Und was hat man nun in Wahrheit aus dieser einmaligen politischen Situation gemacht? Man hat die Vereinigung der beiden deutschen Hälften nach Kräften verhindert! Was ist tatsächlich das Ergebnis? Eine amerikanische Kolonie mit dem Namen „Westdeutsche Bundesrepublik", die

erst durch ihre Namensgebung, das sollte man nicht so schnell vergessen, die Begründung der „Deutschen Demokratischen Republik“ im Osten zur Folge hatte. Bis dahin war nämlich noch alles offen. Das ist die wirkliche Leistung. Wann hätte man auch nur versucht, eine eigene, eine deutsche Politik zu machen? Ein solcher Weg ist ja noch gar nicht beschritten worden. Wie will man da von vorneherein sagen, es sei unmöglich, ihn zu beschreiten? Wie kann man etwas unmöglich nennen, bevor man es mit allen zu Gebote stehenden Kräften versucht und immer wieder versucht hat? Nennt man das diplomatische Großleistungen, zu allem ja und amen zu sagen und den Ausverkauf des eigenen Landes zu betreiben? Obgleich man wie nie zuvor Gelegenheit hatte, zwischen den Fronten zu schwimmen und durch geschicktes Lavieren der eigenen Zukunft zu dienen?

Es ist zum Lachen, man will uns Soldaten verbieten, uns in die „Politik einzumischen“, und zeitigt selbst eine Auffassung vom Beruf eines Politikers und Diplomaten, die einen Hund jammern könnte. Wenn auch eine unabhängige deutsche Politik nur ganz geringe Chancen hätte, zum Erfolg zu führen, so wäre es trotzdem selbstverständliche Pflicht eines deutschen Staatsmannes, diesen Weg zu gehen, anstatt sich einfach bedingungslos in den östlichen oder westlichen Abgrund fallen zu lassen. Und wenn dann ein großer Teil der Bevölkerung einer Regierung, die sich und das Volk von vorneherein aufgibt, in Gestalt dieser Wahl auch noch ihre Zustimmung gibt, dann nennt man das ein Zeichen von „politischer Reife“. Aber letzten Endes bedeutet das alles ja nichts Neues. „Verstand ist stets bei wenigen nur gewesen“, sagt Schiller im Demetrius. Eine klare Übersicht über die wirklichen Zusammenhänge können im Volke immer nur ganz wenige haben, vielleicht sechs bis sieben Prozent — mehr nicht. Die Masse fliegt dorthin, wo deutlich sichtbare Augenblickserfolge sich zeigen, wenn diese auch bereits für die allernächste Zukunft schwerste Rückschläge heraufbeschwören. Aber Augenblickserfolge können auch einmal der nationalen Seite zufallen. Und dann wird die kleine Minderheit der Klarsehenden höllisch aufpassen müssen, daß sie nicht von der plötzlich wieder nach rechts fliegenden Masse überfahren wird. Da wird es dann erst recht heißen, einen ruhigen Kopf behalten!

Am nächsten Morgen geht es sehr zeitig nach München. Dort sitzen wir abends im größeren Kameradenkreis zusammen, sprechen von alten Zeiten und von den allerjüngsten, besonders über das Für und Wider, sich heute einzuschalten, über diese undankbare Aufgabe, bei der man sich immer wieder fragt: Ist es denn wirklich richtig, daß du deinen Namen hergibst, und es sind wieder die alten Einwände, denen ich zu begegnen habe.
Ich kann nur immer wieder sagen: Kinder, ihr könnt mir mein goldenes

Eichenlaub mit Bundesgold verbrämen, wenn ich es nun einmal als meine Aufgabe erkannt habe, mich heute auf diese Weise einzuschalten, dann werde ich sie genau so anpacken, wie damals meine Aufgabe im Kriege. Denn ich käme mir feige vor, wenn ich, nur weil ich Angst um meine persönliche Resonanz oder meinen sogenannten Ruf hätte, davon Abstand nehmen wollte. Ich fühle mich eben verpflichtet, meinen Mund aufzutun, und darum habe ich es getan und werde es weiter tun, ob das nun diesem oder jenem gefällt oder nicht. Entscheidend ist ja nicht der augenblickliche Erfolg, sondern nur das Festhalten an der einmal gewonnenen Überzeugung, und wenn auch später wirklich kein Enderfolg zu sehen sein sollte, so werden wir wenigstens vor uns selbst gerade stehen können, und das ist für mich nun einmal das Entscheidende, wenn ich auch sehr wohl weiß, daß Begriffe wie „Überzeugung", „Festhalten" und „Gerade stehen" heute für sehr viele Menschen einer restlos veralteten, ja, geradezu bronzezeitlichen Terminologie angehören.

Ich besuche Erwin Guido Kolbenheyer, den ich in Dankbarkeit meinen Freund nennen darf. Natürlich kommt das Gespräch zunächst auf die Wahlen. Er meint, ich solle doch froh sein, daß es mir diesmal noch erspart geblieben sei, in dieses traurige Parlament einzuziehen. Dabei fällt dann auch der oben schon erwähnte Ausdruck von der „Bauchwahl", der so treffend ist. Dann kommt er auf seine Arbeit zu sprechen, und ich höre mit Ehrfurcht von seinen Plänen. Er hat sich selbst einen „Fünf-Jahres-Plan" gestellt, für sein letztes Werk, den er auf jeden Fall noch zu erfüllen hofft. „Dann", sagt er still, „will ich gerne abtreten. Dann ist mein Lebenswerk vollbracht." — —

Am Abend dieses Tages sitzen wir wieder in München in einem Kreis zusammen, dem der Zusammenschluß der nationalen Opposition besonders am Herzen liegt, und der durch den Ausgang der Wahlen noch entschlossener geworden ist, nun endlich alle Hindernisse zu beseitigen, die einem solchen Zusammenschluß noch im Wege stehen, und es scheint mir wie eine Bestätigung dieser Gespräche, als ich am nächsten Morgen mit Roesch und Hack in Landsberg ankomme, der Stadt, in der so viele Märtyrer eines aufrechten Deutschtums tapfer und gefaßt unter dem Galgen standen oder heute noch in der Festung gefangengehalten werden. Sind wir es nicht diesen Männern schon schuldig, daß wir endlich alles Trennende überwinden und nur noch Deutschland sehen, nichts weiter als Deutschland? Roesch zeigt mir von außen die Stelle, wo der Galgen gestanden hat, an dem noch 1951 sieben Opfer einer verspäteten Siegerrache in vorbildlicher Haltung gestorben sind.

Wir stehen eine Weile und sprechen kein Wort. Aber ich habe mich seit meiner Heimkehr nirgendwo Deutschland so nahe gefühlt wie hier. —

HANS ULRICH RUDEL
ZWISCHEN DEUTSCHLAND
UND ARGENTINIEN